

Georg Forster's

sämmtliche Schriften.

Neunter Band.

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter
und begleitet
mit einer Charakteristik Forster's
von
G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

Neunter Band.

Briefwechsel. — Sakontala.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Inhalt des neunten Bandes.

Briefwechsel.

Briefwechsel.

Fortsetzung.

An seine Frau in Neufchatel.

Paris den 31. März 1793.

Ich bin vorgestern Abend hier angekommen, liebe Frau. Gestern bin ich im Nationalconvent gewesen, habe geredet, die Adresse des Mainzer Convents (ebenfalls von meiner eignen Arbeit) unter vielfältigem Beifallklatschen abgelesen und dadurch bewirkt, daß die Einverleibung der von den Franzosen besetzten Rheingegend in die Frankenrepublik auf der Stelle par acclamation decretirt worden ist. Potocki und Lux sind meine Mitdeputirte. Wir bleiben nun noch etliche Tage hier, bis wir wieder abgefertigt sind. Ich kann jetzt nicht nach Besançon, Euch zu sehen, wie ich es Anfangs willens war; wenn ich aber wieder zurückkomme, will ich mir einen Urlaub auf etliche Tage ausbitten — etwa im Mai.

Von Paris kann ich Dir noch wenig sagen; ich habe, außer Leuten, die auf mein Geschäft Bezug hatten, noch Niemand besucht noch gesehen. Alles ist jetzt ruhig. Aber freilich sind die armen Franken schon wieder, wie im vorigen Jahr, von ihren eignen Leuten, ihren Generalen, vielleicht sogar ihren Ministern, verrathen und verkauft worden. Alles ist entdeckt, Alles kommt ans Licht. Desto besser vielleicht für die gute Sache der Freiheit, daß das Volk noch einmal aufsteht und seine Feinde durch die unwiderstehliche Macht seiner Masse zu Boden drückt. Es ist doch ein bewundernswürdiges Phänomen, daß die Feinde nur durch Verrath und Bestechung etwas vermögen und daß die Emigrirten so unbegreiflich feigherzig sind. In Bretagne hat man sie — Du weißt, sie haben dort die

Rebellion angezettelt — wie Schafe vor sich her in das Gefängniß getrieben.

Mein Schicksal kann ich fürs erste von Mainz nicht trennen; was weiterhin geschieht, muß ich abwarten. Meine Partie ist einmal entschieden genommen, ich muß dabei leben und sterben. — Die Poissarden machten uns gleich gestern früh ihren Besuch, becomplimentirten und küßten uns und wünschten sich Glück zu unsrer Ankunft. Es kostete uns ein Assignat von 25 Fr. Allein da sieht man doch ein Pröbchen vom Pariser Geist. Ich bin immer noch mit der Revolution zufrieden, ob sie gleich ganz etwas Andres ist, als die meisten Menschen darunter denken. Lebe wohl.

An Dieselbe.

Paris den 5. April 1793.

Meine liebe Frau, suche Ruhe in Dir selbst zu gewinnen, und vor allen Dingen mache Dich unabhängig von Allem, was nicht absolutes Bedürfniß ist. Wir leben in einer unruhigen und gefährlichen Zeit und Niemand kann wissen, wie es in Kurzem um sein Bischen Habe stehen wird. Ich hatte vor meiner Abreise von Mainz einen Koffer *) für Dich packen lassen, da es Dir, wie ich aus den Sachen, die sich in Deinen Schränken vorfanden, ersah, an Allem fehlen muß; der Koffer sollte gleich nach meiner Abreise abgeschickt werden, allein drei Tage nachdem ich Mainz verlassen, ist Cüstine von Bingen und Kreuznach, durch Neuwinger's Ungehorsam gegen seine Befehle, vertrieben worden und hat sich bis Landau zurückziehen müssen, so daß wir von Mainz abgeschnitten sind. Nun bin ich zwar durch die übrigen Umstände überzeugt, daß dies nicht lange so bleiben wird, indem Cüstine gestern noch das ganze Commando der Moselarmee erhalten hat, wodurch er wahrscheinlich in Stand gesetzt wird, den Feind vor Mainz wieder hinweg zu treiben; allein fürs erste kann ich nichts machen, und bei den unzähligen Verrathereien, die jetzt auf allen Seiten ausbrechen,

---

*) Dieser Koffer ward nicht abgeschickt und dessen Inhalt konnte später nicht versichert werden.

wäre es doch möglich, daß die Stadt durch Treulosigkeit den Feinden in die Hände gespielt würde, in welchem Fall ich gewiß Alles, außer den sechs Hemden, die ich mitgenommen habe, und dem Rock, den ich trage, einbüßen müßte. Mein armes Bis'chen Habe würde ich weniger missen als den Verlust meiner Schriften, meiner Zeichnungen und mühsam zusammengebrachten Bücher. Dieses wäre wirklich ein sehr harter Schlag und es würde mir schwer werden, ihn zu verschmerzen, ich bin indeß auch darauf gefaßt. — Ich hoffe, Du wirst durch * * 30 Louisd'or erhalten haben; zum Glück habe ich sie vor meiner Abreise aus Mainz auf die Post gegeben. Ich hoffe hier durch Lebrun in eine andere Laufbahn zu treten, obschon der Augenblick höchst ungünstig ist; denn er steht auf dem Punkt, Kriegsminister zu werden, und ich weiß nicht, wer die auswärtigen Angelegenheiten dann bekommt. Alles gährt jetzt, aber es wird gewiß noch ein anderes Ende nehmen, als es die Aristokraten hofften. Freilich bleibt es bei meiner Behauptung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachten müsse, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen. Ich bin so wenig vom Charakter der Franzosen erbaut, als ihre Feinde und Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das sie haben, und sehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zusammen machen die Masse der ganzen Gattung aus, und die Franzosen sind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, bestimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müssen. So ungefähr wie die Deutschen zu Luther's Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer werden mußten, indem sie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten. Daß man sich in der Schweiz an diesen Gesichtspunkt nicht leicht gewöhnt, begreife ich gar gern, allein die Tugend der Schweizer blendet mich nicht, wenn ich auch gleich die Verderbtheit der Franzosen zugebe. Die Schweizer sind meines Erachtens die schwächsten Menschen, die es gibt, und ihre sogenannte Einfalt ist unfähig eine Prüfung auszuhalten. Daß ihre beschränkten Verhältnisse viel Böses von ihnen entfernt hielten, beweist nicht ihre Kraft, dem Bösen zu widerstehen.

Dumouriez hat sich offenbar als Feind des Nationalcon-

vents erklärt. Er hat die Commissarien desselben, so wie den Kriegsminister (Beurnonville) festnehmen lassen und den Oestreichern nach Brüssel ausgeliefert. Der Convent hat eine ungeheure Summe auf Dumouriez's Kopf gesetzt, er mag todt oder lebendig ergriffen werden. Die Armee hat sich nicht für ihn erklärt, also bleibt ihm nichts als Tod, Gefangenschaft oder Flucht, und bald wird sichs zeigen, welche Partei er ergriffen hat. Die Unruhen in den Departements sind gedämpft; die Nation spannt noch einmal ihre ganze Kraft an, und wahrscheinlich wird der Erfolg nicht schlechter sein als das vorige Jahr. Es bleibt dann noch die große Gährung des Parteigeistes, Mangel an Geld, an Credit und an Zufuhr. Aber die Feinde sind auch nicht im Stande den Krieg fortzusetzen. Wer sich hier jedem Wind überlassen wollte, müßte längst vor Angst gestorben sein. Ich weiß nicht, wie man in einer Krise so sein kann. Man hat nun einmal Partei ergriffen, man hat Alles, Gut und Blut aufs Spiel gesetzt, nun spielt man das Spiel, gewinnt oder verliert. Soll man denn nur mit dem Munde für Grundsätze sterben und nicht auch mit der That?

Ich werde Dir fleißig Nachricht geben, was aus mir wird und wie es mir geht. Es ist ein Glück, daß ich ein wenig Geld hatte, als ich von Mainz wegging; so bin ich im Stande abzuwarten, was aus mir wird. Es ist nicht viel, aber ich hoffe auch nicht lange brach zu liegen. Ich bin gesund, einen Katarrh abgerechnet, den hier alle Welt hat. — —

Ich habe bei der ** Mrß. Wolstonkraft kennen lernen, die Verfasserin der „Rechte des Weibes"; sie ist ein sehr artiges Weib, und hat viel Liantes, mehr als Engländerinnen zu haben pflegen. Ich werde sie morgen wiedersehen, denn wir essen bei der **. Meine alten Bekannten finde ich nach und nach wieder.

An Dieselbe.

Paris den 8. April 1793.

Ich warte keine neuen Briefe von Dir ab, meine Gute, um Dir zu schreiben. Wüßte ich nur, daß Du beruhigt wärst. Ich bin bei Allem, was mir widerfahren kann, vollkommen

ruhig und gefaßt. Erstlich ist, weil Mainz blokirt ist, darum noch nicht Alles verloren; allein wenn ich auch nie mehr ein Blatt Papier wiedersehen sollte von Allem, was ich dort habe, so soll michs nicht anfechten. Der erste schmerzliche Eindruck dieses Verlustes ist vorbei, ich denke nicht mehr daran, nachdem ich durch Cüstine Maßregeln getroffen habe, um wo möglich zu retten, was zu retten ist *). Bleibe Ich nur mir selbst, so will ich schon für Euch so arbeiten, daß bald Alles nachgeholt sein soll. Mein Bischen Eigenthum ging doch nicht viel über 300 Carolin an Werth, denn was ich an Papieren, Zeichnungen und Büchern verlor, will ich gar nicht rechnen. Ich bin hier auf dem Fleck der Erde, wo man mit etwas gutem Willen zur Arbeit und etwas Fähigkeit um Brot nicht bange sein darf. Meine zwei Mitdeputirte sind schon übler daran; indessen bekommen wir doch Diätengelder, bis auf andere Art für uns gesorgt ist. Längst schon suche ich mir anzugewöhnen au jour la journée zu leben, und nicht mehr mit sanguinischen Hoffnungen schwanger zu gehen; ich finde das philosophisch wahr und ich mache Progressen darin. Ich glaube auch, wenn man dabei nichts versäumt, was zu unserm Fortkommen und zur Sicherstellung unserer Lage gehört, so ist es das Einzige, was uns immer gut gelaunt und unabhängig erhalten kann.

Aus der Ferne sieht Alles anders aus, als mans in der nähern Besichtigung findet. Dieser Gemeinspruch drängt sich mir hier sehr auf. Ich hange noch fest an meinen Grundsätzen, allein ich finde die wenigsten Menschen ihnen getreu. Alles ist blinde, leidenschaftliche Wuth, rasender Parteigeist und schnelles Aufbrausen, das nie zu vernünftigen, ruhigen Resultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einsicht und Talente, ohne Muth und ohne Kraft; auf der andern eine physische Energie, die, von Unwissenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten wirklich zerhauen werden muß. Oft sollte man ihn aber lösen und zerhaut ihn doch. Es steht jetzt Alles auf

---

*) Ob von französischer Seite etwas hätte gethan werden können, ist zweifelhaft. Bis zu Einnahme blieb Forster's Haus unverletzt, nachdem die Preußen eingezogen waren, bewies Prinz Louis von Preußen den Wissenschaften die Achtung, ihm eine Schutzwache zu geben, die Beschädigungen fanden erst später statt, wie die Effecten in die Hände der dazu ernannten Commission übergingen.

der Spitze. Freilich glaube ich nicht, daß die Feinde reuissiren werden; aber die Nation wird endlich auch müde werden, immer ganz aufstehen zu müssen. Es kommt also darauf an, wer am längsten aushält. Die Idee, daß die Eigenmacht in Europa vollends unerträglich werden muß, wenn Frankreich jetzt seine Absicht nicht durchsetzt, empört mich immer so sehr, daß ich sie mir von allem Glauben an Tugend, Recht und Gerechtigkeit nicht abgesondert denken kann, und lieber an diesen allen verzweifeln, als jene Hoffnung vereitelt sehen möchte. Der ruhigen Köpfe hier sind wenige, oder sie verstecken sich; die Nation ist, was sie immer war, leichtsinnig und unbeständig, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit — lauter Kopf und Phantasie, kein Herz und keine Empfindung. Mit dem Allen richtet sie große Dinge aus, denn gerade dieses kalte Fieber gibt ihnen (den Franzosen) ewige Unruhe und den Schein von allen edeln Anregungen, wo doch nur Enthusiasmus der Ideen, nicht Gefühl der Sache vorhanden ist.

Ich bin noch in keinem Schauspiel gewesen, denn ich gehe so spät zu Tisch, daß ich selten dazu kommen kann; auch interessirt es mich wenig und die bisherigen Stücke haben mich nicht gereizt. Allein Bekanntschaften finden sich immer mehr zusammen, alte sowol als neue. Gestern speiste ich mit dem jungen Cüstine zu Chaillot bei dem jungen M., den Du in Polen kanntest, der die schöne P. geheirathet hat. Sie ist in Rom und er hier. Es waren noch verschiedne andere Polen gegenwärtig, unter andern eine junge Fürstin Lubomirska. Most ist wegen der umgestürzten Constitution vom 3. Mai ausgewandert — er hat sich sehr günstig ausgebildet. Vielleicht bleibe ich noch eine Zeit lang hier, vielleicht setzt man mich auf einem Bureau in Arbeit, vielleicht verschickt man mich; ich bin auf Alles gefaßt, zu Allem bereit. Das ist der Vortheil meiner Lage, wo man an nichts mehr gebunden ist und auf nichts mehr in der Welt als seine sechs Hemden Acht zu geben hat. Mir bleibt nur die einzige Unannehmlichkeit, daß ich auf das Schicksal muß Alles ankommen lassen, und das thue ich gern, denn im Grunde steht man sich bei diesem Vertrauen doch nicht übel. Ich sehe wieder das erste Grün der Bäume mit Vergnügen; es ist mir weit rührender und erquickender als das Weiß der Blüthen.

An Dieselbe.

Paris den 13. April 1793.

Es neigt sich hier Alles zur Entscheidung des großen politischen Problems. Die auswärtigen und einheimischen Feinde der Republik haben endlich, wie es scheint, vermittelst Bestechung jenen verzweifelten Zustand zuwege gebracht, welcher die Nation noch einmal in den heftigsten Revolutionskampf versetzen wird. Gebe nur der Himmel, daß es der letzte sei, und daß er seinen Endzweck erreichen möge. Je mehr man in die Geheimnisse der hiesigen Intrigue eingeweiht, oder besser, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin sich hier Alles windet und dreht, desto mehr kalte Philosophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln, und um ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch nach Allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Ueberzeugung in die Hände käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es sonst Niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist. Es ist also wahr, daß heut zu Tage die Uneigennützigkeit und die Freiheitsliebe bloße Kinderklappern sind, bloße nichtssagende Töne, blos geheuchelte Empfindungen im Munde derer, die jetzt das Schicksal der Nationen lenken? Es ist also wahr, daß der Egoismus ganz allein sein Spiel treibt, wo man reine Aufopferung zu finden hoffte? wahr, daß zwischen Betrügern und Betrognen kein Drittes zu finden ist, woran man sich halten, sich anschließen könnte? Gewiß es gehört Muth dazu, diese so fürchterlich sich aufdringende Betrachtung zu ertragen, und dann, im eignen Bewußtsein verhüllt, an Menschheit und Wahrheit noch zu glauben. So finster diese Bilder sind, so unbezweifelt scheint mir der Ausgang der Sache. Die Wiederherstellung einer monarchischen Regierungsform ist in Frankreich nun unter die unmöglichen Dinge zu rechnen, indem die Quellen versiegt sind, aus denen der Hof seinen Unterhalt schöpfen und womit er sich Anhänger erhalten könnte. Die äußerste Anstrengung der auswärtigen Mächte wird schwerlich etwas ausrichten können, um Theile von Frankreich loszureißen; also muß die Republik doch bleiben,

wenn nicht bürgerlicher Krieg wirklich ausbricht. Daß dieser vermieden werden könne, will ich noch hoffen, so wenig jetzt manche gescheidte Beobachter dieses für möglich halten, und so erhitzt auch die Parteien gegen einander sind. Geht es aber nicht ohne Bürgerkrieg ab, dann allerdings würde es um das Glück von ganz Europa übel aussehen. Bis jetzt habe ich noch immer Ursache zu glauben, daß die Mitglieder des Nationalconvents, die den sogenannten Berg ausmachen, ungeachtet sie nicht die zahlreichsten sind, gleichwol ihre Plane durchsetzen werden. Auch kann ich mich nicht entbrechen zu glauben, daß ihre Gegner sich mehr als sie mit Intriguen und heimlichen Machinationen abgeben, ja sogar mit Dumouriez durchgestochen haben. Ich bin weit entfernt, mein Urtheil für untrüglich zu halten, aber ich lege ihm einigen Werth bei, weil die meisten Bekannten, die ich noch hier habe, der entgegengesetzten Meinung sind, und ich mir folglich um so unparteiischer vorkomme. Ich leugne nicht, daß die Männer vom Berge (les montagnards) sich oft von einer unvortheilhaften, unpolitischen Seite zeigen, aber bei dem allen scheinen sie mir unbefangner als die Andern, und unleugbar haben sie mehr Kraft und Entschlossenheit. Man kann die Krise hier ruhig abwarten, sie kann nur die Anhänger und Anführer der Parteien selbst treffen.

Es werden noch immer von Zeit zu Zeit Maßregeln genommen, die mir unzweckmäßig scheinen, und besonders ungeschickt ist Alles, was die Finanzoperationen betrifft, auch fängt es an, sehr an Lebensmitteln zu fehlen, und sie werden immer theurer. Doch sind die Nachbarn in gleicher, wenigstens verhältnißmäßiger Verlegenheit, was die Theurung betrifft, und die Natur der Sache bringt es mit sich, daß sie mit uns zugleich leiden müssen.

Außer der Miß Wolstonkraft habe ich hier den Mr. Christie kennen gelernt, einen geschickten Schottländer, der zu Gunsten der französischen Revolution mit vielem Beifall geschrieben hat. Seine Frau und seine Schwester sind bei ihm und, ganz gegen die Art der Engländerinnen, sind sie artig und umgänglich. Die Schwester besonders hat viel Artigkeit und Munterkeit, mit viel Verstand und Bildung. Ich werde auch nach einigen Tagen die Dichterin Miß Williams kennen lernen, die sich nebst ihrer Mutter hier aufhält und nicht minder gefällig sein soll. Christie hat mich eingeladen, die Abende, so oft ich

will, bei ihm zuzubringen, und ich gestehe, daß es mir wohl thut, unter Engländern zu sein und ihren ruhigen Freiheitssinn statt des überspannten hiesigen Fanatismus zu genießen. Warme Empfindung und kalte Ueberlegung ist das Loos dieser glücklichen Menschen, da hingegen bei den meisten Franzosen das Herz Eis ist und nur der Kopf glüht. Freilich gibt es auch Ausnahmen. Ich habe kürzlich den Bibliothekar Chamfort kennen lernen, von dessen Bekanntschaft ich mir viel verspreche. Ich rechne, daß innerhalb 14 Tagen oder drei Wochen es sich entscheiden muß, ob ich hier bleibe oder nicht; ist das Erste, so muß ich meine Einrichtung dergestalt treffen, daß ich, wiewol ohne alle meine bisherigen Hülfsmittel, irgend eine literarische Unternehmung beginne; werde ich irgendwohin versendet, so werden die Umstände das Weitere lehren. — —

An Dieselbe.

Paris den 16. April 1793.

Du wünschest, daß ich die Geschichte dieser gräuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht! — O, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen, und weiter gehen, aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die schmuzigen unterirdischen Canäle nachzugraben, in welchen diese Molche wühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenschaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?

Freiheit und Gleichheit? mein ganzes Leben ist mir selbst der Beweis, das Bewußtsein meines ganzen Lebens sagt mir, daß diese Grundsätze mit mir, mit meiner Empfindung verbunden sind und es von jeher waren. Ich kann und werde sie nie verleugnen. Es gibt wol eine Oligarchie der Vernunft

und der Empfindung, die ich nicht leugne, die aber nur so weit geht, als sie freiwillig von Vernunft und Empfindung Andrer anerkannt wird, und auch diese ist nur Folge der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter. Ein glückliches Loos wollte, daß gerade Dieser oder Jener in die Lage geworfen ward, wo er, anstatt sein Handwerkszeug zu schleifen, seine Vernunft und Empfindung, diese edleren, besseren, moralischen Instrumente, schärfen konnte. Ist er nicht schon glücklich genug, daß ihm dieser Vorzug blieb, muß er ihn auch noch anwenden, um herrschen zu wollen? Dann ist er erst Despot, und zwar ein ärgerer als der, dessen ganzes Recht physische Kraft ist. Allein diese Enthaltsamkeit, diese Achtung für die Rechte des Andern, welche dem Philosophen so natürlich ist, findet in der wirklichen Welt noch nicht statt, sie ist noch nicht reif dazu — und die Herrschaft, oder besser, die Tyrannei der Vernunft, vielleicht die eisernste von allen, steht der Welt noch bevor. Wenn die Menschen erst die ganze Wirksamkeit dieses Instruments kennen werden, welche Hölle um sich her werden sie dann schaffen! Je edler das Ding und je vortrefflicher, desto teuflischer der Mißbrauch. Brand und Ueberschwemmung, die schädlichen Wirkungen von Feuer und Wasser, sind nichts gegen das Unheil, das die Vernunft stiften wird. — Wohl zu merken: die Vernunft ohne Gefühl, wie sie nach den Merkmalen dieser Zeit uns bevorsteht, bis endlich einmal, wenn die Welt nicht wirklich das Werk des Ungefährs, oder das Spiel eines Teufels ist, eine allgemeine Einfachheit der Sitten, Beschäftigungen, Wünsche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs aus allen diesen Revolutionen herkeimt, und ein Reich der Liebe beginnt, wie es sich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten. Diese Hoffnung ist vielleicht läppisch, vielleicht einer kranken Einbildung ähnlich, aber wenn meine Ansicht von der jetzigen Lage der Sachen nicht grundfalsch ist, so bleibt sie der einzige haltbare Grund, auf welchem das Gefühl eines unbefangenen, weise und gut wollenden Menschen ruhen kann; der Punkt in einem dunkeln Chaos, der sich brüten läßt und künftig Gestaltung verspricht.

Es ist nicht Bitterkeit, was mich so sprechen läßt, es ist Resultat der Beobachtung. Wo ich hier noch Tugend und Sinn fand, war es bei Leuten, die still ihren Gang gehen, fern vom Geräusch der öffentlichen Geschäfte. Nimm nun noch hinzu,

was meine individuelle Lage mit sich bringt, so wird es Dich nicht Wunder nehmen, daß ich mich zum Geschichtschreiber der Revolution nicht aufgelegt fühle. Noch kenne ich auch Nichts, und kenne Niemand, die wahre Geschichte erfordert langen Aufenthalt, parteilose, ruhige Beobachtung, anhaltendes Nachdenken und Zusammenlesen. Mein Loos ist fürs erste, zu arbeiten, aus der Hand in den Mund. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich in 14 Tagen wieder Schriftsteller werden muß, wenn sich nichts für mich findet, was mich anders beschäftigt und mir eine zuverlässige Aussicht gewährt. Arbeit, dächte ich, wird mir nicht fehlen, wenn es gerade auch nicht die Geschichte dieser Zeit ist, was ich schreibe. Aber es thut mir gut, eine Zeitlang brach zu liegen, umher zu schauen, Eindrücke zu empfangen, und mich passiv gegen Alles zu verhalten, ohne es jedoch weiter, als ich will, an mich kommen zu lassen. Außer den Briefen, die ich Dir schreibe, berühre ich keine Feder, und habe auch nicht Zeit dazu. Ich bin, außer dem fortdauernden Katarrh, sehr wohl, und esse bei der hiesigen zehrenden Luft mit wunderbarem Hunger, ohne etwas von meiner Verdauung zu wissen.

Gestern Abend hätte ich unsre Kleinen zu mir gewünscht. Ich war mit der Schottländerin und den Engländerinnen in der Oper. Es war Iphigenie in Tauris von Gluck; aber das war es, ungeachtet der herrlichen Musik, nicht, was mich an sie denken ließ. Es folgte das Urtheil des Paris, ein Ballet, wo die Tanz- und Dekorationskunst alle ihre Erfindung erschöpft zu haben scheint, um einen theatralischen Zauber hervorzubringen, der nirgends in der Welt, als in Paris, und hier noch nie zuvor in dem Grade hervorgebracht worden sein kann. Es war nicht Beifallklatschen, sondern unwillkürliches Beifallschreien, was mehrmals ertönte, und wahrlich, ich konnte vor Bewunderung nicht klatschen und nicht schreien. Der junge Vestris mag ein so schlechter Kerl und aufgeblasener Narr sein, wie mans ihm nachsagt, die Grazie und Eleganz seiner Bewegungen hat ihres Gleichen nicht. Alles Gefühl, seine ganze Seele ist concentrirt in seiner Kunst; der Ausdruck seines Wesens ist Tanzsinn. Ich bin nun mehr als jemals überzeugt, daß nur Franzosen diese Art von Vollkommenheit erreichen können, weil nur sie die Gabe haben, sich so in eine Sache hinein zu werfen und alle Energie ihres Wesens darin zu entwickeln. Ihr Leichtsinn macht sie fähig, sich diesen Beschäftigungen so zu widmen,

daß sie für alles Uebrige nichts sind, daß ihre Humanität Null bleiben kann. So ist es auch mit ihren Schauspielern; man würde sich, glaube ich, sehr irren, wenn man an den geschicktesten, sobald sie die Bühne verlassen haben und keine Rolle spielen, noch eine angenehme Menschheit zu genießen hoffte. Die wunderbar schönen und reichen Scenen, die bezaubernden Gegenden des Bergs Ida, die Göttererscheinung aus dem Olymp, die Venus im Bade, die Grazien und ihre Tänze, das schöne beibehaltne Costume, das unendlich Mannigfaltige, und die unzähligen kleinen Einfälle, das Ganze zu beleben, muß man mit eignen Augen sehen. Ich weiß nicht, ob Dir diese paar Worte ein angenehmes Bild geben; bis Du etwas von dieser Art selbst gesehen hast, wünsche ich, daß es Dir nicht unwillkommen sein möchte.

An Dieselbe.

Paris den 18. April 1793.

Ich erhielt noch gestern spät Deinen Brief vom 11. meine liebe Frau, Du wirst mittlerweile schon wissen, wie ich das, was uns widerfahren ist, ertrage. Es ist jetzt des Rachegeschreis so viel, daß man wohlthut sich dem ersten Eindruck nicht zu überlassen. Freilich wäre es nicht unmöglich, daß auch bei jenem Rückzug etwas Unlauteres mit im Spiele steckte; allein es läßt sich nicht so leicht beweisen, und Alles konnte auch mit rechten Dingen zugehen; nämlich so, daß Cüstine nicht Verräther war. Nach meiner Meinung war er es nicht, ich halte dafür, daß er jetzt eine schöne Laufbahn vor sich sieht, und er hat ja Ehrgeiz und Ruhmbegierde genug. Auch wirkt das Beispiel von seinen Nebenbuhlern; er muß doch einsehen, daß die Dictators= oder Protectorsrolle sich in Frankreich nicht spielen läßt, und daß die Heere jeden Verräther verlassen, wie viel sie auch vorher auf ihn hielten. Indeß, wer steht für die Thorheit der Menschen! Vielleicht hat man auch ihm weißmachen können, daß eine Wiederherstellung der vorigen Ordnung der Dinge doch noch möglich sei, ja daß sie nach den neuen Maßregeln dieses Feldzugs nothwendig gelingen müsse, und daß es sein Vortheil sei, sich nicht ernstlich zu widersetzen. Tugend und

Rechtschaffenheit sind in dieser verderbten Nation etwas so Seltenes geworden, daß man wenigstens nichts Böses mehr für unmöglich halten kann. Daß ich bei den schlimmsten Aspecten aber doch nicht glauben kann, daß die verschwornen Mächte ihren Zweck erreichen werden, das liegt in meiner Idee von der jetzigen Beschaffenheit Frankreichs und des herrschenden Geistes seiner Einwohner. Ganz unmöglich wäre es auch nicht, daß eine der hiesigen Parteien die Räumung aller Eroberungen des vorigen Jahres mit den Generalen verabredet hätte, um dadurch den Frieden zu erleichtern. Man weiß nicht, wie einfältig die Verschmitztheit zuweilen sein kann. Dein Vorschlag, Deine Ansprüche auf Alles, was wir in Mainz ließen, geltend zu machen, ist sehr gut; wenn Du ihn realisiren kannst, so thue es ja. Ich denke, B* wird meine Papiere retten. Habe Dank für Deine herzliche Theilnahme! — Du weißt, was der flügellahme Adler von der Zufriedenheit denkt.

An Dieselbe.

Paris den 27. April 1793.

Deinen Brief vom 21. habe ich gestern Morgens erhalten. Es ist mir sehr lieb, daß Du die meinen bis zum 17. hast. Du wirst daraus abnehmen können, in welcher unerträglichen Lage ich mich befinde. Nach so vieljähriger angestrengter Arbeit ist mir nunmehr Alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeschlagen, und ich fange die Welt gleichsam von neuem an, ohne zu wissen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeschnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterstützung, und fast ohne Aussicht bin. Ich habe mich anheischig gemacht, Alles anzunehmen, was man mir anbieten würde, wäre es auch eine Sendung nach St. Domingo oder Ostindien; allein in diesem ungeheuern Strudel wird jetzt das Individuum verschlungen, das keinen Rückhalt hat, um sich geltend zu machen, und vor Allem keine Unverschämtheit und Zudringlichkeit. Gelehrtes Verdienst und selbst die Talente des Geschäftsmannes gelten jetzt nichts. Wer obenauf schwimmt, sitzt am Ruder, bis ihn der Nächste, der für den Augenblick

am stärksten ist, verdrängt. Wenn man nicht verfolgen, denunciren und guillotiniren lassen kann, ist man nichts. Kurz, zum ersten Mal in meinem Leben helfen mir alle meine Hülfsmittel nichts, und ich stehe so verlassen da wie ein Kind, das keine Kräfte hat, sich selbst zu ernähren. Ich habe nie mehr Gesundheit gehabt, und das ist wol die Hauptursache, weshalb es mir jetzt hirnloser als je vorkommt, der Natur und dem Schicksal vorzugreifen und einen Schauplatz zu verlassen, wo die Möglichkeit, zu nutzen und auch nur seiner selbst froh zu werden, verschwunden ist. Ich habe eine Art Unempfindlichkeit gegen das, was mit mir vorgeht, die mich in Stand setzt, Alles anzusehen und mich über jeden vergeblichen Schritt zu trösten. — — —

Einer unsrer Landsleute hatte Nachricht, daß der K. v. P. vor Mainz in der größten Gefahr war, gefangen zu werden. Das ist wol nur eine Aufschneiderei. Der Muth ist auch nicht immer gleich ruhmwürdig. Er kann bei gewissen Menschen blos körperlich sein; auch wol bei andern das Gegentheil — der Mensch, der mit Nerven wie ein Elephant versehen, und dabei keine Einbildungskraft hat, vermag Manches, was Andern Kampf kostet. Turenne hatte Nerven anderer Art, und Einbildungskraft dazu, und überwand beide. Die Vereinigung physischer und moralischer Vollkommenheiten ist das Seltnere, aber auch das Herrlichste.

In Frankreichs Schicksal ist eine große Krise unvermeidlich. Sie haben so lange gerufen: frei leben oder sterben, daß sie endlich auf Tod und Leben für die Freiheit kämpfen müssen. Sollte der Ausgang zweifelhaft sein? Sollte die Vorsehung diesmal die schlechte Sache siegen lassen? Sollte blos darum, weil die Franzosen nicht werth sind, Freiheit zu besitzen, der Despotismus seinen Thron auf die Trümmer der Revolution nur desto fester und sicherer gründen? Ich würde diesen Gang nicht verstehen, und darum kann ich ihn auch nicht erwarten, so lange der andere, bei allen Gräueln und allem Elend, was menschliche, losgelassene und zügellos wüthende Leidenschaften jetzt häufen, mir wenigstens möglicher scheint. Vielleicht gährt es lange noch in Europa, Frankreich muß in Blut schwimmen und in Thränen; aber die Freiheit und die Menschheit rächen sich an ihren Widersachern. In wenigen Wochen muß es sich zeigen, denn man macht allenthalben die Zurüstung zum Angriff und

zur Gegenwehr. Was hie und da in den Departements spukt, ist nur Vorspiel. Man darf jetzt über nichts mehr sich wundern, Alles ist möglich; denn durch ewiges Verhetzen, ewige Verräthereien, ewige Verbitterungen und Feindseligkeiten, durch den zerstörten Handel und dadurch entstandnen Mangel hat alle gesetzmäßige Gewalt ein Ende — es steht nur eine große Macht noch da: le pouvoir révolutionnaire, und diese läßt sich am Ende doch nicht in den Cabinetten der Fürsten berechnen. Wenn es zum Ausbruch kommt, entwickelt sich der Geist, der dem Ganzen einen gemeinschaftlichen Stoß geben und so Alles vor sich hertreiben kann.

Ich besuche hier nur **, die Engländer, und ** (eines Buchhändlers Familie). Von aller Verbindung mit Gliedern des Nationalconvents halte ich mich entfernt, weil ich bis jetzt zu keiner Partei gehören konnte und wollte. Vielleicht, wenn ich hier bleiben sollte, kommt bald der Zeitpunkt, wo ich entscheiden muß; dann wlll ich wie immer nach meiner Einsicht und meinem Herzen handeln.

An Dieselbe.

Paris den 10. Mai 1791.

Gestern sah ich den Tod Abels, ein Trauerspiel. Das Spiel dieser Leute ist unbeschreiblich vortrefflich! Die Raucour spielte die Eva meisterhaft und Kain war ein Held, wie sich ihn wahrlich Geßner nicht zu denken wagte. Der Eifersichtige von Rochon de Chabannes ward nachher gegeben und war noch entzückender. Molé, Azincourt, die Raucour, die Contat, alle unvergleichlich, lassen den Zuschauer nie eine Secunde lang auch nur ahnen, daß sie nicht wahrhaft das sind, was ihre Rolle will. Man denkt nicht an Schauspieler, es sind Marquisen, Barone, Gräfinnen, Chevaliers, die sie sein sollen. Dieses ist aber auch das Théâtre de la Nation, oder bei seinem ältern, noch gebräuchlichen Namen: Th. françois. Im Théâtre de la République ist nur Monvel und Vestris vorzüglich. Fénélon von Chenier ist ein niedliches Stück, das die Gefühle des Augenblicks gut benutzt. Ich wünschte es Dir schicken zu können und zugleich den Monvel mit, der den Fénélon spielt.

Seit ein paar Tagen habe ich einige Hoffnung, eine Maitresse zu bekommen, die meine Laune ein wenig zerstreuen wird: ich meine eine Arbeit, wozu ich auch schon die Ankündigung entworfen habe. Es ist die Rede davon, hier eine deutsche Zeitung zu schreiben. Wenn das Ding zu Stande käme, solltest Du sie immer reeglmäßig zugeschickt erhalten. Es hat mich sehr gefreut die ersten heitern Augenblicke, die ich nach meiner Krankheit hier hatte, so benutzen zu können. — Geht dies, so will ich meinen ganzen Zuschnitt so einrichten, um hier, als gelehrter Schriftsteller, den Faden für Deutschland da wieder aufzunehmen, wo ich ihn in Mainz mußte liegen lassen. Fürs erste kann ich Beiträge über dieses Land und seine Einwohner (ohne besondere politische Beziehung) zu Journalen liefern, und wenn ich meine Sachen aus Mainz hätte, ließen sich hier so gut wie dort Bücher schreiben und Vorreden, Einleitungen u. s. w. ausarbeiten. Aber freilich vermisse ich hier mein Handwerkszeug. — — —

Ueber die öffentlichen Angelegenheiten beunruhige Dich nicht. In der Nation ist Energie, um über Schwierigkeiten zu siegen, die zehnmal größer sind. Dumouriez ist Schuld an allen jetzigen Stockungen, auch mittelbar an den Fortschritten der Rebellen in Poitou; aber das wird nicht lange dauern. Eben hat Dampierre die Oestreicher geschlagen, sie aus den Schanzen getrieben, zehn Kanonen erbeutet, aber auch den Schenkel durch eine Kanonenkugel verloren. Als er den Schuß empfing, rief er: vive la Nation! und ließ sich auf einer Bahre vor der Armee hertragen, um sie zum Verfolg des Sieges anzuführen. So lange solche Menschen aus einem Volke auftauchen, erliegt es nicht.

An Dieselbe.

Paris den 11. Mai 1793.

Was man Dir von Mainz schreibt und sagte ist ganz richtig, alle entbehrlichen Mäuler sind weggeschafft und mein wilder Merlin (von Thionville) hat ein Corps von 800 Mainzer Patrioten errichtet, mit dem er Ausfälle machen hilft.

Gottlob, daß bei dem schweren Unglück, das uns betroffen hat, nicht noch Gefangenschaft auf dem Königstein hinzugekommen ist. Was die Finanzen von P. betrifft, so sind sie ohne Zweifel sehr zerrüttet, aber das waren sie im siebenjährigen Kriege auch und man setzte ihn dennoch fort, eben dasselbe gilt auch von dem jetzigen Krieg. Es ist aller Krieg einerseits Calcul, andrerseits Hazardspiel; so auch dieser. Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit dieser Revolution im großen Kreise menschlicher Schicksale, glaube, daß sie nicht nur sich ereignen mußte, sondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwickelung, dem Ideengang eine neue Richtung geben wird. Frankreichs Einwohner gerathen in eine Activität, die ganz außer dem gemeinen Gang der Dinge liegt; ob sie glücklicher im gewöhnlichen Sinn des Worts dadurch geworden sind, können nur diejenigen fragen, die über menschliche Angelegenheiten nie nachgedacht, und keine Erfahrungen eingesammelt haben. Die Natur oder das Schicksal fragt nicht nach dieser besondern Art von Glück. Ihre Sache ist es, daß die Menschen wirken und leiden, und in beiden bald Freude genießen, bald Schmerz empfinden. Die Mannigfaltigkeit der Wirkungen und Gegenwirkungen, das Resultat der verschiedenen Entwickelungsart der Leidenschaften und Seelenkräfte scheint ein Zweck unsers Daseins zu sein, bei welchem wir nicht einmal gefragt werden, ob wir ihn wollen. Uns bleibt es nur überlassen, in dieses Alles Moralität zu bringen, indem wir mit Bewußtsein wirken und leiden. Diese Moralität ist nun immer die Wirkung des einzelnen Wesens, das auf sich selbst zurückwirkt. Daher lache ich der Träume der gutmüthigen Schwärmer, die sich ein Utopien denken, wo es lauter gute, weise, glückliche Leute geben wird, vermöge einer freien Verfassung. Es ist wahr, die Freiheit gibt mehr Raum zur Entwickelung der Kräfte; aber gleichwol wird auch diese in gewisser Rücksicht wieder einseitig. Höchstens kann man sagen, daß die Summe des ganzen Wirkens und Leidens bei einer guten Verfassung etwas mehr auf Moralität abzweckt als bei einer schlechten. Aber gewiß ists, daß die Hauptursache, warum die neue Form zu Stande gekommen ist, in der Veraltung der vorigen lag, wobei die Kräfte anfingen zu stocken und ein Stoß nöthig war, um einmal Alles wieder in frische Bewegung zu setzen. Ich erwarte für

Frankreich lange keine Ruhe und kein sogenanntes Glück der Einwohner. Es ist, als sollten die Menschen, die zu sehr an Dingen hingen, nun lernen, indem ihnen der Unbestand der Dinge recht fühlbar gemacht wird, einmal wieder von allem Aeußern mehr unabhängig, mehr im bloßen Genuß ihrer Kräfte zu leben. Europa wird lange an dieser Gährung sich noch zerarbeiten. Alles hat hier den Anschein zur Fortdauer der aufbrausendsten Hitze, und selbst der Friede, wenn er dieses Jahr zu Stande käme, würde nicht lange dauern. Frankreich zu unterjochen, ist die albernste Chimäre, die man nur einem armen König weiß machen kann. Es kommen in der nächsten Zeit noch sonderbare Auftritte zu Stande, besonders in der Hauptstadt, von denen man im Auslande nichts begreift. Ach, wer Zeit, wer Lust, wer Laune und ein frohes Herz hätte, sie zu beschreiben! — Es ist nicht wahr, daß die Triebfedern sehr verdeckt liegen, denn ich sehe sie; aber man muß zur Stelle sein, um sich einen Begriff davon zu machen. Unsre Landsleute kennen diese Nation nicht. Sie ist ein Phänomen in der Natur. Die neuliche Insurrection wird keinen Bürgerkrieg veranlassen, und wahrscheinlich haben wir in acht Tagen eine Constitution, die Frankreich, der Ungewißheit überdrüssig, ohne Bedenken annehmen wird, und an welcher nachfolgende Conventionen und Nationalversammlungen wieder flicken werden, bis sie unter ihren Händen zerreißt. Hätte ich meine Sachen aus Mainz hier, ich wäre froh! ich würde mir eine Reisebibliothek nach Indien und meinen Malerkasten und mein schönes Zeichnenpapier mitnehmen. Nach Indien! — Du siehst, daß ich mich ernsthaft mit dieser Idee beschäftige. In einigen Tagen fange ich an persisch zu lernen. Kleinigkeit! womit ich in sechs oder acht Wochen so weit sein will, daß ich ohne Hülfe fortkommen kann. Hätt' ich nur auf den Fall, daß ich gehen könnte, einen Gefährten in meinem Sinn, und einen brauchbaren Bedienten für eine solche Reise. Meine Gesundheit ist erträglich. Durch die Vernachlässigung eines Katarrhs sind die rheumatischen Theilchen ins Blut zurückgetreten und treten sich nun darin herum. Es ist mir unmöglich, in einem Bürgerhause zu essen; das Speisen in öffentlichen Häusern bringt mir Zerstreuung; ich treffe entweder Bekannte, oder hole mir einen, mit dem ich eben essen will. Zwei oder dreimal die

Woche bin ich immer bei allerlei Leuten eingeladen. Willst Du nun ein gutes Beispiel an mir nehmen und mir auch einmal ein Wort von Deiner Gesundheit sagen? —

Nach Genf geht von hier als Gesandter einer der schlechtesten und zugleich dümmsten Kerle, die es gibt, derselbe Abbé Soulavie, der „die geheimen Mémoires" herausgab und darüber mit Buisson Händel kriegte. Der Mensch hat seine Köchin, ein gemeines Mensch, geheirathet, und wird in Genf, bei diesen durchtriebenen Köpfen, wie ein Ball, aus einer Hand in die andere fliegen.

An Dieselbe.

Paris den 16. Mai 1793.

Ob ich die neue Zeitung zu Stande bringen werde, oder nicht, wird die Zeit lehren. Meine Ankündigung ist in des Ministers Händen, und ich erwarte die Entscheidung. Es fragt sich, was ich etwa für die Distribution derselben mit den schweizer Buchhändlern ausrichten könnte, und ob es sich deshalb etwa der Mühe verlohne, daß ich selbst nach der Schweiz käme? — Es versteht sich, daß mich die Reise nichts kosten würde, also käme es blos auf die Bestimmung an, ob ich Hoffnung hätte, etwas auszurichten, wenn ich persönlich mit den Leuten abredete? — Die äußerste Mäßigung und Behutsamkeit im Ausdruck soll allerdings beobachtet werden.

Es ist mir allerdings einigermaßen beruhigend, daß man sich Mühe gibt, die armen Weiber zu befreien *). Wenn es

---

*) Vier Frauen, unter denen eine fast schwachköpfige Greisin, mit drei Kindern, das jüngste kränkelnd und noch im ersten Lebensjahr, allesammt Hannoveranerinnen bis auf Eine, und durch Verwandtschaftsbande nach Mainz gezogen, wollten, der Kriegsvorfälle wegen, bei ihren Familien im Hannövrischen Schutz suchen, als sie in Frankfurt von der preußischen Behörde ergriffen und in harte Gefangenschaft auf den Königstein geführt wurden. Man konnte ihnen nichts vorwerfen, als mit Forster's und eines andern Revolutionairs Hause in Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältniß zn stehen. Nachdem sie bis zum Frühjahr in der

auch ihre, oder eigentlich der unvorsichtigen ** Schuld ist, daß sie sitzen, so ist es und bleibt es doch hart, Weiber, die mit der Revolution nichts zu thun haben, die nur Mainz nicht verlassen konnten, weil sie kein Geld hatten, auf einer Festung einzusperren. Das Schicksal der Männer, die Du mir nennst, dauert mich sehr! — Aber warum blieben sie nicht in der sichern Festung, wo man ihnen im ärgsten Fall bei der Capitulation den Abzug sichern mußte. Doyré, der commandirende General, und Reubell, der Volksrepräsentant, haben mit General Kalkreuth eine Conferenz gehabt. Reubell hat gesagt, er sei bereit, über die allgemeinen Staatsangelegenheiten in Unterhandlung zu treten, aber nicht wegen der Uebergabe von Mainz; Kalkreuth versicherte er habe unbeschränkte Vollmacht über die Uebergabe von Mainz zu tractiren, aber keine wegen der allgemeinen Angelegenheiten — und so hatte die Conferenz ein Ende. Es ist also nichts von der nahen Beendigung der Belagerung zu erwarten. Die Vorkehrungen, die man von allen möglichen Seiten her treffen kann, um meine Sachen zu retten, sind gewiß sehr gut. Ich hoffe, Mainz wird entsetzt; sollte es sich ergeben müssen, so hoffe ich wenigstens meine Sachen zu retten. Was Du von dem K. v. P. sagst, gründet sich gewiß auf die zu günstige Ansicht, die Dir R. von ihm gegeben. Ich will indessen stillschweigend abwarten, ob ich mich irre oder nicht. Wenn es nicht ganz unmöglich ist einen Brief an X zu bringen, so hat er jetzt einen solchen empfangen, der ihm die nöthigsten Anweisungen gibt.

Franz Wimpfen soll den Feinden die Plane und genauesten Nachrichten von allen Verschanzungen und Batterien auf dem Hundsrück geschickt haben. Diese Verrätherei und nicht

---

Feste eingeschlossen geblieben, behielt man sie bis in den Sommer in einem am Fuß des Königsteins gelegenen Dorfe verhaftet, bis die Bemühung des Bruders einer der Unglücklichen, durch die Fürsprache einer hübschen Frau bei dem K. v. P., deren Befreiung bewirkte. Man entließ sie ohne Urtheil, ohne Rechtfertigung, ohne Entschädigung für bittere Leiden — doch das war ja nur ein Tropfen in dem Strome, der damals fluthete. — Das kranke Kind, das mit den Uebrigen eingesperrt ward, ist — wie ich glaube — die einzige noch Lebende dieser Gefangenen, ihr Säuglingsalter übertrug ihr keine Erinnerung dieser Zeit, und so tauchen zahllose Leiden ins Meer der Vergessenheit unter! — Anm. von Th. Huber.

Cüstine's Mangel an Talent ist schuld am Rückzug. Dazu kommt, daß das Regiment Nassau bei Bingen das Gewehr streckte, und dann noch die übertriebene Eitelkeit der französischen Offiziere, die je jetzt so schlecht sind als die *** — und das will viel sagen! — aber dabei viel prahlhafter. Cüstine erhält nun das Commando der Nordarmee, statt des braven Dampierre, den sein Muth ins Panthéon françois promovirt hat. Wir haben 100,000 Mann in den revoltirten Provinzen, und man kann guten Nachrichten entgegensehen. Die Partei, welche hier Unordnung und zügellose Ausschweifungen treibt, scheint doch von den Departements gebändigt zu werden. Darüber wäre viel zu sagen. Ich finde doch, daß die hiesige Jacobinergesellschaft ganz durch ihre heillosen Führer verdorben ist. Deine Freunde in Strasburg hatten also nicht Unrecht, daß auch Roland und seine Partei ihre Begünstigungen für die Ihrigen zu weit trieben und alle Stellen mit ihren Creaturen besetzten. Dies brachte die Andern auf, deren Herrschsucht, Ehrgeiz und wilde Energie so groß ist, daß ihnen jeder Weg zum Zweck erlaubt scheint. Sie trieben es und treiben es noch mit so wenig Behutsamkeit, daß sie nun allen Credit in den Departements verloren haben, und in demselben Maß steigt das Ansehen und der Muth der Mitglieder der sogenannten rechten Seite, darunter denn freilich die einsichtsvollsten und talentreichsten sind. Es ist also Hoffnung da, daß es besser gehen wird als bisher. Der General Miranda ist gestern vom Revolutionstribunal losgesprochen und in großem Triumph nach Hause geführt worden. Vielleicht übernimmt er wieder irgend ein Commando. Er ist ein Mexicaner und wollte sein Vaterland von Spanien losreißen, darum ist er auch von dort entflohen, aber sein Project wird er sobald nicht aufgeben. Alle, die ihn kennen, wissen von seinen vielfältigen Kenntnissen und seinem philosophischem Kopf nicht genug zu rühmen — und zwar darunter Leute, die mit ihrem Lobe karg zu sein pflegen; unter andern mein Schottländer Christie.

Den 17. Mai.

Gestern bin ich nach Mitternacht nach Hause gekommen und fand Deinen Brief vom 12. d. M. Ich theile Deine Empfindung und will, weil Du es wünschest, nun an einer

Defensionsschrift sogleich arbeiten, ohne mich um meine Papiere zu bekümmern; die Hauptsachen lassen sich doch sagen. Ich verstehe nicht recht, welche Vorwürfe von Ungerechtigkeiten man mir macht, wozu mich meine Partei gezwungen haben soll. Schicke mir doch das elende Ding, was Dir X. oder X. zugeschickt haben mag — nicht, um es zu widerlegen, das verdienen solche feige Wortdrescher nicht — sondern um zu sehen, was für Begriffe man den Leuten über mein Thun beizubringen sucht. Es ist eine jämmerliche Befriedigung ihrer Erbitterung, zu diesen persönlichen Schmähungen ihre Zuflucht zu nehmen, es ist unmännliche Grausamkeit, Dir, armes Weib, sie in Dein anspruchloses Asyl aufzudringen. Doch wenn Du es länger bedenkst, wird es Dir verächtlich vorkommen. Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern, und alle Folgen müssen wir jetzt unaufhaltsam daraus entwickeln sehen; aber einem Jedem bleibt sein Bewußtsein gegen die Ungerechtigkeit, und noch mehr gegen die Unwissenheit der Welt. Die Unwissenheit eigentlich ist es, die Jeden, der mißhandelt wird, beruhigen muß, denn wie kann mir der etwas nehmen, der mir nie etwas zu geben hatte? seine Achtung hat so wenig Grund wie seine Mißbilligung und Mißachtung, denn er weiß nicht, worauf beide sich gründen müssen. Ich werde unstreitig meinen Weg fortgehen; und ohne jetzt weiter vor mich sehen zu können, als ein Wanderer bei Nacht und Nebel, will ich doch die Möglichkeit nicht aufgeben, zu unsrer allseitigen Ruhe einst noch beitragen zu können. Es muß wol eine seltsame Lage sein, in der ich mich befinde, weil selbst von denen, die keine Alltagsmenschen sind, keiner sie begreifen will. Sie haben keinen deutlichen Begriff von der Unmöglichkeit, zu thun, was mir unmöglich wäre zu lassen. Wer ist denn der Herr v. Ch., der die Fragen in dem précis sur la révolution de Mayence *) so künstlich zu stellen weiß, die Du ihm beantworten sollst? Wo hat der Mann die Infamie her, qu'on avoit forcé le souverain à fuir? So viel könntest Du ihm doch sagen, daß damals, als er so schändlich floh, ihn nichts auf Gottes Welt, als seine schlecht bedachte Furchtsamkeit jagte, seine ganz grund-

*) Eine damals, wie man glaubte, von den Emigrirten verbreitete Brochure.

lose Angst, von den Franzosen erwischt zu werden. Und was soll das Gewäsch heißen: justifier des étrangers qui, n'ayant d'existence dans ce pays, qu'en vertu de l'existence d'un souverain u. s. w. — Lieber Himmel! der arme Tropf meint wol gar, es existire kein Souverain, wo nicht eine monarchische Verfassung gilt? Daß das Volk der Souverain sein könne, scheint ihm noch gänzlich unbegreiflich zu sein. Nach meiner Meinung kann man nirgend sein qu'en vertu de l'existence du souverain; denn entweder hat das Land Einwohner, oder es ist unbewohnt; im ersten Fall sind sie der Souverain, im zweiten bin ichs, sobald ichs will, und nach und nach alle diejenigen, die dahin kommen. Die ganze Phrase sagt also nichts oder eine Albernheit. Ich werde ihm indeß den Gefallen nicht thun können, meine Erzählung französisch zu schreiben. Vielleicht könnte ich sie übersetzen, wenn ich sie deutsch fertig habe, eher denke ich aber sicher an keine französische Bearbeitung derselben.

Ich bin einige Male im Schauspiel gewesen, ich habe die Contat ganz herrlich spielen sehen, in einem kleinen Stück: le mariage sécret. Mit Vergnügen sah ich auch Voltaire's Tancrede, worin Saintfall den Tancred recht gut, und Mlle Fleury die Amenaide vortrefflich spielte; obgleich das hiesige ekle Publikum das Alles noch sehr mittelmäßig findet und das Theater deswegen leer stehen läßt. Sie sind durch noch größere Talente verwöhnt. Ich finde auch, daß nicht alle Forderungen erfüllt werden, aber die Leute spielen doch anständig, sie verletzen nicht, wie bei uns, durch Gemeinheit und Ungeschick. Adèle de Crecy mißfiel mir sehr. Das Stück selbst hat nicht Interesse genug und wurde durch das Wüthen der Schauspieler verhunzt.

Ich will jetzt Anstalt machen, einige hiesige Leute kennen zu lernen, um vielleicht allmälig bekannt zu werden. Chamort ist mir sehr gut; den ehrlichen Bernardin de St. Pierre habe ich einmal besucht, er wohnt mir aber zu weit ab. Cüstine, der Sohn, hat mir noch gestern versprochen, mich zu Condorcet zu führen, der zu Auteuil wohnt und blos zu den Sitzungen des Convents in die Stadt kommt. Es soll ein sehr kalter Mensch sein; ein sehr guter Kopf ist er unstreitig. An Thomas Payne habe ich nicht viel gefunden; er ist besser in

seinen Schriften zu genießen. Das Launige und Egoistische mancher Engländer hat er in einem hohen Grade. Sein ganzes Gesicht ist feuerroth und voll purpurner Knöpfe, die ihn sehr häßlich machen; sonst hat er geistreiche Züge und ein feuriges Auge. Einige Deutsche, die sich hier aufhalten, kommen öfter mit mir zusammen, unter Andern ist ein Graf Schlaberndorf aus Schlesien, der Dich, als Du als Mädchen mit Onkel Blumenbach reistest, in Zürich gesehen hat, ein junger Oelsner, eben daher, der auch in Christie's Hause bekannt ist, ein junger Schwabe, Namens Kerner, der für die Hamburger Zeitung hier Nachrichten schreibt, ein Herr von W., den der Herzog von *** hergeschickt hat, der auch ehemals als dessen Geschäftsträger hier accreditirt war, es bei der Republik aber nicht ist, doch affectirt sich zu wundern, daß man ihn nicht als eine persona publica behandeln will, übrigens sehr jung, ein bonvivant, mit ungeheuerm embonpoint und breiten Schultern, was ihm bei den Engländerinnen die Reputation eines schönen Mannes zuwege bringt, die er mir doch nicht gerade zu verdienen scheint. Er hat eine Abneigung gegen die französischen Weiber, die er affichirt und die deshalb wol nur erkünstelt ist, wahrscheinlich haben sie ihn nicht gemocht. Schlaberndorf in dem gesetzten Alter von vierzig Jahren, ist ein sehr kluger, einsichtsvoller Demokrat und ein Mann von reifer Erfahrung. Er kennt Europa sehr genau, besonders England. Oelsner hat sich hier viel Bekanntschaften gemacht und viel Localkenntnisse erworben, er weiß Alles mit dem rechten Ausdruck und Kunstwort zu nennen, kennt den ton de conversation, ist joli coeur bei den Damen und macht artige Bemerkungen mit einer Leichtigkeit, die an französische grenzt. Die besten Aufsätze in Archenholz's Minerva sind alle von ihm. Der kleine Schwabe Kerner sprüht Freiheit wie ein Vulkan, und ist originell und gutherzig, wie ein junger Schwabe sein muß, er hat Kopf und Energie. Dazu ist er Dr. der Medicin.

An Dieselbe.

Paris den 19. Mai.

Ich schrieb Dir das Vorige eben wie ich im Begriff war mit Christies nach Luciennes zu fahren. Wir speisten bei einem der hiesigen Bankiers, Le Coulteux, zu Mittag; er hat einen schönen Park neben dem Pavillon der Dubarri, worin es jetzt in der ganzen Pracht des Frühlings ganz herrlich zu spazieren war. Le Coulteux's Frau ist, was man schön nennt, aber ihre Züge machen nicht den Eindruck, den minder schöne mit mehr Geist machen würden. Sie scheint indeß sehr sanft und gut, und nicht ohne Bildung. Ihre Mutter, die vermuthlich einst viel schöner war als sie, scheint eine sehr interessante Frau und besitzt sehr solide Kenntnisse nebst einem während eines längern Aufenthalts in Italien geweckten Geschmack in der Kunst. Diese Familie hat ihre Banken überall; in Italien, in Spanien u. s. w. und die Weiber sind bald hier, bald dort mitgewesen, und haben mehrere Jahre in entlegenen Ländern verweilt. Die daraus entstehende Bildung bei einer Anlage, die deren fähig war, läßt sich abnehmen. Nach Tisch fuhren wir nach Versailles, wo wegen des Pfingsttags alle Wasser sprangen; es war ein überraschend schöner Anblick, viele tausend Menschen, alle gut gekleidet und alle gleichwol aus der Klasse, welche man sonst le peuple zu nennen pflegte, um die prächtigen Bassins spazieren zu sehen; indeß dort Löwen, Drachen, Wallfische und Frösche in allerlei Richtungen ihre Wasserströme von sich spritzten und die schönen schlanken Wassersäulen paarweise und auch einzeln zwischen ihnen emporstiegen. Die Sonne, die zuweilen hervorblickte, machte dieses Schauspiel noch hinreißender. Die meisten Anwesenden kommen zu Fuß von Paris, viele fahren auch daher, gehen aber alle zu Fuß nach Hause und bringen ganze Ladungen von Weißdorn, Ginster, oder was sie sonst von blühenden Sträuchern finden, nach Hause. Unter einer so großen Menge Menschen, und zwar Franzosen, war ich erstaunt Alles so still und ehrbar ablaufen zu sehen. Man spazierte stillschweigend und genießend in dem großen Garten umher. Es ist aber auch nicht das erste Mal, daß ich bemerke, wie der Geschmack für lärmende Freude sich bei diesem Volk verloren hat; es ist in Paris we-

nigstens, und in dieser Gegend, nicht mehr ein peuple qui danse et qui chante. Im südlichen Frankreich mag das wol noch anders sein. Unterwegs im Wagen las ich mit Miß Christie die Chateaux en Espagne, ein sehr niedliches kleines Lustspiel, das ich Dir bei Gelegenheit zu schicken wünschte, falls Du es noch nicht gelesen hast. Das Mädchen hat viel Leichtigkeit und Richtigkeit in ihrem Fassungsvermögen, und ihre Ideen reihen sich angenehm und ohne Zwang in der Conversation. Ich muß sie zuweilen im Französischen üben und habe dabei den Vortheil, mich wieder ganz in das Englische zu gewöhnen. Ueberhaupt wird mein Sprachtalent hier in Bewegung gesetzt; denn mit drei sehr wackern Polen, die ich hier fand: Sulkowsky, Maiszewsky und Nagorsky, die mich sehr lieb haben, komme ich öfters zusammen und suche dann mein Bischen Polnisch hervor. Alle diese Leute' knirschen über den schändlichen Theilungstractat, wobei man so unverschämt gewesen ist, nicht einmal einen Vorwand zu brauchen, kein elendes Deckmäntelchen, sondern geradezu zu sagen: wir nehmen, weil wir können und dürfen. Der schwache König hat die Conföderation, an deren Spitze er war, und die ihm durch die Verfassung vom 3. Mai eine größere Gewalt gegeben hatte, als vor ihm kein König von Polen besaß, geradezu an Rußland verrathen, und in dem Kriege, den die Polen gegen Rußland führten, und der denn doch mehr als 25,000 Menschen auf beiden Seiten das Leben gekostet hat, Alles gethan, was ein an Rußland verkaufter Mensch in dem Posten thun konnte. Der Lohn ist nun da; man nimmt ihm wahrscheinlich, außer dem größten Theil des Landes, den die Mächte unter sich theilen, auch noch die Herrschaft über das Uebrigbleibende. Der arme Mensch mag indessen wol einer kleinen Idee von Ehrlichkeit bei seinem Benehmen gefolgt sein; denn was ihn dazu verleitet hat, war das Versprechen, daß Rußland seine persönlichen Schulden bezahlen würde. — Der ehrgeizige Felix Potocki, der die Gegenconföderation unter Rußlands Schutz machte und den armen König demüthigte, ist nun ebenfalls Rußlands dupe, denn er hatte sich weiß machen lassen, die Höfe wären uneigennützig und würden nichts nehmen! Jetzt ist er aus einem freien und übermächtigen polnischen Magnaten ein bloßer russischer Unterthan geworden; denn seine Güter liegen im russischen Antheil. Niemand in ganz Polen ist zufrieden, sie sehen ihre Fehler ein,

und Alles reift dort zu einer Revolution, sobald nur die Lage der Sachen in Europa dazu Gelegenheit geben wird. Mit ehesten wird nun die Kaiserin mit der Ausführung ihres ehrgeizigen Projectes gegen Konstantinopel losbrechen; der Zeitpunkt, wo ganz Europa in Krieg verwickelt ist, scheint günstiger als je zuvor. Diese Räuberei im Großen kommt indeß Frankreich zu statten, denn England muß endlich die Augen öffnen und inne werden, daß es Alles aufs Spiel setzt und vielleicht nichts erbeutet, indeß jene Alles gewinnen und zuletzt Europa Gesetze geben. Die Reihe kommt an Deutschland, ehe es sich die kleinen Fürsten versehen.

An Dieselbe.

Paris den 23. Mai 1793.

Die politischen Angelegenheiten sehen schon wieder besser aus, wie es zu erwarten war. Die französische Nation wird mit Deraisonniren, Lachen, Schäkern, Zanken, Cabaliren, und mitunter Uebereilungen von aller Art, ihre Revolution sicher und allen coalisirten Mächten zum Trotz vollbringen. Das liegt im Charakter dieser sonderbaren Menschen, die man vielleicht hassen, aber nicht verachten kann. Ihre Bonhomie ist so unbegreiflich wie ihre Fühllosigkeit. Sie haben für die Engländer eine wahre Affenliebe, die durch nichts vertrieben werden kann, und die noch jetzt den hiergebliebenen Engländern zu gute kommt. Und in England erwidert man ihnen wahrlich nichts von dem Allen, nicht die dortige Regierung allein, sondern der Nationalgeist stößt sie von sich. Je länger ich es beobachte, je merkwürdiger wird mir dieses Volk und die jetzige Gährung. Nichts von Allem, was geschehen ist und noch jetzt besteht, läßt sich wegdenken; es mußte so kommen und wird noch äußerst sonderbar und unerwartet hergehen. Der Kampf der Parteien ist unvermeidlich bei ihrer aufbrausenden Hitze. „Warum decretiren Sie nicht," sagte ich zu Isnard, „daß kein Mitglied murren oder Beifall klatschen darf?" — „Aber hunderttausendmal haben wirs decretirt und es hilft nichts. Eben so gut könnten wir decretiren, daß wir aufhören sollen Franzosen zu sein." —

Isnard ist ein sehr gescheidter und, wie ich glaube, ein guter Mensch. Er ist jetzt Präsident.

An Dieselbe.

Paris den 28. Mai 1793.

Um die Zeitung, die ich schreiben soll, habe ich mich rücksichtlich ihrer Versendung gar nicht zu bekümmern. — Die Sache steht auch noch in weitem Felde. Auch fand ich bald, als ich Lebrun darüber sprach, daß er nicht gesonnen sei mich zu versenden, und ich weiß mich hier und dort endlich zu bescheiden, und zu vergessen, daß man mich auch noch für etwas Anderes als einen Zeitungsschreiber halten könnte. Sollte ich wirklich noch etwas von der Art schreiben, so werde ich nicht ermangeln von den Provinzen zu sagen, was ich erfahren kann. Deine Erinnerung, daß die Zeitungen fast ausschließend von Paris und nur immer von Paris sprechen, ist vom Auslande sehr gegründet. Hier fühlt man, selbst unbewußt, daß von diesem Mittelpunkt aus aller Antrieb geht, und vergißt die Provinzen, oder begreift sie mit inne, indem man spricht. Barnave ist, so viel ich weiß, ruhig in seiner Provinz, zu Grenoble, wo er lange verhaftet war. Gewiß weiß ich nicht, ob er wirklich ganz freigesprochen ist. Er hatte sich durch das Glück, von dem Hofadel, durch die Lameth begünstigt zu sehen, hinreißen lassen. Die Lameths hatten ungeheure Besitzungen in Westindien und wollten die Freisprechung und die Theilnehmung der farbigen Leute an den Bürgerrechten nicht. Barnave hatte das Decret vorzüglich ausgewirkt, welches sie den Weißen völlig gleichstellte, und eben er setzte hernach den Widerruf desselben zum Vortheil seiner neuen Freunde durch, der so viel Blutvergießen in St. Domingo verursacht hat. Allein dafür hatten ihm auch die Lameths eine femme de la première qualité zur erklärten Maitresse gegeben — und man weiß, daß das bei dem hohen französischen Adel einer vollkommenen Aufnahme in ihren Schooß gleich galt. Von nun an durfte er sich als einen von ihnen betrachten, und alle ihre Rechte, selbst die conventionellen der Gesellschaft, die doch sonst gegen alle Geringbürtige so zertretend — auch hier — waren, ohne Besorgniß mit ihnen thei-

len. Seine Seele widerstand diesem Zauber nicht. Die Königin hat wahrscheinlich nicht auf ihn gewirkt, nicht auf ihn wirken wollen, und wahrscheinlich es auch nicht nöthig gehabt.

An Dieselbe.

Luciennes den 2. Juni 1793.

Ich bin gestern mit Christies wieder hierher gekommen; wir wohnen bei Le Coulteux, wo wir schon einmal waren; seit zwei Stunden laufe ich schon allein im Garten umher, indeß Alles noch schläft, und lasse mir von den hundert Nachtigallen vorsingen, wie schön die Natur sei, wenn man nicht denkt, sich nicht erinnert, sondern blos im Augenblick der Gegenwart lebt. Ich habe erst gestern Deinen Brief erhalten; denn wegen der Unruhen in Paris *) ist die kleine Post nicht abgegangen und so kam er spät in meine Hände. Jetzt ist Alles wieder ruhig, weil nirgend Widerstand war. Die Gemeine von Paris beherrscht den Nationalconvent unumschränkt und schreibt ihm Gesetze vor. Die dazu erforderliche Grimasse nennt man hier eine Insurrection. Man weiß wirklich nicht, soll man weinen oder lachen bei diesen Auftritten? Die klügsten Köpfe, und ich glaube zugleich die tugendhaftesten Herzen unterliegen den Ruhestörern und Intriganten, die unter der Larve der Volksfreundschaft sich bereichern und sich zu Herren von Frankreich machen wollen. Hätte man alles das aus der Ferne wissen können! Doch das ist eine eitle Betrachtung! Wer sagen kann, daß er nach seiner jedesmaligen Einsicht und nach seinem Gewissen handelt, kann ruhig sein.

Paris den 4. Juni 1793.

Die Lage der öffentlichen Angelegenheiten hat mich auf die ernsthafteste Ueberlegung meiner eignen Aussichten gebracht. Ich sehe hier keine Möglichkeit anzukommen, so daß ich sicheres und reichliches Brot hätte; die Zeitungsredaction, womit ich nun

---

*) Der Sturz der Gironde und die Verhaftung oder Aechtung ihrer Mitglieder fand in diesen Tagen statt.

endlich anfangen soll, ist ein elender Nothbehelf, und zu andern gelehrten Ausarbeitungen ist ohne Hülfsmittel keine Vorkehrung zu treffen; ob ich je etwas von meinen Papieren in Mainz wiedersehe, ist sehr die Frage, und ohne sie bin ich nicht im Stande, in der Linie der Literatur, die ich mir zum eignen Wege gebahnt hatte, fortzuschreiten. Man bietet mir hier an, mich auf Buchdruckerkunst zu legen und in England die Direction einer Buchdruckerei zu übernehmen; dieser Vorschlag gefällt mir zwar sehr, allein ich sehe deutlich, daß er mich in eine gräuliche Abhängigkeit versetzt, wenn nicht noch interessirtere Absichten damit verbunden sind. Könnte ich dagegen vier bis fünfhundert Pfund Sterling irgendwo aufbringen, oder wären es auch nur dreihundert, so lernte ich hier Persisch und Arabisch und ginge über Land nach Indien, um neue Erfahrungen heim zu bringen und als Arzt nebenher mein Glück in einigen Jahren zu machen. Zu 300 Pfund Sterling, so etwas durchzusetzen müßte B. mir leicht verhelfen können. Ich denke, wenn 20 Freiheitsfreunde in England zusammenträten und für einen Mann, der seine ganze bürgerliche Existenz der Freiheit (und wäre es auch unter irriger Voraussetzung) aufgeopfert hat, jeder eine Kleinigkeit hergäben, so wäre das noch nicht verlorenes Geld, im Fall ich mit Kenntnissen ausgerüstet zurückkäme, die auf unsere Wissenschaften einiges neue Licht würfen. Ganz neue Gegenstände, ganz fremde Bilder, Bewegung, Beschäftigung, Ungemach und selbst Gefahr — dies zusammengenommen mit dem Bewußtsein, nützlich zu arbeiten, und mit dem Genuß, in einem Fach des menschlichen Getriebes mich herumzutummeln, das meinen Kräften, Kenntnissen und meinem Geschmack angemessen ist, müßte mir unfehlbar für mein verletztes Gefühl heilenden Balsam gewähren. Ich könnte vier bis sechs Jahre ausbleiben, oder noch länger, ohne zu alt zum Genuß des Ueberrests meines Lebens in die Arme meiner Kinder zurückzukehren, und indem ich sie glücklich wiederfände, für die Erfüllung Deiner mütterlichen Pflicht auch Dir einen dankbaren Freund wieder zuzuführen.

Hier ist Alles ruhig. Was man hier in diesen Tagen einen Aufstand nannte, war keiner, sondern eine Maschine, die der Gemeinderath in Verbindung mit Denen vom Berge und den Jacobinern spielen ließ, um endlich ihren großen Anschlag gegen die 22 Mitglieder der Gironde, die ihnen so gehässig sind, durch-

zusetzen. Die Feigheit des Nationalconvents war schuld, daß es ihnen gelang. Nun thut jene Partei, was sie will. Ich erwarte Alles, was Leidenschaften in einer Republik, und zumal einer gährenden, bei verderbten Zeitläufen vermag. Ich werde mich nicht wundern, wenn eine einzelne Herrschaft zum Vorschein kommt, ehe man sichs versieht. Aber wie bald wird sie in ihr Nichts zurücksinken! Das beste Mittel, die Blöße elender Menschen aufzudecken, ist dies, sie auf die Höhe steigen zu lassen, wo nur ihre eigne Tugend sie halten kann. O wie schnell werden sie stürzen! Es wäre jetzt nicht unmöglich, obschon es nicht wahrscheinlich ist, daß die auswärtigen Mächte tiefer als voriges Jahr in Frankreich eindrängen, ja sie könnten sogar Paris nehmen, und die Republik wäre darum doch nicht verloren. Ich bin im Gegentheil festen Glaubens, daß sie endlich Wurzel fassen und Bestand haben wird. Ihre Dauer hängt weder von den Fortschritten der Armeen noch von dem Nationalconvent ab. — Condorcet ist furchtsam wie Alle. Er arbeitet jetzt an einem neuen, abgekürzten Constitutionsplane, der in acht Tagen fertig sein soll und dann wahrscheinlich in Masse genehmigt werden wird. Danton hat den Berg gewißlich nicht verlassen; ich könnte darüber wol mündlich referiren, aber nicht schreiben.

An Dieselbe.

Paris den 14. Juni 1793.

Ich hoffe, die Leute, bei denen Du bist, haben mehr Herzlichkeit und mehr wahres Gefühl als ihre Angehörigen hier. X. ist mir nach seinen Ansichten und Betragen einer der herzlosesten und beschränktesten Egoisten, die ich je gesehen habe, und ein so entschiedner Freund des Despotismus, wie man sein muß, wenn man als Kaufmann nicht große Ideen und Uebersichten von dem Zusammenhange der Menschheit bekommt, sondern Alles aufs Schachern und Scharren reducirt. Sein Compagnon und dessen Frau ekeln einen an mit ihrer hochmüthigen Aristokratie, denn die Misanthropie der Frau X—r ist weiter nichts als Freiheits- und Gleichheitshaß. Die Nothwendigkeit, nicht

zu glänzen, sich nicht unterscheiden zu dürfen, macht diese Leute wüthend, und dieselbe Ursache, die diese Leute zu Anfang der Revolution zu glühenden Patrioten machte, weil ihre Klasse damals emporkam, macht sie jetzt zu Verschwornen gegen den Staat, wo sie nicht mehr die Aristokratie des Reichthums zeigen können. Alles, was dem König anhing, wird von ihnen vergöttert, sie trägt ein Läppchen Tuch von seinem letzten Rock in ihrem Ringe verborgen; selbst ungläubig huldigt sie doch dem Aberglauben, hängt dem Magnetismus eifrig und blind an und steht mit den bigottesten Leuten in der engsten Verbindung *). Er ist ein speculirender Kaufmann, der immer über schlechte Zeiten klagt und unter dieser Decke beständig fort die Assignate benutzt, um Güter und Häuser wohlfeil zu kaufen und theuer zu verkaufen. Seine Versatilität und sein mit Ideen aus allen Fächern meublirter Kopf, der nie einem Grundsatz acht Tage lang, oft nicht 24 Stunden lang, treu bleibt, hindert ihn doch nicht an diesem herzlosen kaufmännischen Geizen. Mit einer gewissen kranken Lebhaftigkeit, die anfangs einnimmt, und einer schweizerischen Energie und Massivheit in der Phantasie, fühlt der Mensch im Grunde nichts als sein Bedürfniß, unaufhörlich etwas Anderes zu treiben, und bei einer Terminologie und Phraseologie, die beinahe Gründlichkeit scheinen könnte, hat er weder für Kunst noch Wissenschaft Sinn, sondern betet immer nur seine Sentenzen her.

Ich sollte dieser Tage mit einem kleinen Auftrag verreisen, weiß aber noch nicht, ob es zu Stande kommen wird, auch nicht wenn, wohin, wie lange; aber gewiß nur auf sehr kurze Zeit. Während der Zeit muß ich Verzicht auf Nachrichten von Dir thun; schreibe aber dennoch hierher an meine gewöhnliche Adresse, so finde ich die Briefe bei meiner Rückkehr. Ich werde

---

*) Von dieser guten, ganz aus Gefühl und Phantasie zusammengesetzten, nun längst verstorbenen Frau ist ein Brief derselben an Forster's Gattin vorhanden, dessen Inhalt einen Wink über den Zusammenhang der damaligen Erscheinungen gibt. Diese schwärmerische Verehrerin Ludwig's XVI. erwähnt darin mit andächtigem Entzücken des Besuchs der frommen Versammlungen einer während der Schreckenszeit in Paris figurirenden Prophetin und Seherin, Katharina Theos mit Namen; sie ward mit mystischen Redensarten und Erläuterungen von den Thoren, die ihr nachliefen, auch Robespierre's geistige Mutter genannt, von ihm besucht und von seinen unsinnigsten Anhängern verehrt.

so regelmäßig nicht schreiben können, aber doch so oft es die Umstände gestatten. Vielleicht werde ich durch dieses Mittel Denen bekannt, die jetzt hier Alles vermögen. Kann ich Gutes wirken, so gilts mir gleich, durch wen und mit wem. Ich werde meine Grundsätze nicht verleugnen. Uebrigens stehen die Sachen auf dem kritischen Punkt, wo sie seit 1789 noch nicht gewesen sind. Es ist mir jetzt nicht mehr ganz unwahrscheinlich, daß eine gräßliche Spaltung entstehen könnte. Ist es das, worauf Deine Umgebungen sich freuen? Ich bitte Dich, laß mich genauer wissen, was man für Hoffnungen hatte und wie man sich jetzt gebehrdet. Denn das ist mir keineswegs gleichgültig. Ich tappe nicht gern im Finstern, wenn ich Licht haben kann. Daß etwas im Werke war, wirst Du jetzt aus den Zeitungen wissen *), und es kommt mir Alles darauf an, ob man die Sache für gelungen oder mißlungen hält, auf die man mit so gottlosem Triumph zählte. Und man zählte darauf? und für wen interessirte man sich? und mit wem hält mans dort? Das Alles laß mich so bald als möglich und umständlich wissen. Du kannst auf keine Weise besorgen, daß ich Dich compromittire. In Deinem letzten Briefe schreibst Du, daß meine Ankunft in Neufchatel Eure Freistätte stören könnte. Ich möchte gern wissen, inwiefern, und was man darüber vorausbestimmt. Ich habe wahrlich keine Idee, dahin zu kommen, da Lausanne, Genf, Pontarlier so nahe sind, aber es ist doch gut zu wissen, wie weit die Leute in ihrer Kleinlichkeit gehen. Vielleicht können Jahre verstreichen, ehe ich Euch sehe. Mein ostindisches Project gebe ich noch nicht auf. — Der arme Leuchsenring und seine Frau, das ehemalige Fräulein von Bielefeld, leiden hier wirklich Noth. Ich habe sie gestern und vorgestern gesehen, und sie haben mich innig gedauert. Könnt' ich doch nur zuerst für mich etwas ausrichten, damit ich nachgehends kräftig für ihn sprechen dürfte! Schlaberndorf ist der einzige Mensch, den ich hier liebgewinne. Sein Charakter ist durchaus edel, sein Herz rein und gut, sein Kopf nicht brillant, aber reich und richtig und hell denkend; er ist der praktischste Philosoph, den ich noch gekannt habe. Seine große Erfahrung und seine Kenntnisse neben unendlicher Bescheidenheit, Sanftmuth und Festigkeit erfreuen mich.

---

*) Dieser Vorgang betraf den Sturz der Girondisten.

An Dieselbe.

Paris den 23. Juni 1793.

Dein Brief vom 17. klagt über das Ausbleiben meiner Briefe, liebe Frau; allein ich vermuthe, Du wirst seitdem einige erhalten haben, denn ich schreibe ziemlich regelmäßig meist einmal, zuweilen auch zweimal die Woche. Der nächste Brief, den Du bald nach Abgang des Deinigen bekommen haben mußt, enthält unter andern eine kleine Uebersetzung von Petrarca's Vouclufe und Bemerkungen über J. und Schw., wovon, wie es mir jetzt noch vorkommt, die beiden letzten ein wenig zu streng waren. Ich thue nicht gern Jemand Unrecht und nehme gern zurück, wo ich zu viel sage. Wir verstehen uns wol, dieselben Züge von verschiedenen Seiten betrachtet, können sehr verschieden aussehen, und daher können auch sehr abweichende Schilderungen von einer und derselben Person zu gleicher Zeit wahr sein. Ich habe also nicht sowol falsch, als blos einseitig geurtheilt. Wenn harte Urtheile immer auf diese Art untersucht würden, wie leicht ließe sich Einseitigkeit und Parteilichkeit vermeiden! — Ich weiß Dir nicht wol über Deine politischen Empfindungen zu antworten. Daß unsere Freiheitsliebe sich nicht von der französischen Revolution her datirt, ist sehr wahr; ich hoffe auch, sie würde nicht vergehen, wenn selbst die Menschheit noch nicht reif dazu wäre; denn wahr ist es, daß Erziehung, Umstände, Laufbahn, Auszeichnungen gerade bei uns dieses hohe Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl gewirkt haben, welches der gemeine Mann, zumal in Deutschland, auf keine Weise erlangen kann. Unsere Geistesfreiheit, eigentlich die wahre, zu welcher äußerliche Freiheit nur das Mittel sein kann, hebt uns sogar, vermöge eben jener Vorzüge, die wir glücklicherweise genossen haben, über Menschen unsres Standes fast überall hinweg, und so viel Befriedigendes dies auf einer Seite haben kann, so ziemlich ists auf der andern zu sehen, wie weit die Menschen mehrentheils vom Ziele entfernt sind, wohin sie kraft ihrer Anlagen hätten kommen sollen. Deine Empfindungen beim Anblick der Kokarde sind mir gegenwärtig, so wenig Eindruck ein solches Abzeichen hier macht, wo keiner ohne dasselbe geht. Wo und wie wir sie sonst sahen — das ist eigentlich, was die Empfindung so rührend macht. Ich kann ohne Thrä-

nen kaum an Mainz denken; — aber auch nicht an Wilna. Heute habe ich von dem jungen Nagorsky Abschied genommen, der übermorgen früh nach Genf geht; er nimmt eine Kleinigkeit für Dich mit, und sobald er angekommen ist, wird er Dir schreiben, um Dich zu fragen, an wen er sie dort abgeben kann, damit Du sie gleich und sicher erhältst. Es ist ein sehr ehrlicher Mensch, der ein sehr gutes Herz hat und mir sehr zugethan ist. — Ich danke Dir herzlich für jede kleine Nachricht von meinen Herzenskindern. Da ich sie nicht um mich haben kann, gibt es keinen bessern Ersatz als die genaueste Nachricht von ihrem Treiben und Wohlsein. Röschens Hände werden mit der Zeit noch wohl werden, und übrigens ist sie ja sonst hübsch genug. Kläre wird, wie ich sehe, ein trefflicher Tartar, oder vielmehr eine portion du souverain, die ihre Portion von Souverainetät zu behaupten weiß. — Nicht weniger danke ich Dir für die Schilderung der Frau von **. Sie muß äußerst interessant sein, wiewol ich sie nach der Beschreibung eher einem jungen Weibe, als Männern gefährlich halten muß und daher Deine Vorsicht sehr billige. Ich bin wahrlich nicht ein Kopfhänger, und vielmehr geneigt, mit tausend Abweichungen von der Regel alle erdenkliche Nachsicht zu haben; allein ich weiß auch über alle Maßen zuversichtlich gewiß, daß nichts leichter verloren ist, als die Reinheit des Gefühls, das schönste, beste Geschenk des Himmels, und, daß ichs mit Offenherzigkeit und Erfahrung, — die hier nichts Persönliches hat, — hinzusetze, je edler das Wesen ist, das sich so wie Fr. v. ** ihrem Gefühl blindlings und ungeprüft überläßt, je leichter geräth es auf einen unnatürlichen Abweg, der es für jeden reiner und einfacher Empfindenden widrig machen muß. Ein roué unsers Geschlechts ist häßlich, eine weibliche rouée ist gräßlich für einen Mann. „Alles Gute verschliffener, alles Böse böser." Was hilft da noch die Geistesfülle? Ich sehe nur Mißbrauch der Vernunft, des Wissens und Könnens, der immer bei zügellosem Gefühl stattfindet. Daß sie menschlich handelt und empfindet, wo ihre Begierden nicht mit im Spiele sind, ist das Bedürfniß jedes richtigen Verstandes, der so thätig ist, wie der ihrige sein muß; daß sie anziehend ist, beweiset, was sie hätte werden können, wenn sie auf ihr Herz strengere Aufsicht gehabt hätte; daß sie endlich unglücklich ist, rührt von den Forderungen her, die sie an die Welt gemacht hat, zusammenge-

nommen mit dem Umstande, daß Niemand es wol unternommen haben mag, sie auf sich selbst und das Willkürliche ihres Thuns und Lassens aufmerksam zu machen. Je weniger Menschen mit ihr Uebereinstimmung hatten, desto sorgsamer hätte sie sein müssen, sich zu prüfen und die Berührungspunkte aufzusuchen, bei denen sie keine Gefahr lief, getäuscht zu werden. Sie ward betrogen, aber der stürmische Gang ihres Herzens läßt vermuthen, daß Mancher auch über sie Klage zu führen hatte, so gut wie ihr Mann. Da ich es nicht in meiner Art finde, unbeständig zu sein, kann ich über das Bedürfniß dazu nichts sagen, als daß es mir in einem Weibe empörender dünkt, als in einem Manne. — Die Correspondenz zwischen Narbonne und Braunschweig kenne ich gar nicht. Ich möchte sie gern erhalten. Aber wie? So auch Winkelmann's Defensionsschrift. Ich habe meinen Auftrag, von dem ich in einem meiner vorigen Briefe redete, nun wirklich erhalten, aber der Tag zur Abreise ist noch nicht bestimmt. Sobald ich kann, sollst Du wissen, wo ich bin, wenigstens bleibe ich in Frankreich, Du kannst also ruhig sein. Meine Gesundheit hält sich ganz gut und würde es noch besser, wenn die Witterung leidlicher wäre. Es ist in diesen Tagen erbärmlich kalt gewesen; Alles mußte Feuer anmachen. Mein Kreis von Bekanntschaften erweitert sich nicht. Ich habe kein Wohlgefallen an den Menschen, und ich weiß selbst nicht, wie der Tag mir unter den Händen verschwindet. Bei dem Schottländer Christie bin ich täglich, weil man mich gern sieht. Das artige Mädchen, die Schwester, hat eine Herzensangelegenheit, die vermuthlich nicht nach dem Sinne der Familie sein mag. Der Schatz ist in England, und so viel ich gehört habe, ein schöner junger Franzose, der ehedem ein Adjutant von Lafayette war. Ist das nicht sehr unglücklich? Sie hat ausnehmend viel Sanftes und still empfindend Vernünftiges, spricht mit Theilnahme von Allem, raisonnirt mit Geläufigkeit, sehr niedlich und zuweilen originell, ohne Vorurtheil, mit viel Imagination und Gedächtniß. Dabei ist sie von schwächlicher Gesundheit, liest gern und allerlei, singt ein wenig, aber just nicht zum besten, spielt ein paar Noten, näht allerlei, geht gern in die Komödie und spazieren, läßt sich den Hof machen, aber ohne alle Ziererei und Eigensinn. Ihre Herzenslage gibt ihr etwas Kaltes, Abgespanntes, obwol sie sehr heiter und fröhlich sein kann; aber immer ist etwas so Abgeschiedenes, Ge-

trenntes auch darin, sie gibt sich nie hin. Ihr Gefühl ist sehr einfach und rein, bei Kindern besonders rege. Ein solcher Umgang ist mir immer etwas werth; ich glaube Dir schon einen Wink gegeben zu haben, daß die Schwägerin und der Bruder wol ein Plänchen mit dem andern verbunden haben könnten, und das Buchdruckerproject auch noch auf eine andere Art durch häusliche Verhältnisse zu befestigen gedacht haben mögen. Daß daraus nichts werden kann, siehst Du ein, ob ich gleich gemerkt habe, daß Miß sehr geneigt gewesen ist, vernünftig zu handeln, wie man das nennt. Daraus entsteht auch weiter nichts Schlimmes, denn ich habe meine Denkungsart hinlänglich an den Tag gelegt, und es scheint beruhigend gewirkt zu haben. Seitdem man mich absichtslos kennt, darf man freier von sich und seinen Leiden sprechen. Eine andere Bekanntschaft hab ich neulich bei Onfrois erneuert, mit einem herzensguten Weibe, die mir, als ich vor drei Jahren hier war, das Zahnweh, das rasendste, das ich je hatte, vermittelst einiger Tropfen auf Baumwolle, curirte. Sie ist hübsch und erstaunlich herzlich, ohne besondere Bildung, obwol nicht ohne natürlichen Verstand. Die Onfroi hat sie an einen Mann verheirathet, der ein gute, einträgliche Stelle unter der alten Regierung hatte und ausdrücklich eine Frau ohne Vermögen haben wollte. Jetzt hat er seine Stelle verloren und muß sich sehr einschränken; dennoch ist man glücklich und ich war zufällig Zeuge der Freude des Wiedersehens. Der Mann kam denselben Abend aus der Vendee zurück, wo er in Lebensgefahr gewesen war. Sie haben keine Kinder. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, das Pantheon zu sehen, oder die ehemalige St. Généviève-Kirche. Es ist bei einigen Fehlern dennoch ein herrliches Denkmal der Baukunst; ich war ganz entzückt und im unterirdischen Gewölbe, wo die Särge von Voltair und Lepelletier stehen, war mir herrlich schauervoll zu Muthe. Mirabeau ist auch noch da, aber in einer vor dem Auge der Welt verborgenen Gruft, wo er verdeckt (voilé) bleibt, bis ein Decret über ihn entscheidet. Auch dies hat etwas dunkel die Seele Ergreifendes, wenn man an Ort und Stelle ist; man hört von diesen Ueberresten sprechen, als wärens noch die Menschen, und ich sah sie nächtlich umherwandern und sich freundlich besprechen in der Halle des Gewölbes. In vier Jahren wird das Gebäude vollendet sein, denn alle Embleme, die auf Religion Bezug hatten, werden gegen solche vertauscht, welche

die Republick betreffen. Die jetzige Lage der öffentlichen Angelegenheiten ist schwer zu schildern, und selbst den Häuptern ist der Ausgang noch verborgen, den Alles nehmen wird. So wie es ist, kanns nicht bleiben. — Das Beste ist, daß unsre Grenze überall gedeckt ist und die preußische und östreichische Armee schon wieder anfangen, Noth, Mangel und Krankheit zu leiden. Mainz hält sich wacker, so auch Condé und Valenciennes. Nur die Rebellen machen uns noch zu schaffen, aber sie werden endlich auch untergekriegt werden. Die zwei großen Parteien im Staate machen alles Unheil, doch offenbar ist die jetzt herrschende schon in der größten Verlegenheit, und selbst ihr verzweifeltes Lieblingsmittel, das Metzeln, wird nichts helfen. Lebrun hat nun einen Nachfolger; Du findest schön, was die Lütticher gegen ihn vorbringen, weil Du sie nicht kennst. Er ist ein einsichtsvoller Mann und der einzige, der an seinem Posten hätte bleiben sollen, nur etwas zu schwach und furchtsam, aber ehrlich und wohlmeinend! Der jetzige weiß gar nichts von auswärtigen Angelegenheiten, aber freilich ein echter Hosenloser ist er, und die haben jetzt la science infuse. — Ueberhaupt ist es kaum möglich, nachdem man drei Monate lang hier als Zuschauer gelebt hat, mit Enthusiasmus von dem, was vorgeht, zu sprechen oder zu denken. Ueberall guckt hinter den schönsten Rednerkünsten nur Eigennutz hervor, einige Wenige ausgenommen, die redlich das Gute wollen und daher den Herrschsüchtigen gerade am verhaßtesten sind. Unter den Gefangenen soll es wirklich einige sehr rechtschaffene Menschen geben. Eine Schande der Revolution ist das Blutgericht, ich mag nicht daran denken. Wenn diese Auftritte vorüber sind, übersieht man sie in der Geschichte, um der heilsamen Folgen willen, die man zwar nicht durch sie, aber nebenher durch die Revolution erlangte, aber der unmittelbare Eindruck ist schauderhaft und für die Zeitgenossen ist das Schauspiel oft zu stark. Wir werden vielleicht in ruhigern Zeiten von diesen Dingen reden können. Wollte der Himmel, ich könnte Euch bald irgendwo sehen, aber vor der Hand ist Alles ungewiß und wankend. Mein Project, nach Indien zu gehen, ist in sehr weitem Felde. Man lebt jetzt nur von einem Tag zum andern. Ich habe ziemliche Unabhängigkeit erlangt, indem ich nicht achte, was aus mir wird. So lang ich bin, bin ich selbst, und damit lasse ich mir jetzt genügen. Man sagt in den Zeitungen, auf des Kurfürsten von

Mainz Fürbitte wären einige Gefangene zu Königstein losgelassen worden. Ist das wahr? und wer sind die Begünstigten?

An Dieselbe.

Paris den 26. Juni 1793.

Weisheit und Glück sind unverträgliche Dinge, wenn die Weisheit nicht ihr eignes Glück in sich hätte, wobei man sich allenfalls noch in die Schicksale der Welt finden kann. Laß uns nur sorgen die Einfachheit und Reinheit unsrer Gefühle zu erhalten, damit wir unsre Empfänglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigsten Tagen eine unschätzbare Summe froher Augenblicke des schönsten Naturgenusses. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unsers Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmesser von einander trennte, wären wir mit solchen Grundsätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unsers Gleichen weit und breit nicht antreffen können. Ich lebe mit guten, gefühlvollen, feinen, gebildeten, klugen, vernünftigen Menschen, aber ich finde uns nirgends — und lasse es gut sein, wenn ihre Art zu sehen, zu empfinden, zu schließen, in dem Augenblick wo sie glauben dicht an mir zu stehen, sie himmelweit von mir wegrückt. Ich kann mich in ihren Gesichtspunkt, in ihren Ideenkreis versetzen; sie sich nicht in den meinigen. Der Punkt, in dem der Privatmann Staatsglied wird, scheidet uns auch oft. Ich verzeihe Verbrechen und sie bestrafen Irrthümer; oder umgekehrt. Ich finde an gewissen Fehlern entscheidende Merkmale der Verworfenheit, und sie können Laster übersehen, wenn ihre Partei dabei keine Gefahr leidet. — Weil ich nun eben auf Politik gekommen bin, will ich Dir doch noch sagen, daß dem Beobachter jetzt hier ein großes Feld offen ist. Erinnerst Du Dich aus den ersten Bänden des Gibbon der Schilderung des römischen Reichs, als es ein Raub der prätorianischen Garden war? so wie damals in Rom, sieht es jetzt hier aus. Nie hatte die Tyrannei so viel

Unverschämtheit, so viel Ausgelassenheit, nie wurden alle Grundsätze so mit Füßen getreten, nie herrschte Verläumdung mit so zügelloser Gewalt. Diese Periode muß überstanden werden, und die Nation wird sie überstehen; aber der Kampf ist vielleicht noch schwerer, als man sichs vorstellt. Wahr ists, die Herrscher können hier nicht festen Fuß gewinnen: kaum hat eine Partei die Macht in Händen, so macht sie sich durch Mißbrauch derselben verächtlich und gräbt ihr eignes Grab. Eine so allgemeine Verabscheuung, wie jetzt gegen die Herrschenden stattfindet (von Seiten ihrer Satelliten ausgenommen), habe ich noch nie wahrgenommen; allein sie rächen sich durch die Macht, die sie in Händen haben. Und ich stehe nicht für einen Abschied wie der der Medea, ehe sie von der Bühne abzutreten gezwungen werden. Indeß ist nun ganz Frankreich einstimmig gegen sie erklärt, denn was sie schreien und affichiren, das wollen ihre Gegner im Ernst: Einheit der Republik und echte Freiheit. Sie wird auch eins bleiben, sobald die Krise vorüber ist. Können wir die Rebellen bezwingen, die man bisher leider nicht bezwingen wollte, so bleibe ich bei meinem Satz: wir brauchen die auswärtigen Feinde nicht zu fürchten. Ich glaube nicht, daß Alba's Geist in den Cabinetten herrscht. Diese Menschen könnten kaum Alba's Schreiber sein. Blutdurst und blinde Wuth? ja! — doch das ist nicht der zehnte Theil von Alba. Man muß auch die Mittel zum Herrschen wissen, muß sie anzuwenden und Plane zu schmieden wissen. Wir beurtheilen oft die Menschen unrichtig, die am Ruder sitzen. Es ist nicht sowol gänzliche Unfähigkeit, wie ich sonst wol glaubte, als sinnliche Trägheit zur Arbeit, die ** zu einem schlechten Regenten macht. Der Mann hatte doch Gedanken und Ordnung. Katharine ist, ihren Ehrgeiz abgerechnet, gewiß auch größer, als man sie gewöhnlich unter den bessern Menschen gelten läßt; ihr Ehrgeiz selbst ist so riesenmäßig, daß er einen größern Geist verräth. Bei ihr ist es nur das falsche Princip, daß man die Menschen zu ihrem größern Glück an Ketten schleppen müsse, was so auffallende Erscheinungen bewirkt. Ihre Vorstellungsart hat etwas Helles, Großes, Umfassendes, ihr Geist ist sehr unbefangen. Du weißt ja! daß gewisse Dinge für gewisse Menschen unmöglich mehr das sein können, was sie dem engbrüstigen Moralisten sind. Ich bin überzeugt, der Mensch, auf einer höheren Stufe der Bildung, darf thun, was Andere nicht thun

dürfen. — Er ist wie Gott — oder wie der Teufel. Ich glaube nun freilich, daß Katharine keines von beiden, oder beides zugleich ist. England ist Frankreichs gefährlichster Feind seit Jahrhunderten, und jetzt wie immer. An eine Politik, die sich auf allgemeine Glückseligkeit, auf das wahre Interesse gründete, höre nur auf zu glauben — sie existirt nirgends. Man ruinirt den benachbarten Staat — ob über funfzig oder hundert Jahren der Sturz des eignen die Folge ist, das kümmert den Minister nicht, der jetzt Ehre und Reichthum von seiner Regierung zu ernten hofft. Pitt ist also verschlagen genug, um uns zu bevortheilen, und sein Herr hat die Furcht vor den Demokraten im Leibe und schreit also mit andern Königen: kreuzige! kreuzige! Ueber den armen Braunschweig können die Leute Recht haben. Ich habe sonst sehr günstig von dem Manne gedacht; doch nun zu uns zurück.

Ueber den Verlust des Bürgerrechts, den Du so tief fühlst, kann ich eben deshalb wenig sagen; wo das Gefühl spricht, muß alles Andre schweigen. Aber wärst Du hier, wärst Du irgendwo in Frankreich, so würdest Du anders empfinden, denn die Menschen sind es nicht werth, daß man ihren eigennützigen Einrichtungen mit solchem Enthusiasmus huldigt. Da wo Niemand ihn hat, lernt man bald ihn ablegen. Uebrigens ist das Unglück so groß nicht, wie Du denkst. Wenn je Ruhe ins Land zurückkehrt, wird den Weibern wenigstens eine Nachsicht geschenkt werden. Zweitens kannst Du, da Niemand in Frankreich einen Beruf haben kann, Dich zu verfolgen, mit einem neuen Namen ohne Bedenken hereinreisen, wenn Du willst. Endlich aber, und das ist das Wichtigste, laß uns die Mittel mit dem Zweck nicht verwechseln. Wir sind, wir waren schon lange, wir werden noch immer mehr, was Andre durch die politische Freiheit werden sollen: nämlich moralisch freie Wesen. Es wäre Thorheit, den Menschen Freiheit zu geben, oder nur zu wünschen, wenn sie Wilde dabei bleiben und ihre Anlagen zu moralischer Vollkommenheit nicht dadurch leichter ausgebildet werden sollten. Dies allein ist der Zweck, weswegen die politische Freiheit so wünschenswerth ist; denn ich glaube, es ist unwiderlegbar, daß nur in freien Staaten die Tugend allgemein werden kann. Allein was unser Individuum anbetrifft, uns haben die Verhältnisse, unter welchen wir in der Welt erschienen und fortlebten, zu einer Gattung von privilegirten We-

sen gemacht, die nach jenem Zweck strebten, ohne die Hülfe einer freien Verfassung, oder vielmehr durch die Hülfe einer nicht freien. Wir sind auch in Ketten und Kerkern frei, folglich haben wir weniger als uns unähnliche Menschen die Abwesenheit der politischen Freiheit zu beklagen. Das einzige Verhältniß, warum sie uns schätzenswerth bleibt, ist das Wohl unsrer Mitmenschen und Mitbürger. Aus Ueberzeugung, daß die politische Freiheit ihr höchstes Bedürfniß sei, schmerzt es uns, wenn sie dieselbe nicht erwerben können, wenn Bösewichter sie ihnen rauben, wenn sie selbst nicht Kraft genug haben, sie zu behaupten. Aber dieses Bedauern ist unfruchtbar, und unser unmittelbares Wirken vermag ebenfalls so gut als nichts dazu zu thun. Mittelbar, durch Verbreitung richtiger Begriffe, durch Mittheilung nützlicher Kenntnisse, durch Beförderung des eignen Denkens und Erwärmen des Gefühls, können wir wirken — und dies ist wol die sicherste Weise für Deutschland. Hier ist sie nicht mehr anwendbar, weil das ganze Volk schon zur That geschritten ist; es muß sich nun durcharbeiten wie es kann, und wird es, so schauderhaft der Anblick des Leidens und der Verwüstung jetzt ist, durch welchen der Weg zur Ruhe und zur Ordnung führt. Es ist sonderbar, meine arme Freundin, daß unsre eigensten Verhältnisse so mit den größten Angelegenheiten der Menschheit zusammenhängen! Wenn ich blos erwäge, wie wenig Alles, was ich seit dem November gethan habe, jetzt zweckmäßig erscheint, so möchte ich manchmal wünschen, ich wäre ruhig aus Mainz weggezogen und hätte mich in Hamburg oder Altona niedergelassen, ohne etwas mit den Händeln der Völker zu thun zu haben. Wenn ich dagegen bedenke, daß nur auf diese Art unser Schicksal die Richtung nehmen konnte, die in unserer Lage nun einmal die einzige war, daß nur so die Gewißheit in mir entstehen konnte, meinen politischen Grundsätzen Genüge geleistet zu haben, und jene zweite, daß der rechtschaffene Mann nur so lange fortarbeitet, als er es ohne Verletzung seiner Selbstachtung thun kann, daß endlich nur auf diese Weise eine gewisse Entwickelung meiner selbst möglich war, die zwar unendlich schmerzlich, aber zugleich eine Quelle von sonderbarer Beschauuung in mir geworden ist, und daß ich bei dem Allen das Bewußtsein in mir trage, nach der jedesmaligen Ueberzeugung, die ich hatte, nicht aus Leidenschaft gehandelt zu haben — dann bin ich zufrieden mit Allem, was geschehen ist.

Paris den 1. Juli 1793.

Liebe Frau, sei ruhig bei den Albernheiten Deiner ehrlichen Umgebungen — sie haben mich nicht frappirt, denn man hat sie mir vorausgesagt. Du kannst ihnen nichts entgegensetzen als die strengste Beobachtung der Regel, die Du Dir selbst vorschreibst, und dann daneben die vollkommenste Nichtachtung ihrer eingeschränkten Begriffe. Sie mögen es sich selbst zuschreiben, wenn sie Euch verscheuchen. Diese Menschen begreifen nicht, daß man sich selbst genug sein, daß man ohne sie leben kann. Ich könnte mir die Befriedigung wünschen, einige Augenblicke in einem so gestrengen Cirkel zu sein, um ihnen Allen die Mäuler zu stopfen — denn mich dünkt, das ist das Vorrecht der Tugend. Richte Dich also in Neufchatel ein, und gib mir, wenn Du damit in Richtigkeit bist, Deine Adresse; es sei denn, daß die Briefe wie vorher durch R. gehen können. Ich mag nicht an Huber adressiren, um bei hiesiger Post keinen Verdacht zu erregen, so lange man so mißtrauisch ist. Zwar ist Alles, was man mir schreiben kann und was ich schreibe, zu Gunsten der Republik, allein Gott mag wissen, ob den Brieferbrechern gerade damit gedient ist, denn so ein Wort ist ein herrlicher Deckmantel für böse Buben und ihre Anschläge.

Also 100 Ducaten nur auf meinen Kopf? Der arme Schelm von einem General, da er nicht besser weiß, was so ein Kopf werth ist. Ich gäb keine sechs Kreuzer für den seinigen. Es ist nicht aller Tage Abend und vielleicht sprechen sich die Köpfe noch auf ihren Rümpfen. Wenn ich Zeit und Lust hätte, wollte ich wol über mein Thun in Mainz schreiben; es ahnet mir, ich hätte mancherlei darüber im Kopf, aber meine Zeit geht hin mit Geschäften, die eigentlich nichts sagen, und Lust hatte ich noch nicht oft, denn in einer so traurigen vereinzelten Lage ekelt mich Alles an. Doch will ich thun, was mir möglich ist. Der Anfang, das heißt, eine Einleitung, ist wirklich schon da, nur, wie Du leicht denken kannst, gefällt sie mir nicht. Ein solches Kind des Kummers ist natürlicher Weise ein Krüppel.

Liebes Kind, Du hast mir etwas von Kant abzuschreiben versprochen, das mich außerordentlich freuen wird. Aber mit

dem Abschreiben geräthst Du ordentlich in tiefe Schulden. Da ist der Brief von Narbonne an B. (Braunschweig?), da ist Winkelmann's Vertheidigung, und Gott weiß was noch für Sächelchen abzuschreiben. Die Mère coupable (Schauspiel von Beaumarchais) kann ich leider nicht verschaffen; sie ist nicht gedruckt. Ach, lieber Gott, sie ist ein klaterich Ding gegen Beaumarchais' andere Sachen! Ich habe es spielen sehen — es langweilte mich, und ich bin doch sehr leicht befriedigt. Immer nur den ewigen Almaviva, Figaro und Rosine zu sehen, durch ein ganzes Menschenalter! Man droht uns sogar mit einer Fortsetzung der Geschichte, in noch einem Theaterstück, da geht es denn schon in die Kindeskinder derselben werthen Familie! Könnte ich Dir eine Abschrift verschaffen, sollte es gerne geschehen.

Unser Freund wird jetzt beruhigt sein, wenn er beiliegenden Brief erhält. Ich bin gesund und halte die Hitze aus, unter tausend Unannehmlichkeiten meiner Wohnung und des Mangels an gewohnten häuslichen Bequemlichkeiten. Grüße und herze die Kinder und lebe wohl! —

An Dieselbe.

Paris den 7. Juli 1793.

Nur ein paar Tage habe ich aufschieben müssen zu schreiben, und schon ist mir zu Muthe, als wäre es eine ewige Zeit. Ich bin noch immer hier, denn kein Geschäft geht hier vom Flecke, obgleich das große Rad sich schnell genug wälzt. O es ist ein seltsames Schauspiel für einen unbefangenen Geist, zu sehen, wie die Leidenschaften sich kreuzen, sich krümmen und eine die andere noch untertauchen! Ich bin neugierig, was endlich daraus werden wird, so deutlich ichs auch schon ahne, denn Wirklichkeit verschlingt doch immer das Gedachte. Wir sind wieder großen Aufschlüssen nahe, aber es geht Alles so seinen Gang, wie ehedem in Nordamerika, mit dem Unterschiede, daß hier die siedende Lebhaftigkeit und Gedankenlosigkeit der Köpfe so viel verdirbt. Diese Nation hatte ein so viel besseres Spiel als je die Amerikaner, und schwerlich wird es ihr halb

so gut werden, wenn es ihr noch irgend gelingt, denn fast fange ich selbst an zu zweifeln, ob bei der grenzenlosen Verderbniß etwas Gutes durchdringen und bestehen kann! Sei nicht unruhig meinetwegen. Ich habe mit mir abgerechnet. Ich bin gutes Muths, was immer aus mir wird. Mein Unglück ist das Werk meiner Grundsätze, nicht meiner Leidenschaften. Ich konnte nicht anders handeln, und wär es noch einmal anzufangen. Es ist wahrlich keine Täuschung der Eigenliebe, die hier spricht. Ich kenne mich und weiß auch, wo meine Eigenliebe zum Vorschein kommt. Hierin gar nicht. Vielleicht glaubt mirs kein Mensch; dafür kann ich nicht, aber ich fühle was wahr ist, und könnte Jedem, der mich jetzt gleich verhört, darüber die freimüthigsten Geständnisse machen. Warum, wenn ich tausenderlei Verirrungen zu bekennen bereit bin, gerade diese, die doch wahrlich genug Entschuldigungen hätte, verhehlen wollen? Ich habe kein Interesse, mich vor mir selbst besser zu machen, als ich bin; aber ich müßte lügen, wenn ich gestehen wollte, daß irgend ein armseliger Beweggrund mich in die thätige Laufbahn warf. Ich wäre jetzt, wenn ich hätte wollen gegen Ueberzeugung und Gefühl handeln, Mitglied der Akademie in Berlin mit einem Gehalt, wobei ich allenfalls zu leben gehabt hätte, und — wer kaufte mir das Bewußtsein der Schande ab, meine Grundsätze, die ich so oft zu erkennen gegeben, verleugnet zu haben! Denn man sage nur nicht, daß ich in Berlin so hätte fortschreiben, fortdenken können, wie ich angefangen hatte. Theils wäre es gegen meine Pflicht gewesen, theils hätte ich mit Menschen nicht mehr Umgang pflegen müssen.

Das Alles ist also abgethan in meinem Sinne. Ich weiß wol, daß ich jetzt ein bloßer Ball des Schicksals bin; aber es gilt mir gleich, wohin ich geworfen werde. Ich habe keine Heimath, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr, Alles, was sonst an mir hing, hat mich verlassen, um andere Verbindungen einzugehen, und wenn ich an das Vergangene denke und mich noch für gebunden halte, so ist das blos meine Wahl und meine Vorstellungsart, kein Zwang der Verhältnisse. Gute, glückliche Wendungen meines Schicksals können mir viel geben; schlimme können mir nichts nehmen, als noch das Vergnügen diese Briefe zu schreiben, wenn ich das Porto nicht mehr bezahlen kann.

Den 8. Juli.

Ich war gestern wol ernst, als ich dies schrieb, aber nicht traurig, das Letzte bin ich jetzt selten, weil ich es nicht aufkommen lasse. Allein das Schicksal von Mainz bringt mir lauter schauerlich ernste Bilder zu Gemüthe. Die arme Stadt muß bald ein Schutt- und Aschenhaufen, ein schrecklicher Jammerplatz sein, und die unglücklichen zu Grunde gerichteten Einwohner! — Deiner Einbildungskraft brauche ich nicht brennende Kirchthürme und Straßen zu malen, um Dir zu vergegenwärtigen, wie es jetzt dort aussieht; und an Hülfe, an Entsatz ist schwerlich mehr zu denken, bei der Verwirrung, die in unsern Köpfen herrscht, und dem Mangel einer festen vollziehenden Regierung. Wie hat das Schicksal für uns gesorgt, daß es uns herausriß, und Tausende müssen jetzt schmachten! Was ist der Verlust aller unserer Habe gegen das unbeschreibliche Elend! Ich vergesse die Einzelnen, die ich kannte, über der großen Menge der Leidenden, aber besonders geht mir der arme Leroux mit seinen vielen Kindern recht nahe! Gütiger Himmel! wie stürzen so viele Hoffnungen auf einmal zusammen! und wie wenig gilt im Kriege das Glück der friedlichen Einwohner! — Das Interesse der Franken, die Stadt zu behaupten, und das der Belagerer, sie einzunehmen, ist so groß, daß das Wohl der armen Menschen, die drin sind, wie ein Punkt verschwindet. Ich bilde mir schon ein, da ich seit mehrern Tagen keinen Brief von Dir habe, daß Du aus den Zeitungen eben diese Nachrichten vom Bombardement von Mainz hast und daß Dich die zu sehr angreifen, als daß Du schreiben könntest. Vielleicht drückt Dich auch die Hitze. Hier ist sie seit etlichen Tagen sehr groß und steigt noch mit jedem Tage. Aber was muß sie dort mitten im Feuer, ohne Schatten, ohne einen grünen Baum, ohne Gemüse, ohne Obst, ohne Milch nicht sein!

Dein lieber Brief vom 29. sagt, daß der vorige ein böser war, allein Du thust Dir Unrecht, ich habe Dein Herz drin gefunden und das ist mir die Hauptsache. Deine Bemerkungen über den Gang unserer Schicksale sind treffend wahr, ich fühle tausendmal in einem Tage, daß der weisere Mensch nicht begriffen werden kann von der gewöhnlichen Menge; aber ich sehe hier besonders schauderhaft deutlich an so vielen herzlosen, aufge-

klärten und sogenannten liebenswürdigen Leuten, daß das Wissen und das Denken, wenn es nur auf Abwerfung drs Jochs der Vorurtheile sich beschränkt und von innerm Seelenadel nicht geleitet wird, die abscheulichsten moralischen Ungeheuer bildet. Wenn wir aufhören aus Convention tugendhaft sein zu können, müssen wir anfangen es aus Selbstachtung zu werden. Wer nicht das Gefühl hat, daß jede Abweichung von der Natur, in dem Grade, den wir Laster nennen, ihn vor sich selbst herabwürdigt, der kann sie freilich alle begehen, und dennoch in Gesellschaft, indem er die daselbst angenommenen Regeln des Betragens beobachtet, mit den Eigenschaften seines Geistes glänzen. Deine Madam * * scheint doch viel edeln Stolz behalten zu haben, mit dem man im Ganzen an Menschheit und Tugend Schiffbruch leidet. Der ehrliche R*. freut mich sehr, um sein selbst willen. Wenn er mir etwas zu Gefallen thun will, so mag er Dir Unterstützung verschaffen, da ich es nicht kann. Ich habe Dir durch Nagorsky, der nach Genf reiste, 25 Livres geschickt, für meine Kinder. Es war Alles, was ich jetzt thun konnte; ich hoffe, Du wirst es schon erhalten haben, sowie die paar Kleinigkeiten durch Mlle. B., besonders das Kleid von Sirsacà, so heißt das Zeuch, das hübsch und bescheiden zugleich ist.

Melde mir doch, ob die Verwendung bei dem G. v. K. von Seiten der Fr. v. * Erfolg gehabt hat, und was zu hoffen sei. K. ist ein deutscher Roué, ein sehr durchtriebener Mensch, der sich besonders auf seine politische Verschmitztheit viel weiß, voll Kenntniß und Talent. Auch bitte ich um Nachricht von den Gefangenen auf dem Königstein: ob die Weiber freigelassen sind, alle oder zum Theil? ferner um Narbonne's Correspondenz und Winkelmann's Vertheidigungsschrift, sowie die Anzeige von Huber's Journal*). Ich schickte Dir gern Neuigkeiten von hier, wenn nur nicht allgemeiner Büchermangel herrschte. Niemand schreibt etwas Anderes als politische Brochüren. Ich habe die neue Constitution auf Verlangen des Ministeriums ins Deutsche und Englische übersetzt; sie wird in allen Sprachen gedruckt. Sie ist durchaus nicht für die Dauer gemacht und wird nicht Bestand haben, allein es wäre gut, wenn sie jetzt allgemein angenommen würde, so hätte man doch eine. Die Hoffnung der Emigrirten ist wieder hin, die Rebellen in Bretagne und Poitou

*) Die im selben Jahre noch angefangenen Friedenspräliminarien.

werden tüchtig geschlagen, und bald wird dieses Gespenst endlich gebannt sein. Jetzt haben wir noch einen allgemeinen Angriff von außen zu erwarten; stehen wir den glücklich aus, so muß es doch endlich zum Frieden kommen. Der Nationalconvent hat decretirt, daß wir achtzehn Livres Diäten haben sollen. Es ist in Assignaten, und bei ihrer Herabwürdigung, wo der Louisd'or in Gold hundert Livres gilt, ein Bettel; indeß können wir doch von Glück sagen, daß man so viel gethan hat. Ich bin also einigermaßen vor dem Mangel geschützt und mein armer Mitschächer (Lux) auch. Mir war auch immer banger um ihn, als um mich. Potocki ist noch bei der Armee.

Jede Nachricht, jede Zeile von Dir macht mir Freude. Schone Deine Gesundheit und grüße Huber herzlich, der doch nun bald ankommen wird.

An Dieselbe.

Paris den 12. Juli 1793.

Die Nachrichten, die Du mir in Deinem letzten Briefe mittheiltest, sind mir äußerst wichtig, aber sie trösten mich nicht über Deine Unruhe und ich werde eher nicht froh, bis ich weiß, daß Du außer Sorge bist. Könnt' ich doch nur meine Art Andern mittheilen, die Art nämlich zu empfinden, wie wohl ein Brief thut, wenn er auch nicht immer gerade das enthält, was wir wünschen. Ich schreibe gewiß nicht gern Briefe, aber es wäre mir unmöglich Dich ohne Nachricht zu lassen, und das sollte Keiner thun, der Dich lieb hat und Deine Einbildungskraft kennt. Ich habe gehört, daß Bischofswerder nicht mehr so viel gelten soll. Ist das wahr? Lucchesini heißt es, will den K. von der engen Freundschaft mit Oestreich abziehen, und soll sich in Gunst ganz festgesetzt haben. Wenn das wäre, so könnte man hoffen, daß zweckmäßige Negociationen von hier aus das Ziel nicht verfehlen dürften. Mainz herauszugeben, würde eben die größte Schwierigkeit nicht sein, wenn es auch nicht gewonnen wird; denn, wirds gewonnen, so verstünde sichs von selbst, daß es den Deutschen bleibt. Daß man in Deutschland gräulich verkehrte Begriffe von Frankreich und Freiheit hat, ist wol kein Wunder; aber sobald wir Friede hätten, änderte sich

auch bald das wieder. Die Menschen sind gewaltige Schafe, man macht Alles, was man will, aus ihnen.

Die Vorsicht Deines Vaters ist nicht übel, allein ich würde mich doch weit mehr freuen, wenn Mainz entsetzt würde, so daß ich all mein Bischen Habe nach Strasburg bringen könnte. Dann wäre den Enkeln Deines Vaters noch sicherer geholfen! Indessen ist jetzt Alles, was man darüber sagen kann, in den Wind geredet. Wir spielen in der Lotterie und können leicht mit einer Niete herauskommen. Von allen Seiten haben wir es verdient, denn der Herzog von Br. hat ja gesagt: „von Forster begreif' ichs nicht, denn der hatte ja zu leben;" folglich wenn man zu leben hat und sein Vermögen aufs Spiel setzt, darf man sich nicht beklagen, sondern muß sich mit seinen Grundsätzen trösten, wenn man es verliert. — Ich bin indessen überzeugt, daß man nicht halb so grimmig ist, als man sich stellt, und könnte man nur hier wissen, was Kopf oder Schwanz ist, so würde sich bei einer Negociation bald zeigen, daß Preußen nur mit Ehren aus der Sache zu kommen sucht und gern Friede machen wird, um zu behalten, was es in Polen raubte. Aber, leider Gottes können die Leute nicht so weit einig werden, das armselige kleine Auswechslungsgeschäft endlich anzufangen. Ich sitze und lächle zu Allem. Toller als es mir ging, kanns doch nicht wieder gehen, denke ich, und so harre ich des Schicksals; es mag verhängen über mich, was es will. Mehr zu Grunde gerichtet kann ich nicht werden, denn ob mich der Nationalconvent kümmerlich füttert, oder ob ich künftig von Informationen lebe, ist alles Eins. Ein sklavisches Handwerksleben kann ich nicht führen, denn ich bin zu alt dazu und habe zu viel gelitten, um mich so beugen zu können.

Den 13. Juli.

Kein Brief von Dir! Ich bin unruhig, wenn Dir nur nichts Unangenehmes zugestoßen ist! Was machen die Kinder? Ich freue mich jedesmal, wenn ich an die Stellen Deiner Briefe komme, die sie betreffen. Du fragst, ob ich Br. Brief erhalten habe; Deine Abschrift habe ich, und das ist genug. Du hast doch auch meine Antwort? Ich sehne mich nachgerade sehr nach einer baldigen Entscheidung meines Schicksals. Rette ich meine Papiere aus Mainz, so wäre mein liebster Gedanke, in

irgend einem ruhigen Winkel meine Arbeiten so fortzuführen, wie ich sie angefangen. Es gibt freilich nur zwei Orte, wo ich das könnte; entweder die Schweiz, oder London. Wenn ich nur auf ein paar Jahre das Nothdürftigste zu leben hätte, so könnte ich mich aus allen Schwierigkeiten herausarbeiten, denn Du weißt, was ich an Arbeit vermag, und zumal, wenn keine großen Ausgaben hinzukommen. Und für mich bedürfte ich nichts oder sehr wenig. Dies ists, was ich mit Br. gern ins Reine bringen möchte. Gern will ich ihn nach Italien begleiten, wenn er mir nur einen englischen Paßport verschafft, ohne welchen ich auch dort Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein könnte. Scheide ich ganz aus den französischen Sachen, so ließen sich auch wol sonsther noch Sicherheitsbriefe durch Deinen Vater erhalten. Was denkst Du davon? Ich lache über mich selbst, daß ich zu dem Elend, worein ich gerathen bin, noch diese Schwierigkeit, ungehindert zu athmen, vor mir sehe und zu solchen engen Planen für mein künftiges Dasein reducirt bin. Ist es denn der Mühe noch werth, um eines solchen Lebens willen, wie ich jetzt noch leben kann, sich so viele ängstliche Sorgen zu machen! Wahrlich, ich glaube es nicht und ich verachte ein Verhängniß, das den Menschen zum tiefsten Leiden verurtheilte und kein besseres Mittel wußte, ihn damit zu versöhnen, als diesen Erhaltungstrieb, der ihm das Leben zur Pflicht macht. Etwas in mir sagt mir, daß es meiner unwürdig wäre, dem Dinge gewaltsam ein Ende zu machen, um einer solchen Ursache willen. Aber wie klein ist die Macht, die mir nicht Freude geben kann, und wie groß das Wesen, das im Leidenden dem Unglück trotzt! Wir sind wunderbare Thiere!

Mainz muß einem Schutthaufen ähnlich sehen. Die Liebfrauenkirche, der eine Domthurm, die Schustergasse, Judengasse, Bleichen, Thiermarkt abgebrannt! Unsere Reihe Häuser? steht sie oder brennt sie? ich weiß es nicht. Und die armen Einwohner! Das ist die Folge des Freudenfeuers vorigen Jahres! — Dieser unselige Mann, der sein Land, seine Stadt, seine unglücklichen Unterthanen dem leidigen Ehrgeiz, sich in die französischen Angelegenheiten zu mischen, aufopfern konnte, was hat er nun davon? Wäre er neutral geblieben, nie wär ein Franzose nach Mainz gekommen. Dies Alles mußte geschehen, damit wahrscheinlich Alles dort eine andere Wendung bekäme, die Menschen verwandelt würden, und in der Regierung eine Ver-

änderung vorgehen könnte; aber wehe dem, durch den es geschieht!

Hier ist die Entscheidung nahe. Paris hat nichts zu fürchten, denn es ist alles Aufstands müde und die Departements wollen nur mit der Municipalität abrechnen. Aber diese Art, die Sache anzusehen, bringt die Wirkung der Verzweiflung nicht in Anschlag. Es könnte vielleicht eine Springfeder in Bewegung gesetzt werden, welche die Pariser wider ihren Willen handeln machte, und in der Verwirrung könnte es dann so gespielt werden, daß ein neuer dichterer Schleier über die Sträflichkeit der Parteien geworfen würde, der die Nation in Verlegenheit setzte, wie sie aburtheilen und wo sie das Verbrechen eigentlich suchen solle. Es ist indeß noch zu hoffen, daß die Schicksale des Menschengeschlechts nicht ganz dem bösen Genius überlassen sind. Vielleicht geht endlich aus dieser Krise die Republik siegreich hervor.

Lebe wohl, meine geliebteste Freundin. Sobald ich von Dir höre, schreib' ich Dir wieder. Küsse die liebsten Kinder. Tausend Dank, daß Du Freude hast an den überschickten Kleinigkeiten. Heute vor 21 Jahren ging ich zu Schiffe mit Cook!

An Dieselbe.

Paris den 19. Juli 1793.

Ich habe Deinen lieben Brief vom 15. schon, in meinem vorigen habe ich Dir geschrieben, wie sehr ich Alles billige, was Du mit H. bisher verabredet hast und so billige ich auch die Einrichtungen, die Du mir jetzt bekannt machst. Das Erste ist immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns selbst. Darnach sei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn sie gerecht genug sind uns anzuerkennen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwanglosen Genuß unserer natürlichen Freiheit, nur müssen sie nicht fordern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit sie sich belastet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches so selten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Vorbeigehung der kalten Gewohnheitsverhältnisse nicht zu theuer erkaufen; es ist kein erfreuliches Bild der Menschheit, welches sie in dieser Abhängig-

keit von selbstgemachten und den frohen reinen Lebensgenuß tödtenden Popanzen schildert; wer kann ihr helfen, wenn sie sich selbst bestiehlt, um reicher zu sein! Kinder! sucht glücklich zu sein, so daß ihr es immer bleibt, das ist, behaltet Eure ganze Empfänglichkeit unter Aufsicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit Eurer Gefühle prüfe. Natur des Menschen ist Euch ja Euer Ganzes, Euer so reich organisirtes, mit so vielen göttlichen Kräften zum Glück ausgerüstetes Ganze! Laßt es immer in sich selbst harmonisch bleiben, und bleibt Euch selbst immer übrig; dann könnt Ihr wol Andere, die sich selbst verloren haben, bedauern, daß ihre Zahl so groß ist, aber sicher sein, den Zweck Eures Daseins vollkommen zu erreichen. Wie weit Eure Nachgibigkeit gegen die Menschen um Euch gehen müsse, kann ich von hier nicht so gut bestimmen, als Ihr zur Stelle, aber mich dünkt, Eure Vorsichtsmaßregeln sind hinreichend. Alles von dieser Art muß sich auf den Grad der zufälligen Abhängigkeit beziehen, worin Ihr Euch um der Bequemlichkeit des gewählten Aufenthalts willen befindet. Insofern man nirgends, als etwa im Walde, den bestehenden gesellschaftlichen Conventionen trotzen kann, muß man sich ihnen fügen, bis auf den Punkt, auf welchem man der Gesellschaft bedarf.

Du begreifst nicht, daß einen Wächter haben, gar wohl mit der Fortsetzung eines Amtes bestehen kann? Das ist allerdings neu, aber es geschieht. Bald wird es irgendwo unter dem Monde mit dem Mißtrauen dahin kommen, daß alle öffentliche Beamte, wie Baugefangene an einen Klotz geschmiedet, arbeiten müssen, damit man zu jeder Minute ihrer Person sicher sei. Dies ist also Antwort auf Deine Frage. Indessen ist es seit jener Zeit anders, und der neue Beamte ist an die Stelle des bewachten gekommen, der aber noch von Zeit zu Zeit zu jenem (versteht sich mit seinem Hüter) fährt, um ihm von dem Gang der Geschäfte Auskunft zu geben. Wenn Du mich aber fragtest, was wol überflüssig wäre, ob es lange mit einem Staate Halt haben kann, dessen Grundlage Mißtrauen ist, so würde ich Dir die Möglichkeit so leicht nicht erklären können. — Die belagerten Orte halten sich noch, allein ich besorge, nach Mainz kommt alle Hülfe zu spät. Fast glaube ich, daß man unwissend genug oder auf Eigennutz zu sehr bedacht ist, um die Wichtigkeit dieses Entsatzes zu verkennen. Die Abscheulichkeiten

der Deutschen sind traurig. Es ist noch in Jahrhunderten kein Gutes zu erwarten, wo solche Handlungsweise stattfindet.

Ich habe in diesen Tagen gleichwol an der Menschheit große Freude. Der Heldenmuth der Mainzer hat Antheil daran. Ein anderes Beispiel hier, vor Aller Augen, wird einst die Geschichte des Kampfs veredeln, wenn längst die Privatansichten verschwunden sind, die jetzt die Urtheile der Menschen entzweien, und nur der reine Ertrag übrig bleibt von der Größe, die ausführen kann, was sie unternahm. Die fanatische Ueberzeugung der Mörderin Marat's thut hier nichts zur Sache, sie mag Irrthum oder Wahrheit zum Grunde haben, wol aber die Reinheit ihrer Seele, die von ihrem Zweck so ganz erfüllt war und mit so schöner Heldenstärke alle Folgen der That hinnahm. Sie war blühend von Gesundheit, reizend schön, am meisten durch den Reiz der Unverdorbenheit, der sie umschwebte. Ihr schwarzbraunes, kurz abgeschnittenes Haar machte einen antiken Kopf auf der schönsten Büste. Ihre Heiterkeit blieb bis zum letzten Augenblick auf dem Blutgerüste, wo ich sie hinrichten sah. Ihr Tod that mir wohl für sie. Du hast schnell ausgelitten, dachte ich. Man fragte sie, ob sie einen Priester wolle? „Nein." Vielleicht weil Du keinen unbeeideten bekommen kannst? „Ich verachte sie alle Beide." Der Maler David (ein heftiger Jacobiner und Mitglied des Nationalconvents) ging hin, sie im Gefängniß zu malen. „Man wird künftig gern mein Bild sehen wollen," sagte sie. Er erstaunte über die Heiterkeit ihres Gesichts und meinte, es sei Anspannung des Augenblicks, um sich vortheilhaft zu zeigen. Werden Sie aber immer diese Miene behalten? fragte er: „Sorgen Sie nicht," antwortete sie mit sanfter Stimme, „ich bin nie anders, als Sie mich jetzt sehen." Die That war ganz ihr eigner Anschlag, mit keiner Seele ging sie darüber zu Rathe. Sie führte das Messer sicher, ohne je eine Vorübung gemacht zu haben. Sie liebte die Republik und die Freiheit mit Enthusiasmus und fühlte tief ihre innere Zerrüttung. Ihr Andenken lebt bei Hunderttausenden, die noch Sinn für einfache Größe haben, selbst unter denen, die Marat's Rechtschaffenheit behaupten. In ihrem Briefe an Barbaroux nach der That herrscht dieselbe große Ruhe.

Eine andere große Freude gewährte mir gestern ein gutes deutsches Buch: Ueber den Menschen und seine Verhältnisse. 1792. kl. Octav. Berlin, in der Frankeschen Buchhandlung.

Es ist eins der seltenen Producte unserer Zeit, das Werk eines jungen, aber sehr richtig denkenden und empfindenden Menschen. Ich möchte wissen, wer er ist und wie er heißt. Einiges, wie wir denn unmöglich immer zusammentreffen können, ist meiner Ansicht fremd, besonders seine politischen Ideen von Gemeinschaft des Eigenthums. Aber sonst treffen wir unzähligemal zusammen, und Du wirst Dich wundern, in meinem ersten Brief über Mainz diese Uebereinstimmung so frappant, bis auf den Ausdruck zu finden. Er war schon geschrieben, eh ich das Buch sah, allein ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich mich nicht fähig glaube, so bündig und anhaltend zu raisonniren: ich habe mich also verschönert in diesem Spiegel gesehen. Du mußt eilen es zu lesen, weil es Begriffe, klare Grundbegriffe von Erziehung enthält, die Du nicht schnell genug aufnehmen kannst, um das, was Du wirklich schon aus ahnendem Gefühl thatst, nun auch mit der Zuversicht, die erkannte Wahrheit gibt, noch vollkommener zu thun. Ueberdies hat es schöne, warm aus dem unverdorbenen Gefühl geschriebene Stellen, und ist nicht ohne schriftstellerisches Verdienst, wiewol es Nachlässigkeiten enthält. Du weißt indessen, was es sagen will, wenn ein Buch den Wunsch nach der Bekanntschaft des Verfassers erregt.

Hier hängt noch die politische Gewitterwolke. Ich bleibe dabei, wenn es nicht in den Schicksalen des Menschengeschlechts geschrieben ist, daß diese Revolution Stand halten soll, diese Menschen werden es nicht durchsetzen, weil sie nicht wollen und nicht können. Zu beidem fehlt es ihnen an Humanität, das heißt an Erkenntniß und Sinn. Aber ich gestehe Dir, ich traue dem Schicksal noch viel zu. Sollte es anders ausfallen, als ich denke, so bin ich indessen ruhig und von jener heftigen Anwandlung geheilt, welche mich einst sagen machte, es müsse und könne nicht übel ablaufen, ohne alle Begriffe von moralischem Zusammenhang bei mir aufzuheben. Ich sehe diesen auch alsdann noch, und beim Himmel! ich trotze auf die Vortrefflichkeit der Menschennatur, daß sie nicht ganz zu Grunde gehen kann. Ginge sie aber auch zu Grunde, — nun so hätte ich doch nach meinem Gefühl und nach meiner Einsicht gelebt und gedacht. Das ist genug, um zufrieden zu sein. Ich fange an zu glauben, daß es mir nicht übel gehen könne, bis auf einen gewissen Punkt, und wahrscheinlich wird diese Unabhängigkeit noch fortschreiten. Der Wunsch, in Eurer Nähe zu sein, ist fast der

einzige, den ich nicht unterdrücken kann, und die Wahrheit zu sagen, warum sollte ich mir das Wohlthätige der Idee versagen, die in diesem Wunsche liegt? Ich freue mich, von meinen Kindern gute Nachricht zu haben. Al målig wünschte ich, daß man mir in Bern so viele Freunde machte, daß ich die Hoffnung haben könnte, einst unangetastet irgendwo im Waadtlande eine Hütte zu beziehen? Ist das nicht ausführbar? Verliere ich Alles in Mainz, wie compendiös wird dann nicht mein Hausrath! Antworte mir bald über diesen Punkt. Ich werde immer nicht nach der Grenze geschickt! Man vergißt das Geschäft, denn der Bürgerkrieg ist wichtiger, als der auswärtige, und eigentlich führen ihn ein Dutzend gegen ein Dutzend, aber sie wissen das Leben und die Habe von Millionen hinein zu verwickeln — mehr brauchts nicht.

An Dieselbe.

Paris den 23. Juli 1793.

Ich bin längst über Mainz ruhig, mag daraus werden, was da will, denn ich kann nichts dazu thun. Allein ich gestehe, daß die armen Menschen wenigstens Rettung verdient hätten, und man ist so unmenschlich gleichgültig und ergreift solche Maßregeln, daß Alles, wenn der Zufall uns nicht begünstigt, zu Grunde gehen muß. Man glaubt noch mit den Armeen der Feinde so fertig zu werden wie voriges Jahr, ohne zu bedenken, daß diesmal Artillerie, Versorgung, Wahl der Truppen und Operationsplan ganz verschieden sind, daß wir dagegen keine Anführer haben, die das Geringste von ihrem Handwerk verstehn, die wenigen, die wir hatten, endlich alle abgesetzt sind. Cüstine ist es seit vorgestern auch. Sollte man nicht denken, Alles würde absichtlich auf den Untergang des Staats angelegt? Allein gewiß ists, daß die Armeen gegen den Rhein zu Bewegungen machen, und ich glaube gar, daß sie Befehl haben sich zu messen. Wenn das gut ausschlägt, würde Mainz entsetzt; allein die Wahrscheinlichkeit ist nicht gar groß. Ich danke Dir für Deine Nachrichten, liebe Frau! fahre fort mir zu schreiben, was Du erfährst und was Dein Herz Dir eingibt; das höre ich am liebsten reden. So danke ich Dir auch für die geschlif-

fenen Höflingsbriefe zwischen Narbonne und B., und die Ankündigung der Friedenspräliminarien. Ich wußte bis diesen Augenblick nicht, daß der Zweck dieses Journals politisch wäre; wie Vieles hätte ich nicht schon sammeln können! Ich will nicht warten, bis mich Huber um Beiträge anspricht; wenn ich ihm damit dienen kann, stehe ich gern zu Dienst. Meine Lage macht, daß mir Manches in die Hand kommt, das ich gleichgültig wieder daraus wegschleudere. Jetzt brauche ichs nur zu halten, und so viel Unparteilichkeit und Urtheil als Oelsner habe ich auch noch, mit ein bischen mehr Ruhe und Philosophie. Auf jeden Fall muß ich, so lange ich hier bleibe, und wenn ich hier bleibe, das Journal haben. Ich bitte daher es mir mit der Post zukommen zu lassen. Aus dem Ton der Ankündigung muß ich indeß den traurigen Schluß machen, daß es um alle Gerechtigkeit und billige Freiheit in Deutschland geschehen sei. Wie? man muß das Gefühl des Eigenthums geradezu als das Princip der bürgerlichen Ordnung ausgeben, wenn man Erlaubniß haben will zu schreiben? und doch könnte diese Ordnung gar wol ohne dieses Gefühl bestehen, auch ohne die Sache, die gewiß, so wichtig ihre Rolle auch jetzt sein mag, doch schlechthin nicht wesentlich genannt werden darf. Man muß die Treue und Freiheit der Nation loben, die gegen Frankreich zu Felde ist getrieben worden! O das arme Deutschland!

Und dann willst Du über Mainz etwas von mir hören, damit man doch die ganze Stadt nicht für schuldig halte? — Ist es möglich der Stadt anzurechnen, was allein die Schuld ihres Fürsten war? ist es nicht seine Schuld, daß die Franzosen Mainz einnahmen? ist es nicht jämmerlich, die Freiheitsspiele, die dort getrieben wurden, als den Grund anzusehn, weshalb man Mainz belagert? mußten nicht die Franzosen Mainz auf jeden Fall, so lange der Krieg dauert, zu behaupten suchen? hätten sie es nicht gethan, wenn auch kein Mensch darin sich für republikanische Grundsätze erklärt hätte? ist es nicht augenscheinlich den ganzen jetzigen Feldzug hindurch Frankreichs Vormauer geblieben? konnte die Ligue der auswärtigen Mächte von der Seite irgend etwas gegen Frankreich anfangen, ehe Mainz genommen war, und mußten sie es nicht belagern? Also sein ehemaliger Fürst, und er allein, ist Urheber alles Elends, was dort gelitten wird. Seine Gesinnung leuchtet ja genug aus der Aeußerung hervor: Mainz möge nur zu Grunde gerichtet wer-

den, weil er doch nicht mehr dahin komme. Dieses Weil sagt Alles, was je dem Egoismus vorgeworfen werden konnte. Hätte ich nur Lust und Frohsinn, ich würde das Alles ins rechte Licht setzen; allein so geht es gar langsam — es geschieht indessen doch.

Ich habe ein Buch vor mir, das mich sehr beschäftigt. Zwei Quartbände von William Godwin: Enquiry on political justice. Ein sehr gründlich philosophisches Werk, wie endlich die ganze Theorie der menschlichen Gesellschaft und Regierungsverfassungen auf Vernunft und Moral und ihre unumstößlichen Grundsätze gebaut werden. Ein Werk voll kühner und heiliger Bekenntnisse der Wahrheit, das wenigstens künftig noch wirken wird, wenn es jetzt seine Wirkung noch nicht gleich haben sollte. Ich excerpire mir daraus, was ich kann, denn das Buch gehört der Nationalconvention, welcher es der Verfasser geschickt hat. Sonst kriegt man hier so leicht kein neues englisches Buch zu lesen. Brand muß es lesen, empfiehl es ihm. — Gestern habe ich, in Gesellschaft vieler Andern, mit zwei merkwürdigen Leuten gegessen. Der eine war Trenk, der mir und Allen, die urtheilen können, so mißfallen hat, wie ich es erwartete. Ich hatte ihn schon einmal angetroffen. Eine Eitelkeit, eine Aufschneiderei, die ihm nun zur Gewohnheit, folglich ruhig und unerschütterlich geworden ist; eine zurückstoßende Härte oder Fühllosigkeit, ein schmutziger Eigennutz, ein Gemisch von Hochmuth und Niederträchtigkeit mit einem sonderbaren Feuer des Kopfs und Temperaments, wodurch ihm das Arbeiten leicht wird. Freilich ists auch darnach, doch nicht ohne Energie, aber beschränkt, einseitig und hart, wie der ganze Mensch. Ich sagte ihm: sein ganzes Wesen gäbe mir den Begriff des Widerstandes — das war ein gemilderter Ausdruck für das, was ich wirklich empfand. Die andre Person war desto interessanter: Theroigne de Mericourt. Denke Dir ein fünf- oder achtundzwanzigjähriges braunes Mädchen mit dem offensten Gesicht und Zügen, die einst schön waren, zum Theil es noch sind und einen einfachen, festen Charakter voll Geist und Enthusiasmus verrathen; besonders etwas sanft Sprechendes in Augen und Mund. Ihr ganzes Wesen ist aufgelöst in Freiheitssinn, sie spricht unaufhörlich nur von Revolution, und wohl zu merken, ihre gestern geäußerten Urtheile waren treffend ohne Ausnahme, bestimmt und trafen gerade auf den Punkt, worauf es ankam. Von dem Wiener Ministerium urtheilte sie mit einer Sachkenntniß, die

nur die Fähigkeit, richtig zu beobachten, so geben kann. Sie ist aus dem Luxemburgischen, und für ihres Vaterlandes und Deutschlands Freiheit ist sie eigentlich am eifrigsten. Sie spricht nichts als Französisch, geläufig und energisch, wiewol nicht correct? Sie ist, weil der Kaiser sie auf freien Fuß stellen ließ, jetzt hier verdächtig, als wäre sie von Oestreich bestochen, — so wenig können diese Menschen nur beurtheilen, weil sie das wahre Prüfungsmittel, moralisches Gefühl nicht kennen und nicht besitzen. Sie ist sogar eine Märtyrerin der Freiheit; denn vor sechs oder sieben Wochen schleppten sie die Furien, die in den Tribunen der Convention sitzen, heraus in den Tuileriengarten, zerschlugen ihr mit Steinen den Kopf und wollten sie im Bassin ersäufen. Zum Glück kam man ihr zu Hülfe. Allein sie hat seitdem die schrecklichsten Kopfschmerzen und sieht wirklich jämmerlich aus. Gestern litt sie gar sehr, und sprach dessen ungeachtet mit warmer Theilnahme. Sie hat einen heißen Durst nach Unterricht, sagte, sie wolle aufs Land ziehen und dort Wissenschaften studiren, woran es ihr fehle. Dabei wünsche sie die Gesellschaft eines Mannes von Kenntnissen, der gut rede und schreibe, sie wolle ihn frei halten und ihm jährlich zweitausend Livres geben. Sie sei nichts als eine Bäuerin, sagte sie, aber sie habe das Bedürfniß der Belehrung. Sie muß noch zu leben haben, obschon sie sagte, ihr Vermögen habe sie ganz eingebüßt, denn ihr Aufzug ist hier ganz anständig, so daß sie sich noch einen Wagen hält. Diese Bekanntschaft machte uns Allen Vergnügen.

Die Nachricht von Deiner Gesundheit beunruhigt mich sehr. Wenn Du bei dieser Wärme so leidest, muß ich den Winter sehr für Dich fürchten. Mach', daß Du Deine Stimme wieder bekommst, ehe die Kälte eintritt. Ich fühle Dich in jedem Worte Deiner Briefe, und glaube mir, mein Blick geht weiter, als Du denkst. So lange kennen wir uns nicht umsonst, daß ich nicht das ganze Gewicht jedes Deiner Worte wägen könnte. Das Letzte, was wir loswerden, sind freilich immer die Falten, die aus den Grundlagen unsers Charakters entspringen; aber die einzige Arbeit des Menschen, der sich seiner Bestimmung bewußt ist, kann doch nur die sein, innere Harmonie in seinem Wesen herzustellen und Vernunft an alles Gefühl als untrüglichen Maßstab anzupassen. Mein Herz leidet nicht mehr für

die Welt, sie ist es nicht werth, es leidet nur für diejenigen, die es verdienen, daß man für sie leide.

Der eine meiner Mitdeputirten, Lux, der in Paris geblieben war, hat der Heftigkeit seiner Empfindungen freien Lauf gelassen und über die Begebenheiten des Tags seine Meinung im Druck gesagt. Er ladet damit den Unwillen und vielleicht die Rachsucht derer, die Alles vermögen, auf sich. Seine Absicht ist edel, sein Muth heroisch, sein Gefühl richtig und schön; aber bei dem allgemein herrschenden Mißtrauen kann leicht auch der, welcher keinen Antheil nimmt an seinem Verfahren, der anders sogar empfindet und denkt, und der eine andere Bestimmung zu haben überzeugt ist, compromittirt werden. Ich bin indeß auf Alles gefaßt. Mein Wunsch ist nur, ungehindert arbeiten und schreiben zu können. Wahrlich verdiene ich keinen Verdacht, und daß Niemand wahrer und wärmer das Interesse der Menschheit im Herzen trägt, mag mein ganzes Leben beweisen und die Fassung, mit der ich meinen Verlust ertrage. Es wäre mir daher sehr leid, wenn ich in meinem Wege gestört und zu einer Entscheidung zu wirken genöthigt würde, die ich lieber von den Umständen und Begebenheiten erwarte. Erbricht man meine Briefe an Dich? die Deinigen an mich werden hier seit einiger Zeit immer geöffnet, das ficht mich wenig an, weil es Niemands Freiheit zu schreiben einschränkt; umgekehrt verhält sichs anders.

Mit der Reise nach der Grenze scheint es vollkommen ins Stocken gerathen zu sein. Mir gilts gleich, wenn es ihnen gleich gelten kann. Aber dies ist das Unbegreifliche und das Verworfene! Es ist aber so weit gekommen, daß das Wahrscheinlichste und Nothwendigste immer das ist, was nicht geschieht. So sehr ändern die Worte ihre Bedeutung. Welcher Fluch ruht auf diesem Lande! auf dem ganzen Menschengeschlecht vielleicht überhaupt. Durch welche Gräuel muß sie sich durchwühlen! und kommt sie endlich ans Tageslicht, was mag es dann mehr sein als Federn und Flittern. Für Geschöpfe, die so wenig für sich selbst thun mögen, und Jedem, der für sie thätig und uneigennützig wirken möchte, die Hände auf den Rücken binden, sollte man jeden Anspruch auf eine freudige, gesunde Existenz aufopfern? Wahrlich, das wäre Thorheit, wie es keine größere geben kann! Die Augen weg von diesem ekelhaften Anblick! Laßt uns suchen, die Trümmer von unsrer Existenz zu

retten, suchen Menschen zu bleiben und immer vollkommnere Menschen zu werden, und als solche zu genießen. Liebt Euch, heitert Euch auf, sucht Euch froh zu machen; was Ihr habt, laßt Euch nicht nehmen. Ich wünsche wenigstens Euch die Freude und den Genuß, den ich vielleicht nie mehr finde. Es ist doch eine Beruhigung zu wissen, daß es irgendwo glückliche Menschen gibt.

Grüße Huber und meine Kinder. Ich wünsche immer regelmäßig Nachrichten von Euch. Die Menschen hier begreifen das nicht, wenn mich das Ausbleiben der Post unruhig macht. Nur Miß Christie scheint es zu verstehen, denn sie will mich mit andern Gründen beruhigen als die Uebrigen; allein das gelingt nur zu ihrer Verlegenheit. Ich glaube übrigens, daß diese guten Leute bald abreisen werden. Desto nothwendiger ist es, daß meine Lage sich ändere; ich wäre dann völlig allein. Unsere Abende für Oelsner, Schlaberndorf und etliche Engländer wurden meistens dort zugebracht. Ich bin vollkommen wohl.

An Dieselbe.

Paris den 24. Juli 1793.

Ich soll endlich wirklich nach der nördlichen Grenze reisen. Nun mag Gott wissen, wie Dir künftig meine Briefe von dorther zukommen werden, denn sobald ich sie nicht selbst auf die hiesige Post tragen kann, rechne ich unter den jetzigen Umständen auf ihre richtige Ankunft nicht mehr. Indessen wünsche ich sehr, daß die mögliche Unregelmäßigkeit unserer Correspondenz Dich nicht beunruhigen möge. Du kannst auf meine Behutsamkeit und auf meine feste Anhänglichkeit an dasjenige, was ich für Pflicht halte, mit Zuversicht rechnen. Hoffentlich wird man keine Schwierigkeit machen und in dem Fall kann mein Geschäft in Zeit von sechs Wochen beendigt sein. Das ist dann auch keine Ewigkeit. Mittlerweile hast Du nun Gesellschaft und Halt auf jeden Fall. Ich sehe zwar nicht ganz deutlich ab, was ich der Vereinzelung meines an liebevolle Menschen gewöhnten Herzens entgegensetzen werde; allein ich zähle theils auf mein Geschäft, theils auf die schon erlangte Uebung in Entsagungen aller Art, theils auf die Hoffnung künftiger Zeiten, die ich nicht

ganz aus den Augen lassen will, so wenig ich auch befugt bin, mich noch mit Hoffnung zu wiegen.

Ich habe Dir schon einige Besorgnisse geschrieben, die mein College bei mir veranlaßt hat. Sie sind eingetroffen. Er ist diesen Morgen wirklich arretirt worden, weil er in der That entweder unvorsichtig oder heroisch, je nachdem mans nimmt, das Frauenzimmer hoch gepriesen hat, die mit so wunderbarem Muth den Dolch auf Marat gezückt und ihn ermordet hat. Der gute Mensch hat ganz den Kopf über dem Mädchen verloren und kennt nichts Seligeres, als für sie sterben zu müssen und für die Partei, die ihm ausschließend Recht zu haben scheint. Ein Beweis, daß er wirklich zu tief von seinen Empfindungen ergriffen ist; seit acht Tagen hat er fast gar nichts gegessen, den ganzen Tag vielleicht kein Viertelpfund Brot und sonst nichts. Allein ob ihn das retten wird, ist unter den jetzigen Umständen sehr die Frage, indem man seine Schriften so ansieht, als störten sie die öffentliche Ruhe. Ich habe ihm immer zugeredet, sich seiner Einbildungskraft nicht zu überlassen, allein es war in den Wind geredet; selbst die Bedenklichkeit, mich zu compromittiren, die einzige, die für ihn Gewicht hatte, hielt ihn nicht zurück. Es wird ganz unmöglich sein, das Geringste für ihn zu thun, was er denn auch gar nicht wünscht. Du kannst denken, wie mich dies Alles verdrießt und mitnimmt, ich bin indessen über meine eigne Erwartung ruhig und gefaßt. Was man nicht ändern kann, darüber darf man weiter nicht grübeln, und habe ich nicht alle Ursache mich für bessere Zeiten aufzusparen? Auch diese Idee ist vielleicht thöricht: so ist es doch die nicht, nach meiner Ueberzeugung zu handeln, und diese lehrt mich, daß alles Wirkenwollen über einen gewissen Kreis hinaus durch die Ungewißheit des Erfolgs zum bösen Hazardspiel wird und sich gemeinhin durch Verfehlen des Zweckes and andere übele Folgen selbst bestraft. Das Werk der Vernunft ist es, zu berechnen, nicht nur was unsere Kräfte vermögen, sondern auch, welches die Zeit und Umstände sind, unter welchen wir sie anwenden dürfen und müssen. Eine große Uebung und Erfahrung sowol, als eine gewisse umfassende Beurtheilung gehört dazu, zu bestimmen, wo endlich gehandelt werden muß und wo man sich blos leidend verhalten und den Begebenheiten ihren Lauf lassen muß. Alles zu frühzeitige Pfuschen ins Handwerk der Vorsehung so wie der Natur kann nur das Gute verrücken.

Die Art, wie dieser gute Mensch empfand, ließ ihn nicht erwägen, daß die Erscheinungen des Augenblickes, die ihn so tief verwundeten, blos Stürme der Revolution sind, auf welche wieder heiteres Wetter folgen wird. Wenn der Blitz hie und da eingeschlagen hat oder der Hagel einige Felder zerschlägt, hätte man doch Unrecht zu glauben, daß der Welt Untergang nahe oder die Hungersnoth allgemein vor der Thüre sei. Ich fordere aber auch nicht von achtundzwanzig Jahren die Besonnenheit von neunund dreißig. Wenn ich aus dem Chaos der Begebenheiten, welches von der Revolution unzertrennlich ist, das letzte Resultat absondere, so scheint es mir — und mit mir den besten Köpfen hier — kein anderes zu sein, als daß die Freiheit, komme was will, in Frankreich unvergänglich ist. Alle andere Erscheinungen, die etwa eine Zeit lang durch Entkräftung oder Intriguen aufkommen könnten, müssen zuletzt verschwinden, um einer freien Verfassung Raum zu lassen, und sind ihrer Natur nach vorübergehend. Was das Land und die Natur leiden kann, bis diese Unruhen geendigt sind ist schwer zu berechnen. Doch genug von diesen Dingen, die uns nur in soferne angehen, als wir nicht umhin können, uns für unserer Mitmenschen Schicksale zu interessiren, und mich insbesondere, weil mein Schicksal in das öffentliche Jetzt verwebt ist. Wolltest Du wol die Vorsicht gebrauchen, bis ich Dir von der Grenze schreibe, Deine Briefe an mich unter ein besonderes Couvert, au Citoyen * einzuschließen. Denn da ich in meinem Logis Niemand mehr habe, der für mich Briefe empfangen kann, so muß unsere Correspondenz auf diese Art geführt werden. Sobald ich weiß, wo ich bleibe, gebe ich Dir eine directe Adresse. Heut Abend erwarte ich einen Brief von Dir, den ich Sonntags beantworte, und Sonntag Abend reise ich ab. Wenn ich nur die Beruhigung mit mir nehme, daß Du wieder besser bist! — Gib mir gelegentlich eine Adresse in Basel, an wen ich Pakete für Dich adressiren kann; denn über Besançon und Pontarlier geht Alles mit der fahrenden Post unordentlich; die Sachen bleiben liegen oder gehen gar verloren, die nach Neufchatel gehen sollten. Ich wünsche es, weil ich Dir vielleicht bei meiner Rückkunft, auf den Fall, daß Mainz entsetzt würde, etwas von unsern Sachen schicken kann. Der Himmel wolle es! Gott segne Dich und Deinen Freund, ich kenne diese Ideen nicht, ich trage Dich vereint in meinem Herzen und glaube so

ein Leben zu erhalten, das sonst nichts werth wäre. Meine Kinder küsse ich tausend Mal.

An Dieselbe.

Paris den 26. Juli 1793.

Ich kann noch einmal von hieraus schreiben, und wer weiß am Ende noch wie heute, da die Leute mit Zögern wie besessen sind. Immer deutlicher überzeuge ich mich von der Wahrheit, daß die Menschen den zehnten Theil so viel nicht thun, als sie leicht thun könnten. Das ist hier und überall wahr. Dein Brief vom 22. kam gestern an. Ich habe mich sehr darüber gefreut, denn, mein gutes Kind, mir ist es lieb, wenn Du nur frohe und ruhige Tage hinbringst, und es dünkt mich, seit Du von den fatalen Leuten in B. weg bist, müßtest Du wieder zufriedener und ungestörter leben. Nichts ist so peinlich, als die Lage, die Du beschreibst. Ich habe einen Gesichtspunkt für das Alles, aus welchem die Einseitigkeit und Eingeschränktheit der Menschen und ihr Vorurtheil nicht einmal den armseligen Mantel der Ehrwürdigkeit behält. Mich dünkt, wer wahrhaft tugendhaft ist, kann auch an Tugend glauben, und wer ewig daran zweifelt, hat sie nie gekannt. Ein solcher Mensch ist dann nur schuldlos, weil sein Schicksal ihn nicht auf die Probe setzte. Soll ich ihn richten, soll sein Urtheil mir werth sein? Ich wüßte nicht, wo ich das Verhältniß hernehmen sollte, das mir ihn näher rückte. Ich darf nach Allem, was mir begegnet ist, nicht mehr hoffen glückliche Tage im Schooß der Meinigen zu sehen. Wenn es aber einen Wechsel in meinem Schicksal geben sollte, so würde ich glauben, ich sei nur darum so unglücklich geworden, daß ich mich in meiner einfachen, unermeßlichen Art, die Dinge anzusehen, immer mehr bestärkt finden möchte. Ich war immer froh, wenn Alles nach seiner Art genoß; nach meiner Art zu genießen habe ich nie Jemand zwingen mögen, und wenn hierin etwas gefehlt war, so müßte es sein, daß ich mich zu sehr dabei vergaß. Jetzt, wenns möglich ist, bin ich noch duldsamer, weil ich noch mehr entbehren und mir selbst angehören gelernt habe. Ich weiß nicht, was es für eine traurige, selbstische und neidische Art des Seins ist, wobei

man in dem Maße fühlloser gegen Freude und Leid Anderer wird, in welchem man sich durch Umstände und Unglücksfälle gezwungen sieht, dem Genuß, dem Glück und der eigenen Freude zu entsagen und dagegen eine neue Last von Mühseligkeiten auf sich zu nehmen. Je weniger mir bleibt, desto ängstlicher sehne ich mich nach der einzigen Beruhigung, Andere noch mit den Mitteln eines frohen Daseins ausgerüstet zu sehen.

Einen Schritt sind wir nun wieder näher gerückt; Mainz ist wirklich den Feinden in die Hände gefallen. Ich bin für die Demüthigung nicht fühlbar, welche das Frohlocken der Eroberer Manchem wol verursachen mag; aber ich fühle mich zerrissen, wenn ich das Schicksal der unglücklichen Einwohner erwäge. Ihr Heldenmuth, ihre Leiden, ihre Zugrundrichtung wird ihnen nichts helfen bei Menschen, die keine Anstrengung zu schätzen wissen und nur ihre Leidenschaften zu befriedigen suchen. Wie mancher arme Märtyrer der Freiheit wird nun noch bluten, oder, was ärger ist, verschmachten müssen! Dies ist der Punkt, wo man Muth und Geduld bedarf, um nicht an allem Guten zu verzweifeln und seine Grundsätze für Chimären zu halten! Ich vermuthe nun in Absicht auf meine Sachen das Aergste. Schwerlich werde ich meine Papiere je wiedersehen und so ist dann mein übriges Leben so gut als gar nicht mehr in einer literarischen Rücksicht. Ich muß gestehen, wäre Alles verbrannt oder auf irgend eine Art vernichtet, so würde ich froh sein. Jetzt muß ich gewärtigen, daß man sich mit meinen Arbeiten einen guten Tag macht und mit manchen Dingen, die nur für mein Auge waren, Spott treibt. Ich habe Stärke Alles zu ertragen, aber diesen Verlust empfinde ich ganz und in seiner zerfleischendsten Beziehung. Ich begreife ihn nicht, so übersteigt er alle meine Begriffe von der Gerechtigkeit, die wenigstens eines Menschen Brauchbarkeit nicht zernichten sollte, wenn sie auch durch Prüfungen seine Seelenkräfte übt und vervollkommnet. Freilich wol ist dadurch eben erwiesen, daß das Leben eines Gelehrten nicht gerade eine Bestimmung vor dem Richtstuhl der Vorsehung heißen mag, und daß wir daneben noch Menschen sein müssen. Allein wer kann wieder leugnen, daß eines Jeden Humanität nur von seinen Studien und Beschäftigungen die Farbe entlehnt, die ihn in dem Mannigfaltigen auszeichnet und wodurch er zugleich an seinem Platz das ist, was er sein sollte? — Sei indeß nicht besorgt um mich; es ist noch nicht Alles ver-

loren, und wenn Alles verloren ist, dann habe ich weiter nichts zu verlieren und dann hat Niemand an mich zu fordern, sondern an diejenigen, die noch zu verlieren haben. Und an wen und was fordern die Leute? Es bleibt zuletzt vielleicht mir selbst mehr an mir selbst übrig, als Alles, was ich einbüßte, nur daß ich davon nicht mehr geben kann, als Jeder nehmen will. Ihr lieben guten Leute macht Euch wol keinen rechten Begriff von einem Menschen in meiner Lage, der so wunderbar um seine ganze Wirksamkeit gekommen ist und in eine ganz fremde Art der Existenz übergehen muß, welche sich blos auf einen ununterbrochenen Widerstand gegen die ganze auf ihn einstürmende Macht des Schicksals beschränkt. Ich bin so sehr belagert wie Mainz, ich habe so starke Ausfälle gethan, und wenns erlaubt ist, das Gleichniß noch weiter fortzusetzen, so glaube ich, daß ich mich auch bis auf die letzte Extremität wehren werde.

An Dieselbe.

Cambrai den 1. Aug. 1793.

Ich bin diesen Augenblick hier angekommen, und ob ich gleich nicht weiß, wann mein Brief abgehen kann, will ich doch noch ein paar Worte mit Dir plaudern, ehe ich mich schlafen lege. Welch eine Veränderung der Scene! Hier wimmelt Alles von Soldaten und erinnert mich an Mainz. Vier Meilen davon, in Valenciennes, sind die Feinde, und eine halbe Meile diesseits, nach Paris zu, ist Alles so ruhig, als ob es tiefer Friede wäre. Diese Ruhe mitten in dem Gräuel des Kriegs hat mir immer wunderbar geschienen, und sie ist doch so natürlich; allein man stellt sich das immer in der Phantasie so vor, als müßte der Krieg Alles auf weit und breit umher scheuchen und schrecken, als müßte auf allen Gesichtern Grauen und Entsetzen zu lesen sein. Ich habe unterwegs in der römischen Geschichte gelesen und Trost über die gegenwärtige gefunden. Die Zeiten von Marius, Sylla, Catilina, Pompejus und Cäsar haben gewisse Aehnlichkeiten mit unserer Zeit, allein wir sind gegen jene Menschen wirklich Kinder in Tugenden und Lastern. Was mich freut, ist die Ueberzeugung, daß die Ressourcen einer großen Nation fast unerschöpflich sind, und daß die furchtbarsten

Unglücksfälle sie nicht zu Grunde richten, daß man folglich zu keiner Zeit verzweifeln müsse, selbst nicht wenn ein Mensch, wie in Sylla's Fall, die Alleinherrschaft an sich reißt und allen Leidenschaften Anderer Stillschweigen auferlegt. Je mehr ich indessen mit der Geschichte der Revolutionen vertraut werde, desto stärker wird die Ueberzeugung wieder in mir, die ich sonst immer zu haben pflegte, daß der Mensch nichts ohne Leidenschaften ausrichtet, mithin daß an jener idealischen Vollkommenheit, welche wir oft in Büchern träumen, so gut als gar nicht zu denken sei. In der That, wenn nicht diese Triebfedern hoch gespannt sind, so fallen alle Beweggründe zum Handeln weg, es wäre denn, daß wir schon als vernünftige Wesen geboren würden, denen die Vernunft selbst Trieb zum Handeln gäbe (ich bemerke beiläufig, daß hier schon in den Worten selbst eine Art von Widerspruch liegt), und sind heftige Leidenschaften vorhanden, so ist es nicht anders möglich, als daß Monstrositäten im Handeln vorgehen. Ich bin daher immer wie sonst der Meinung, daß die republikanische Verfassung, nicht daß sie mehr Glück bringend als jede andere wäre, sondern lediglich, weil sie den Geisteskräften einen neuen Umschwung, eine neue Entwicklung und Richtung gibt, unter den gegenwärtigen Umständen unterstützt und erhalten zu werden verdient. Erfahrung und Handeln sind die großen Schulen der Menschheit; je mehr Jemand gethan und gelitten hat, desto vollkommener ist er in dem Gebrauch seiner Kräfte und in der Kenntniß seiner selbst, der wichtigsten von allen, geworden. Es scheint mir, als wäre die Gelegenheit zur allgemeinen Ausbildung der Mehrheit der Menschheit, in unsern jetzigen monarchischen Verfassungen, beinah verschwunden. Ehrgeiz, Habsucht, Hang zum Sinnengenuß sogar könnten nur bei einer sehr geringen Anzahl von Menschen bis zu der leidenschaftlichen Höhe steigen, wo sie mächtig zu großen Handlungen antreiben, zu einer mannigfaltigen Uebung der Kräfte führen. In der Republik ist ein weites Feld für Jedermann offen. Die Erscheinungen, wird man sagen, sind aber nicht nur eben so unmoralisch, wie sie sonst in den monarchischen und aristokratischen Verfassungen waren, sie sind vielleicht noch schreiender, auffallender, empörender, die Contraste sind so schneidend, daß sie gleichsam das Gute wie in schlechten oder übel colorirten Gemälden beleidigen. Wenn das wahr und ausgemacht wäre, wie es mir doch nicht scheint, so glaube ich doch einwenden zu müs-

sen, daß die Natur überhaupt mir nicht sittlich scheint, sondern daß es lediglich eine Moralität einzelner Menschen geben kann, welche zwar das schönste Ziel unsers Daseins ist, aber den allgemeinen Schicksalen der ganzen Gattung immer untergeordnet bleibt. Unstreitig kann es tugendhafte, gute Menschen in allen Welttheilen, unter allen möglichen Verhältnissen des Orts, der Verfassung, der Ausbildung der Sitten und Kenntnisse geben. Mit andern Worten, es liegt, oder scheint wenigstens nicht viel daran zu liegen, daß ähnliche Arten von Moralität allgemein werden, sondern Alles liegt vielmehr daran, daß die Bedingnisse, unter welchen wir als vernünftige, empfindende Wesen handeln, vermannigfaltigt werden. Wenn ich sage, ich möchte lieber Newton sein als Sylla, so weiß mir vielleicht die Natur und die Gottheit für diese Wahl nichts anzurechnen; es ist nur ein Beweis, daß mein Blut ruhiger fließt, meine Begierden nicht so heftig, meine Leidenschaften nicht so stark, meine Mittel folglich auch so mächtig nicht sind. Die Gesetze der ewigen Gerechtigkeit, oder der reinen Vernunft, bleiben darum immer, was sie waren, der unabänderliche Maßstab der Rechtmäßigkeit unserer Handlungen. Wenn wir daher Sylla's Grausamkeit und Rachsucht mißbilligen und verabscheuen und ihn nur in dem Augenblick, wo er die Dictatur niederlegt, wieder gerecht und groß finden, so müßte Sylla's eigene Erkenntniß uns beistimmen, falls wir sie ordentlich befragen könnten; aber unstreitig würde der Sylla, der nicht so blutige Rache genommen hätte, auch den Mithridates nicht überwunden, den Marius nicht vertrieben, vielleicht die Dictatur nicht wieder niedergelegt haben.

Den 4. Aug.

Ich bin gesund und wohl hier, meine lieben Kinder. Wie lange ich hier bleibe, ist ungewiß. Die Briefe gehen durch ** sicher, dahin schneller die Eurigen. Der Ort ist übrigens abscheulich und die Einwohner eine fatale Race, so weit ich bis jetzt gesehen habe, ein Bastard von Flämmingern und Franken, und zwar nur das Unangenehme von beiden in der Mischung. Ich suche noch das erste hübsche Weib zu sehen zu bekommen. Es wimmelt von Soldaten und Troß. An Bequemlichkeit, sogar die unentbehrlichste, ist nicht zu gedenken. Schmutz ist das Element dieser Leute, und es scheint, als ob sie nie, auch

nur etliche Meilen von hier, erlernt hätten, wie andere Menschen sich das Leben erträglicher zu machen suchen. Doch ich habe andere Dinge ertragen gelernt und lebe nur noch von einem Tag zum andern, ohne ein Project auf morgen zu machen. Daß ich mehr nichts schreiben kann, begreift Ihr wol. Ich möchte es kaum, wenn ichs könnte; nur so viel sagt mir meine jetzige Erfahrung und Kenntniß: Alles, auch das Unerwartetste ist nützlich, und Alles läßt sich entschuldigen, wo nicht wol rechtfertigen, durch die unbezwingbare Nothwendigkeit, die kein Gesetz erkennt. Ich kann noch in 4—5 Tagen keine Nachricht von Euch haben, denn erst heut schreibe ich, daß man mir Eure Briefe nachschicken soll.

Ich bitte, wenn meine Bitte je etwas vermag, sorge für Deine Gesundheit, und Sie, Huber, helfen Sie dafür sorgen. Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuspricht, daß irgend eine Planke mich aus meinem Schiffbruch rettet, so bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern. Ich küsse meine Kleinen und umarme Euch mit inniger Seele.

An Dieselbe.

Cambrai den 7. August 1793.

Es bleibt mir noch die Hoffnung, daß mein Hiersein nicht von langer Dauer sein werde, sonst wäre es wirklich noch das Härteste, was mir widerfahren ist. Ganz unter herzlosen Menschen leben zu müssen, ist fast ärger als Robinson Crusoe's Einsamkeit. Ich will den Leuten nicht zu nahe treten, indem ich sie so charakterisire. Etwas Untheilnehmendes ist einmal im Nationalcharakter: dazu kommt das Kriegswesen, welches die Menschen verwildert, dann der gänzliche Mangel an Bequemlichkeiten, wodurch Jeder sich genöthigt sieht, so gut er kann, nur für sich zu sorgen, ohne sich um Andere zu bekümmern, endlich das republikanische Mißtrauen, welches durch die unzähligen Verräthereien und die nicht minder zahlreichen Denunciationen bis auf einen schrecklichen Grad gestiegen ist. Nimm noch hinzu, daß diese Menschen, wenigstens Alle, die ich noch gesehen habe, roh und ungebildet, ohne Erziehung und Kennt-

nisse von der Art, wie sie unser einem analog sind, nirgends einen Vereinigungspunkt darbieten. Ich wohne in einem sehr kleinen, unfreundlichen, schmutzigen Zimmer, ohne alle Meubeln, mit meinem Reisegefährten zusammen, umringt von unserm Gepäcke, und schlafe in einem schlechten Bett, wo mich alle Nacht die Wanzen beißen. Thee, Kaffee und Zucker sind in der ganzen Stadt nicht mehr für Geld zu haben, ich frühstücke also trocken Brot, wenn ich nicht zuweilen aus großer Gnade unserer Wirthin ein wenig Butter dazu bekommen kann. Unsere Wirthstafel, Mittags und Abends, ist sehr schlecht besetzt, aber der Hunger würzt die Speisen. Ich gehe gewöhnlich Morgens und Abends vors Thor, entweder allein, oder mit meinem Gefährten, der ein sehr rechtschaffener, aber kalter, trockener und taciturner Mensch ist. In der Zwischenzeit lese ich, denn zum Schreiben, zumal Componiren, ist mirs nicht ruhig und nicht gesammelt genug, ausgenommen was unser Geschäft mit sich bringt und diese Zeilen an Dich. Die flache Gegend hat ihre Schönheit, Alleen von hohen Ulmen gehen längs den Canälen fort, auf große Stunden Wegs, und auf beiden Seiten gibts Gemüse- und Obstgärten in Menge. Allein eine Allee ist schon seit meinem Hiersein umgehauen worden, und wer weiß, wie bald die übrigen dasselbe Schicksal trifft, wenn der Ort mit Belagerung bedroht werden sollte. Das erinnert mich an die traurige Verwüstung um Mainz, die schon vor dem Einmarsch der Franzosen in der Favorite angefangen wurde, und seitdem bis zur Vernichtung jedes Strauchs im ganzen Umkreise getrieben worden ist. Ich bin weit entfernt, mich meinen Empfindungen zu überlassen, ich sträube mich aus allen Kräften dagegen und suche mich blos auf die Sorge des Tages einzuschränken. Allein nicht immer ist das möglich, und wie mich dann Alles zerreißt und niederwirft, kannst Du Dir aus eigner Erfahrung vorstellen. Unmöglich lassen sich Dinge schreiben, die mehr als alles Andere beitragen, mir meinen Aufenthalt hier und in Frankreich überhaupt zu verleiden; aber diese Dinge, und der in Mainz erlittene Verlust — daß dies Alles zusammentreffen mußte, ist doch wunderbar. Wir glauben oft etwas zu sein, was wir nur durch Umstände sind; ändern sich diese, dann fühlen wir unser Nichts. Ich weiß nicht, ob ich dieser Erfahrung bedurfte, ich hielt nie viel von mir selbst und war nie glücklich genug, um übermü-

thig zu soin. Jetzt such' ich nur Ruhe und in dieser Ruhe die Möglichkeit, arbeiten zu können. Es ist aber Zeit, daß ich mich nun ernstlich nach der Gelegenheit umsehe, irgendwo einen festen Fuß zu gewinnen. Ich habe Dich schon öfters gefragt, ob das in der Schweiz nicht anginge? Du hast mir nie darauf geantwortet. Ich muß nur wissen, wie Alles sich verhält, weil ich fühle, daß ich nicht länger anstehen darf, einen neuen Weg einzuschlagen. Hierher passe ich nicht; ich glaube, die unvollkommene Idee, welche Du aus öffentlichen Blättern von dem jetzigen Gange der Sache haben magst, ist völlig hinreichend, Dir das zu erläutern und eben so einleuchtend wie mir selbst zu machen. Mit Brand möchte ich gern nach Italien gehen, aber, ich wiederhole es, er müßte mir dazu einen Paß aus England verschaffen. Ich bin bereit in diesem Falle, wenns unumgänglich nothwendig ist, unter einem angenommenen Namen zu reisen. Die zweite Schwierigkeit bei dieser Reise, daß ich keinen Heller Geld dazu habe, ließ sich noch wol heben. Ich dächte, mein Reisejournal, blos abgedruckt, müßte mir die Reisekosten reichlich eintragen. Geht es damit nicht, so muß ich irgendwo in einem Winkel, wo man mich ruhig läßt, für Buchhändler arbeiten. Dies, wie gesagt, müßte in der Schweiz sein, denn nach England zu kommen, dürfte sehr schwer halten. Kanns aber in der Schweiz nirgends sein, nun dann müßte ichs versuchen, wie ich mich nach England schliche und dort unbekannt bliebe. — Geht Alles das nicht, so verlasse ich Europa, es mag kosten, was es wolle, wofern mir die Nothwendigkeit nicht mein Schicksal macht, ohne daß ich etwas dazu thun kann; denn es wäre nicht unmöglich, daß man uns hier heut oder morgen einsperrte und belagerte, und daß die Stadt nicht entsetzt würde, wiewol ich noch jetzt glaube, daß der Feldzug ein schlimmes Ende für die verbündeten Mächte nehmen wird. Ich will morgen meinen Brief fortsetzen, meine Gute, Liebe; Du siehst, welch ein fatales Unglück mir eben jetzt damit begegnet, aber ich kann ihn unmöglich abschreiben. Sei nur gesund, froh, glücklich und weise!

Arras den 8. August.

So nah dachte ich mir die Nothwendigkeit meiner Abreise nicht. Vier Stunden, nachdem ich Obiges geschrieben hatte,

blieb uns die Wahl, entweder dort eingesperrt zu sein, oder augenblicklich abzureisen und glücklicher Weise fanden wir noch Pferde. Wir mußten hier zwei Stunden vor dem Thore warten, eh' man uns einließ, weil wir einen Augenblick nach Thorschluß gekommen waren. Dafür befanden wir uns um 11 Uhr in einem Wirthshause, wo wir uns ein wenig für Cambrai entschädigen konnten. Wie lang diese irrende Ritterfahrt dauern wird! — Neue Orte zu sehen, ist angenehm genug, nur nicht auf diese Art, wo die unangenehmen Kriegsauftritte immer daneben gehen. Ich komme auf diese Weise wahrscheinlich um Deine Briefe, die nach Cambrai nachgeschickt worden sind, und das ist unter den jetzigen Umständen der größte Verlust, der mir widerfahren kann. Alles lernt man ertragen, aber das Leben wird dabei auch so unschmackhaft und verliert so viel von seinem Werth, daß eine häßliche Gleichgültigkeit nothwendig eintreten muß, wobei die Kräfte des Geistes gleichsam erstarren und so nicht wie sonst zu Gebote stehen. So wahr ist es, daß Unglück — wahres Unglück (nicht eingebildetes, welches wir uns selbst schaffen) der größte Prüfstein der menschlichen Vortrefflichkeit ist, und daß eine eigene Gleichmüthigkeit und eine besondere Geistesstärke dazu gehört, um unbefangen auf die Welt zu wirken, wenn das Schicksal alle Quellen des Genusses abschneidet und selbst im Wirken uns die Hände bindet. Verzeih diese Reflexionen, ich fühle, wie unnütz sie sind, allein sie füllen die Stelle der Bemerkungen, die ich nur mündlich mittheilen kann, und eine Beschreibung von Arras kann ich Dir noch nicht geben. So viel sehe ich aus meinem Fenster, daß es ein viel schönerer Ort ist, als Cambrai.

An Dieselbe.

Arras den 10. August 1793.

Ich weiß nicht, ob ich mirs leid sein lassen, oder ob ich mich freuen soll, heute nicht in Paris zu sein. Das Beste ist wol, die Schicksale zu nehmen, wie sie sich ereignen, sonst wäre in dieser Periode meines Lebens der vereitelten Wünsche und Hoffnungen kein Ende. — Liebe Seele, wie geht es Dir und H. und unsern Kleinen? Ich entbehre schmerzlich Deine Briefe;

bei dieser Wanderschaft von einem Ort zum andern gehn sie mir wol gar verloren! Du siehst, daß ich nicht ganz unbillig wäre, wenn ich mich über mein Loos beklagte. Trotz der Größe und Schönheit des Orts ist auch hier dasselbe Bild des Elends und Mangels sichtbar, den man nur zu sehen, nicht selbst zu fühlen braucht. Die Krise der fränkischen Freiheit naht heran. Wir hätten längst Alles errungen, wenn unselige Privatleidenschaften nicht das Schicksal des ganzen Volks aufs Spiel gesetzt hätten. Ich fürchte nichts von Tyrannei, sobald wir nur Spannkraft genug zu noch einer großen Anstrengung haben, und eine sonderbare Ahnung läßt mich diese jetzt wirklich hoffen. Zwischen jetzt und sechs Wochen entscheidet sich Alles. Allein auch der glücklichste Ausgang für uns, in Absicht unserer Feinde, rettet uns noch nicht von den zahlreichen Uebeln, die von einer Revolution unzertrennlich sind. Eine gesegnete Ernte durch die ganze Republik wird bei dem jetzigen Zustand unsers großen verschwenderischen Haushalts dennoch im Januar und Februar kaum mehr ihren wohlthätigen Einfluß spüren lassen! Tugend und Weisheit, die Eigenschaften des Republikaners, die uns abgehen, müssen wir also theuer erkaufen; denn die Natur der Dinge ändert sich um dieserwillen nicht, und es ist unmöglich, daß der neue Staat auf festem Grunde stehe, bevor nicht eine eiserne Nothwendigkeit in ihrer schrecklichsten Gestalt allem Ehrgeiz und allem Eigennutz die Flügel beschnitten hat. Der Kampf kann nicht lange dauern, das weissagt die Talentlosigkeit, die sich allgemein da blicken läßt, wo sie durch das Emporstreben der Handelnden recht auffallend wird. Es ist mir unmöglich, jetzt vorauszusehen, was alsdann werden wird, allein ich glaube beinah, etwas ganz Neues und Unerwartetes, sowol für uns selbst, als für das übrige Europa, wenn es wahr ist, was doch dem Bewußtsein eines vernünftigen, empfindenden Wesens so wahrscheinlich bleiben muß, daß kein blindes Ungefähr die Zügel des Weltalls lenkt. Es ist Zeit, daß etwas geschehe, um dem Strom eine neue Richtung zu geben, der bis jetzt so unaufhaltsam zur Vernichtung aller moralischen Wirksamkeit, zur Ertödtung aller Kräfte der Individualität sich fortwälzte. Kann der Mensch sich denken, daß diese Vervollkommnungsfähigkeit, die ihn vom Thier unterscheidet, nur da ist, um ewig in ihm zu schlafen? Ich weiß wol, daß die politische Menschenverachtung das glaubt, weil sie diese Erschei-

nung, die sie aber selbst immer zuwege gebracht hat, überall in der Geschichte findet; aber die philosophische Menschenverachtung geht von dem Phänomen zur Ursache, und zum Heilmittel, wenn es irgend zu finden ist, und ist also eigentliche Philanthropie. Der Philosoph ist mit dem Politiker einig über das, was die Menschen sind; allein er fühlt, er weiß, was sie sein könnten, und von dem Augenblick kann er nicht umhin, treu und sorglich zu wirken, daß sie ihre Bestimmung erreichen mögen. Diese Ideen treiben sich in meinem Kopf herum, weil ich Muße genug habe, darüber nachzudenken, und vielleicht werde ich sie irgendwo anzuwenden suchen, wenn es noch möglich wird, daß ich wieder schriftstellern kann. Dies ist indessen, so lange wir zwei in einem Zimmer wohnen, schwerlich ins Werk zu richten. Bei meiner Arbeit muß ich immerfort meditiren, und fast nach jedem einzelnen Paragraphen auf und abgehen. Tausend Dinge kommen zusammen, die mich im Gange meiner Ideen stören, wenn ich nicht allein bin.

Den 14. August.

Es sind heute 14 Tage, daß ich keine Nachricht von Euch und allen meinen Correspondenten hatte. Auf einmal erhalte ich drei Briefe von Dir und mehrern Andern. Deiner Aufforderung, in der Bahn, die ich betreten habe, zu beharren, will ich gern folgen, denn auch die Nothwendigkeit befiehlt mir dasselbe, und ich folge seit langer Zeit dem Strome des Schicksals mit Geduld und Zuversicht. Ich gebe Dir völlig Recht und finde Deine Gründe gut. Ich werde mich nicht losreißen, wenn man mich nicht verläßt und vernachlässigt. Ich schreibe jetzt abgerissen und unzusammenhängend, weil ich gern will, daß mein Brief heut noch fortgeht. — Es ist viel zu viel, meine Lieben, was Ihr Euch von der Wichtigkeit meiner Lage in Fr. und von meiner individuellen Wichtigkeit vorstellt. Ich fühle zu sehr, daß mich mein Unglück verändert hat. Sieh, meine Beste, es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern, freien Geistesregsamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menschen in meiner Lage sich immer glücklich schätzen können, hinzugelangen, im Hafen der Resignation; aber der Name selbst lehrt schon, daß es die letzte öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens

ist. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt. Eure Jugend läßt Euch nicht zu, Euch an meine Stelle zu denken. Nach meinen Jahren hatte ich auch noch Ansprüche, aber nach meinen Erfahrungen und Leiden muß ich darauf verzichten. Es ist mir besonders auffallend, mich in Euren Briefen immer vis à vis von Königen zu finden. Ich glaube, im Grunde habe ich wol noch keinem eine unruhige Viertelstunde gemacht, und keiner denkt mich als den Popanz der Königschaft, den Ihr und vielleicht einige wenige feinempfindende Menschen in mir zu sehen glaubt. Mehr davon ein andermal. Jetzt das Dringendste über meine Sache in Mainz. B. hat sich, verkleidet als gemeiner Soldat, glücklich gerettet und ist in Strasburg. Meine Correspondenz und Manuscripte hat er, wie er sagt, in vollkommene Sicherheit gebracht. Sie sind, in Tonnen gepackt, bei einem Kaufmann, der sie gelegentlich mit andern Sachen fortschaffen soll. Alles Uebrige, Meubeln, Betten, Kleider, Tische, Bett- und Leibwäsche, Silberzeug ꝛc. Bücher, steht noch im Hause, allein unter preußischer Wache, vermuthlich in Befolgung der Bitten Deines Vaters. Nun säume nicht, an Deinen Vater zu schreiben, daß er die ganze Verlassenschaft, so wie sie da ist, nach Frankfurt liefern lasse. Dort muß sein Commissionair, welches, wie ich wünsche, der junge Wenner sein könnte, die Bücher, Betten, Wäsche, Silber ꝛc. einpacken und Alles (die Bücher ausgenommen) an Dich in die Schweiz liefern. Die Bücher müssen noch so lange in Frankfurt bleiben, bis sie entweder nach Strasburg können, oder mir über Basel zugeschickt werden. Dein Vater müßte dem jungen Wenner als seinem Commissionair Vollmacht geben, nach Mainz zu gehen und Alles dort in Empfang zu nehmen. Dieser machte dann die ganze Auslage an Kasten, Transportkosten auf dem Marktschiff ꝛc., und remboursirt sich aus dem Verkauf unserer Meubeln. Der Ueberschuß muß eine schöne Summe machen. Ich bin Niemand in Mainz was schuldig, außer etwa Schneider und Schuster, mehr als 100 Fl. in keinem Fall; und den Lohn der armen treuen Mariane, die vielleicht auch retten geholfen haben wird. B. soll Dir umständlich schreiben, wie er Alles in meinem Hause verlassen hat. Doch warte seinen Brief nicht ab; Du kannst ja lieber zweimal an Deinen Vater schreiben. Es geht ja unsere Kinder an. Du kannst sicher sein, daß der Kurfürst nichts wieder dort zu sagen haben wird. Mich

dünkt, der König von Preußen wird sagen: Herr, mein Fisch! Wenigstens behält ers en depôt bis zu ausgemachter Sache, unter dem Vorwand des gemeinen Besten! Also ist nicht zu bezweifeln, daß durch diesen Letztern und seine entours Alles ausgerichtet werden müsse. Dein Vater hat ja schon günstige Antworten; nun muß das heiße Eisen geschmiedet werden. Madame de Ch. mag auch noch einmal die Schultern ansetzen. Alles, was Du und H. über die Wichtigkeit von M. für uns hier sagen, ist richtig, aber was geschehen ist, kann man nicht ändern. Wenn meine Bücher und Papiere wieder in meinen Händen sein werden, verspreche ich Dir noch einmal so lang zu leben und wieder Hoffnungen und Muth zu schöpfen.

Nun ich nicht mehr in Paris bin, frankire ich nicht mehr. So kommt mir das vorhin Ausgelegte zu Gute, nicht wahr, Rechenmeister? Willst Du wol aufhören mit mir zu rechnen? Wenn ich nichts hätte, griff ich nicht in Euren Beutel oder tunkte das Brot in Eure Suppe? Ueberhaupt haben diese Worte, Mein und Dein, zwischen uns keinen Sinn mehr.

An Dieselbe.

Arras den 16. August 1793.

Ich schreibe nach Paris, meine Liebe, und also auch an Dich, weil ich die Gelegenheit nicht versäumen will; denn Neues gibt es in dieser Todesstille nicht. Ich bin gesund, das ist das Beste, ich lese oder schreibe den ganzen Tag, ich spaziere ein wenig und bringe gewöhnlich den Abend in einer schlechten Komödie zu, die doch nicht schlecht genug ist, um unterhaltend zu sein. Sonst habe ich hier keine Bekanntschaft, keine Gesellschaft. Der Charakter dieser flammändischen Franken ist schwerfällig, langsam, phlegmatisch, schmutzig und ohne Geschmack, ohne Behülflichkeit, ohne Intelligenz, ohne Ressource; Alles, was sie nicht von jeher gewohnt waren, können sie nicht und wissen sie nicht. Cambrai haben die Feinde nicht für gut befunden anzugreifen, wie sie überhaupt keine große Lust zu neuen Angriffen zeigen. Es hat sie rasend viel Menschen gekostet, Valenciennes einzunehmen. Das Ende des Feldzugs wird ihnen wahrscheinlich nicht günstig sein. — Mein Geschäft

rückt keinen Schritt vorwärts, weil von den Engländern keine Antwort kommt, ob sie Jemand schicken wollen, um wegen der Auswechselung der Gefangenen mit mir zu sprechen, oder nicht. Ich wünschte lieber in Paris zu sein, wenn ich hier nichts nützen kann. Dort sind Abgeordnete von den geflüchteten Mainzern in Strasburg angekommen; ich könnte sie unterstützen, wenn ich zur Stelle wäre. Wenn Alles wahr ist, was ich höre, so hat man sich der armen Deutschen, die sich für die Freiheit in Mainz aufgeopfert haben, bei der Capitulation gar nicht angenommen und sogar, was ich doch nicht glauben kann, alle die nach und nach eingekommenen Deserteurs, bei 600, die Dienste genommen hatten, dem Feinde ausgeliefert. Welch einen übeln Eindruck muß nicht diese Treulosigkeit bei den deutschen Truppen machen. Ich fürchte bald von Euch die Wirkung zu hören. — Was unsere Sachen betrifft, so habe ich in meinem Vorigen sowol Dir als Hubern alles Nöthige gesagt. Ich füge nur dieses hinzu: meine Kleider und Wäsche brauche ich, denn hier ist Alles von der Art horrend theuer. Meine Bücher kann ich eben so wenig entbehren. Denn einmal muß ich mich jetzt in Frankreich gleichsam häuslich etabliren, wie Du selbst eingesehen hast, da alle andere Projecte mich außer Stand setzen, meinen Buchhändlern Genüge zu leisten, woran ich doch denken muß, sobald ich in eine dazu günstige Lage kommen kann. — Aus dem Grunde bitte ich dringend, daß mir diese Sachen über Basel, so geschwind, als sie überhaupt aus den Händen der Feinde erlöset werden können, zugeschickt werden mögen. Es wird Geld kosten. Mag es doch; der Gewinn ist nicht mit Gelde zu bezahlen, den ich davon habe, wenn ich wieder im Stande bin zu arbeiten. Sorge doch ja, daß dies zu Stande komme, und versäume nicht, daß wo möglich der junge Wenner Deines Vaters Commissionair werde. Unsere Meubeln können in Frankfurt verkauft werden. Das Andere mußt Du Dir Alles nach Basel oder Neufchatel kommen lassen; was Du nicht brauchst, hebst Du mir auf, bis ichs in Empfang nehmen kann. Sorge, daß die Transportkosten von dem, was aus den Meubeln gelöst wird, und daß Kaupart in Gotha bezahlt werde. Das Herz bricht mir fast, wenn ich an die traurige Veränderung in Allem — Allem! denke! — Geduld!

Ich erzählte Dir gerne, was Du noch von den beiden interessanten Weibern wissen möchtest, allein mein Kopf ist nicht

heiter, nicht gesammelt, nicht ruhig genug dazu. O mündlich, mündlich! Und warum nicht bald? Sterben ist gar nichts, was bang machen kann; ich bin es lange überzeugt. Ist der Entschluß einmal gefaßt; der Schmerz ist geringer als jeder andere, er ist nichts; ich meine das eigentliche Trennen des Lebens, zumal bei einem Werkzeug, dessen Wirkung so unfehlbar ist, wie die Guillotine. Die Ohrfeigen sind sehr authentisch, ich habe es gesehen, allein ich muß doch auch hinzusetzen, daß der Kerl dafür gestraft worden ist. Die schnelle Vergessenheit alles Geschehenen, der Sturm, in welchem man von heute zu morgen übergeht, sind mir neue Beweise von der gänzlichen Verschiedenheit unseres Zeitalters von dem vorigen, und von dem Mangel der Charaktere, die den großen Menschen machen. Es ist aber auch nicht in der Natur dieser Revolution, daß sie Größe dulden könne. Was ist auch am Ende diese Größe? Die Menschheit in der Masse scheint keine Ehre davon zu haben. Wenn jetzt die Masse besser wäre, ich bedauerte es nicht, daß wir keine Größe haben. — Uebrigens noch eine Schlußbemerkung. Laß uns nicht zu tief forschen, wenn wir nicht alle Größe aus den Augen verlieren wollen. Es ist Täuschung und überall Täuschung. Unsere Phantasie malt das Bild aus, wovon wir nur wenige hervorstechende Züge haben. Die fehlenden Züge, die sie supplirt, wenn wir sie hernach in natura sehen, passen nicht zum Ganzen oder scheinen wenigstens kleinlich und des Ganzen unwürdig. Wenn ich mir denke, daß nur ein paar Kleinigkeiten, die man von der Mörderin Marat's sagt, wahr sein könnten, so ist sie mir nicht mehr so auffallend — und alle Schwärmerei ist doch im Grunde Einseitigkeit! — Wenn ich denke, daß das wirklich sehr interessante Geschöpf, das auf dem Kuffstein saß *), in Turin vorher sich durch Ausschweifung die ganz unheilbare grosse vérole soll zugezogen haben, so ist sie mir doch ein Gegenstand des Ekels und der Verachtung. Pfui! die Menschen sind eine häßliche, kleinliche Brut; ich bin allmälig darüber zur vollkommensten Ueberzeugung gekommen, und weil es einmal so ist, wirds auch wol so recht sein, aber sonst möcht' ich beinahe wünschen, ich würde nie von meinem Irrthum geheilt, weil es, je älter man

*) Das Fräulein T., von welchem Forster in einem früheren Briefe aus Paris mit so vieler Theilnahme erzählte.

wird, je weniger von uns abhängt, uns selbst zu täuschen. Ich weiß, wie trostlos diese Bemerkungen sind; ich fühle es stündlich; allein es ist mein Schicksal, sie hinzunehmen, weil die Erfahrung sie mir aufdringt. — Ohne allen Stolz gesagt; denn ich finde mich nicht um ein Haar besser als andere Leute. — Lebe wohl, und täusche Dich, so lange es geht.

An Dieselbe.

Arras den 21. August 1793.

Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politische Laufbahn beendigt ist. Dieselbe Redlichkeit und Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundsätzen treu geblieben bin, überzeugt mich, daß, so sehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte, oder wenigstens glauben konnte Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgang eines Schriftstellers heraustrat und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geschäfte begab, ich jetzt eben so sehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht, was unmöglich scheint, die ganze Richtung, die man dem Rade der Staatsmaschine gegeben hat, in Kurzem eine wesentliche Aenderung erleidet. Ich bin ein eifriger Freund der Freiheit und der Republik, ich wünsche das Heil des Menschengeschlechts, trotz dem besten Schwärmer, und ich würde nie eine Feder in die Hand nehmen wollen, wenn ich Hoffnung hätte, daß eine rauhe, selbstverleugnende Tugend der allgemeine Sinn werden könnte; keine Maßregel sollte mir zu streng scheinen, die man gegen innere und äußere Feinde des Vaterlandes nähme, ich würde die überflüssigen und unnöthigen sogar gut heißen, wenn sie den Freiheitsgeist einflößten, bestärkten und zur höchsten Höhe spannten. — O, meine Freunde! verlaßt Euch auf meinen ruhigen und durch so viele Erfahrung geschärften Blick; das Alles sind süße Träume, die der unsittliche Zustand des Menschengeschlechts ganz vernichtet. Hätte ich vor zehn Monaten, vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen, und nicht in den Klub. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es aus-

spreche. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundsätzen, von meinem Charakter sich in einem öffentlichen Posten erhalten und folglich dem Staat nützen könne. Du wirst sagen, ich habe es noch nicht versucht. Sehr wahr, allein ich kann, ohne mir zu vergeben, ohne meiner Gewissenhaftigkeit zu nahe zu treten, nicht einmal in den Fall kommen, es zu versuchen; und gesetzt, ich gelangte mit meiner ganzen Unbefangenheit dahin, so kann ich, wie Jedem, der mit offenen Augen die Zeitungen liest, bekannt sein muß, den Versuch nicht machen, ohne eine Gefahr zu laufen, die gegen die Möglichkeit, zu nützen, wie 100 zu 1 ist. Meinungen sind nicht frei, haben keine Impunität und können sie in dem gewaltsamen Zustand der Dinge nicht haben; hiemit spreche ich mir also selbst das Urtheil, sobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Redlichkeit, gute Absicht, Aufopferung, sind Nichts, das Schiboleth ist Alles, und kann der freie Mann dies sein Alles sein lassen? Ohne dasselbe ist ewiges Mißtrauen, Verleumdung, Verfolgung, Gericht, folglich die Unmöglichkeit, Gutes zu wirken; mit demselben, so gern ich zugebe, ja sogar behaupte, daß man nichts Gutes wirken könne, wenn man nicht in Verbindung mit Andern wirkt, denen man oft auch in andern Dingen, die man nicht billigt, nachgeben muß, — mit demselben, sage ich, kann, wenn Leidenschaft und Immoralität im Spiel sind, eine moralische Verantwortlichkeit über uns kommen, deren sich kein vernünftiger Mann unterziehen kann, so lange er noch an Tugend glaubt. Das, worüber Ihr dort knirscht, die Meinung, die R. und Consorten von uns haben, ist wahrer als sie selbst wissen und glauben, nur auf eine ganz andere Art und unter ganz andern Bestimmungen; nur daß sie mit Schurken darüber raisonniren und ich als ein ehrlicher Mann. Mein politisches Glaubensbekenntniß ist sehr kurz. Die Periode, wo man sich schmeicheln durfte, absolute Freiheit in Europa und insbesondere hier ruhig und fest gegründet zu sehen, ist seit acht Monaten vorüber; es ist keinem kaltblütigen, keinem hellsehenden Beobachter verholen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen, und ich betheure Euch, daß die Krämpfe, die man uns mit Kanthariden verursacht, mit einer gänzlichen Abspannung endigen werden. Damit ist nicht gesagt, daß die auswärtigen Feinde ihren Zweck erreichen werden; im Gegentheil, ich hoffe, daß ihre Plane

scheitern müssen, ehe man noch wissen kann, was aus uns werden wird. Amerika war nicht so gespannt, wie wir, seine Hauptanführer gingen besonnener, weiser und edler zu Werke und dennoch verwandelte sich ein paar Jahre nach dem Frieden die Verfassung in eine beinahe ganz aristokratische, und Washington, der Präsident heißt und immer nur auf vier Jahre gewählt wird, ist mächtiger, als Georg III., den man König nannte und der erbliche Rechte hatte. Man kennt den Zustand von Amerika nicht in Europa, sonst würde man bald inne werden, daß der höchste Grad der Verderbtheit unter den Menschen, die sich mit den Angelegenheiten der Regierung befassen können, dem echt demokratischen Staat die Dauer abspricht. Die Leidenschaften müssen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt sich. Das Letztere ist unmöglich in die Länge; also das Erste. Ich bin indessen fest überzeugt, daß die Verfassung von Amerika eine freie Verfassung genannt zu werden verdient, die freieste, die wir in einem großen Staate kennen, denn die einzige Aristokratie, die sie gestattet, ist die des Reichthums, die man ohne eine kaum ausführbare spartanische Gemeinschaft nicht wegschaffen kann. Ich hoffe daher auch hier noch auf öffentliche Glückseligkeit; aber Niemand kann voraussehen, wie lange wir noch zu kämpfen haben, ehe die Noth uns einigt, denn wir sind gegen die kaltblütigen Amerikaner Tollköpfe, und unsere Grundsätze sind in die Wurzel hinein verderbt. — Ich weiß nicht, ob Dir diese Abschweifung recht ist, meine liebe Frau, aber ich hielt sie für nöthig, theils um Euch auf einen Gesichtspunkt zu führen, wo Ihr Alles mit etwas mehr Gleichmüthigkeit ansehen könntet, theils um das einzuleiten, was folgt und mich betrifft. Das, was Euch noch schön aussieht, was sogar die dortigen Feinde der Freiheit schreckt, hat in der Nähe andere Farben. Ich zweifle nicht, daß die Hoffnungen der Emigrirten nun endlich zu Grunde gerichtet sind; denn sie und wahrscheinlich nicht die Cabinete lenken alle die kleinen innerlichen Cabalen, die wir hier dem Publikum als Ungeheuer abmalen. Ihr seid doch nicht von diesem Zetergeschrei über den Feind des Menschengeschlechts getäuscht? Staub ins Auge und nichts als Staub! Doch ich irre mich, es ist wahr, denn es macht Erbitterungen, die nur uns am Ende schaden, und erhebt den Menschen, der mit Unrecht beschuldigt und beschimpft wird, zum Märtyrer.

Vielleicht könnte diese kindische Zungendrescherei die Engländer gegen uns aufbringen, die uns bisher bei jeder Gelegenheit noch bezeigt haben, daß der Krieg ein Krieg ihres Hofes und Cabinets und nicht der ihrige ist! Unsere Finanzen leiden nicht durch Fremde, sondern durch uns selbst. Cambon's letzter Rapport kanns beweisen und das einzige Mittel, sie zu retten, wird da endlich hervorgesucht, der Staat borgt gegen 5 Procent alle in Umlauf stehenden Assignaten von den Bürgern. Was dieses Project verdirbt, ist die Zwanganleihe, die auf die Reichen fallen soll und die man mit diesem Project vereinigt hat. Ich kann hier nicht weiter in die Sache gehen, Zeit und Platz fehlt dazu, aber mich dünkt, diese paar Worte genügten vorerst.

Mein Lebensplan geht von der Hoffnung aus, daß meine Bücher, Manuscripte, Zeichnungen, Landkarten gerettet sind und theils durch Heyne's Vermittlung, theils durch die Vorkehrung, die B. getroffen hat, vor Ende des Jahres wieder in meinen Händen sein können. Auf eine Indemnität vom Staate ist hier, zumal jetzt, nicht zu rechnen. Auf Bedienungen, die mich so ernährten, daß ich zurücklegen, meine Schuld allmälig tilgen und meine Kinder unterstützen könnte, eben so wenig; denn ich bin ein Ausländer, stehe hier ganz einzeln und ohne alle Unterstützung, ohne Familienconnexionen, ohne Freunde, ohne Vorschub einer Partei, endlich ohne die Gewandtheit, die erforderlich ist, aus einer Stelle von 3000 Livres Gehalt eine Stelle von 15 oder 20,000 Livres Einnahme zu machen. Also: gehe ich freiwillig in meine schriftstellerische Laufbahn zurück, und arbeite für Voß und Treuttel. Was ich von Voß verdiene, tilgt meine Schulden und hilft meine Kinder ernähren. Treuttel's Zahlungen geben mir meinen nothdürftigen Unterhalt. Wo ich mein Zelt aufschlage, ist noch nicht in mir selbst entschieden. Ich wünschte an der Rhone, entweder in oder unweit Lyon, sobald Alles dort ruhig ist. Strasburg ist zu nah der Grenze und zu unleidlich, Paris zu theuer, zu stürmisch. Aus England erhielt ich vor wie nach Bücher, freilich nicht mehr in solcher Menge, aber doch alles Wichtige über Hamburg und Basel.

An die Oerter, die Du in Deinem Briefe vom 11. erwähnst und an die besonders H. denkt, hat mein ehrlicher Bruder Karl auch gedacht. Ich habe ihm deshalb weitläufig geschrieben, weil ich mir nichts vorwerfen will, und nach Allem

was vorgeht, meine Philosophie mich immer wieder auf den Grundsatz führt, der Staat, der dem Menschen die Freiheit nimmt zum allgemeinen Glück mitzuwirken (gleichviel wie das geschehen, und welcher Firniß die wahre Beschaffenheit der Sache deckt), hat keinen Anspruch auf ihn, sondern gibt ihn seinem natürlichen ersten Wirkungskreise, sich selbst und seiner Familie zurück. Hier ist noch der Fall, daß ich ohne Indemnität ohnehin diesem Staat keine Verbindlichkeit habe. Allein das sind lauter Projecte, die noch nichts zur Grundlage haben, und wenn ich dort nicht wie Schiller, Basedow, Klopstock, blos um mein selbst willen eine honette Unterstützung ohne Verbindlichkeit erhalte, so ist mir das Klima, das ich mir selbst wähle, viel lieber, um darin ganz auf eigene Hand zu leben.

Die Gefahr, wär ich in Paris geblieben, ging mich nichts an, mein Kind; denn ich bin ja ein französischer Bürger und dazu ein Mainzer Deputirter. Der arme überspannte Lux wird wol eine Zeitlang sitzen müssen, bis er unschädlich scheint. — In die Ideenreihe, die Ihr Euch über meinen Ruf in Deutschland macht, kann ich nicht ganz eingehen. Einmal glaube ich vergessen zu sein, zweitens war ich dem Publikum, dem größern, zahlreichern, nie so wichtig, nie so bekannt. — Von den Details über Mainz, die Du erwähnst, aber nicht erzählst, ist mir noch nichts bekannt. Was sagt denn Alles die Frankfurter Zeitung? Ich verstehe das nicht recht, daß man meinen Namen nicht nennt, und daß daraus folgt, ich werde nicht übersehen. Sei versichert, wenn es mir irgend möglich ist, werde ich die Schrift ausarbeiten, die Du verlangst. Bewundere unsere Nation, so viel Du willst, Du hast Recht; aber bedaure sie auch, denn aller Muth, alle Kraft scheitern an dem Mangel der Leitung und des Zutrauens. Was Philipp M—s bei Miß ** und F. bei Miß K. auswirken konnten, läßt sich auch hier durch ähnliche und gleich verächtliche Canäle bei den Koryphäen des Tages erfuchsschwänzen. Wenn also dort nicht Kraft, Gerechtigkeit und Würde ist, um uns zu stürzen, so ist hier nicht Tugend, nicht Einigkeit, nicht Gerechtigkeit, Weisheit und Würde genug, um jene zu zertreten, wie sie es verdienen. Sie haben schlechte Soldaten, gute Offiziere, wir gute Soldaten, schlechte Offiziere. Höher hinauf haben wir uns nichts vorzuwerfen, ausgenommen, daß unsere Sache besser war und es noch sein könnte. — Ich freue mich indessen, daß Du Deine eigene

Küche hast. Gesunder ist das bei weitem. Ich danke Dir für die Nachrichten von meinen Kindern. Wäre ich doch so glücklich, sie bald einmal auf ein paar Tage zu sehen! Wenn sie indessen nur gesund und froh sind! Daß ihnen die Freude nicht geschmälert werde! Glückliche Kinder geben glückliche Menschen! Alle Verstimmung des Charakters hat seinen wahrscheinlichsten Grund in diesen frühen Eindrücken! — Ich habe von meinen Freunden in Paris keine Zeile Nachricht, seit ich weg bin. Ist das nicht sonderbar? ** allein hat mir ein paar Zeilen geschrieben. Mein hiesiger Aufenthalt nützt keiner Seele. Ich bin ganz isolirt, kenne Niemand und gehe nur mit Verdruß ins Schauspiel, wo es stinkt und sehr fatal ist. Wir zwei essen auf unserer Stube. Ich glaube, die Feinde werden uns nicht annehmen wollen. Desto besser! Desto eher bin ich wieder in Paris. Valenciennes ist bis auf eine ganz unbedeutende Wache leer, und mit den Kanonen dieses Orts beschießt man jenseits le Quesnoy, das sich aber besser halten wird. In Valenciennes hat das Volk die Besatzung zuletzt so ungestimmt, daß sie sich nicht mehr wehren wollte. Denn die Festung hat — nichts gelitten. Mainz ist wahrscheinlich auch wegen der übeln Stimmung des Pöbels früher übergeben worden, als sonst geschehen wäre. Auf Reubell hat man geschossen auf der Straße. In der Garnison waren Viele, die nicht recht dran wollten, weils nicht in Frankreich wäre und weil sie das Réunionsdecret nicht kannten. Ich möchte nicht gern an Verrath, wol aber an des Generals Doyré Schwäche und Nachgibigkeit glauben. Wenn Ihr wüßtet, wie verhaßt mir das Wort Verrath und das Wort Complot geworden sind! — Gott bewahre uns vor dem Mißbrauch der Worte; denn die Menschen werden lange dadurch, statt des Sinnes, bei der Nase geführt, ehe sie fühlen, daß man sie foppt. Gott segne meine Kinder groß und klein. Ich schließe Euch fest an mein Herz. Vergiß nicht, daß bei dem Transport unserer Sachen das Porto nicht gespart werden darf! So wohlfeil kommen wir doch nie wieder dazu.

An Dieselbe.

Arras den 26. August 1793.

So viel ich kann, benutze ich Augenblicke der Ruhe und guten Laune, um selbst in Gegenwart meines Reisegefährten an der Darstellung der Revolution in Mainz zu arbeiten; allein daß Alles sehr langsam geht, ist mir zu verzeihen. Schon dreimal habe ich Alles vernichtet und von vorn angefangen zu arbeiten, und was jetzt steht, ist schwerfällig, lahm, ohne Zusammenhang, ohne Stringenz — mit einem Worte, es trägt das Siegel meiner Lage und meiner Stimmung. Die Strasburger und Frankfurter Zeitung bekomme ich nicht zu sehen; also auch nicht die Proclamation für Mainz, die Du gut findest. Daß man nicht Noth gelitten, habe ich hier zur Genüge erfahren, da hiesige Offiziere ihre Pferde, die sie dort stehen gelassen hatten, wieder bekommen haben. Ich wünschte, Du sammeltest mir alle diese Aufsätze, Schriften, Proclamationen, Komödien u. s. w., was nur Beziehung auf Mainz hat, und schicktest es mir nach Paris. Wie schlecht es sein mag, ist es für mich das Porto werth, da ich über Mainz schreiben soll. Warum soll der K. v. Pr. auf den Kurfürsten böse sein? Das möchte ich gern wissen! Ich glaube fast, man sucht einen Vorwand um pro cura et studio Mainz zu behalten und es einmal einem der jungen Herren zu geben. Da wäre die Politik des alten Kirchenfürsten vergeblich krumm und unheilbringend gewesen.

Ich bin hier gut aufgehoben; sei unbesorgt. Auch habe ich — wenn gewisse Umstände eintreten sollten — nicht die geringste Lust, mich wie Blau und *** mißhandeln zu lassen. An dem Schicksal des unglücklichen Menschen der so lange in M.g (?) saß, und jetzt, wie es heißt, als Narr, losgelassen worden ist, kann man sich spiegeln. Indeß, diese Loslassung, das Gerücht einer Uneinigkeit mit dem Kurfürsten, der Glimpf, mit dem man des guten Amadeus*) erwähnt, und verschiedene andere Dinge der Art, sollten die nicht eine gewisse Geneigtheit

*) Amadeus war Forster's Ordens-Name als R. K. gewesen. Seine Freunde hatten ihn scherzweise so genannt, und hier bedient er sich dieses Namens, um von sich selbst in dritter Person zu sprechen.

darthun, sein System zu ändern, sobald man es honetter Weise thun kann? Ich fange an, so etwas zu muthmaßen; und wenn die Volksstimme in England gegen den Krieg lauter wird, so glaube ich, England und Preußen ließen sich am ersten von der unnatürlichen Allianz losreißen. Ach Gott, wenn man aber nur klug, nur weise, nur vernünftig sein wollte! Ich fürchte sehr, man wird von unsrer Seite mehr Succeß am Ende der Campagne haben, als sich erwarten ließ, und damit ist der neue Schwindel da. Man sollte den Feind scheuchen, und dann stolz und kalt unsre Grenze hüten. So hätten wir Friede vor dem Frühling. Unsre ganze Lage ist jetzt vortheilhaft. Unsre Heere werden in wenig Wochen 200,000 Mann stärker sein als sie waren. Unsre Finanzen stehen gut, und sind durch die Consolidation der öffentlichen Schuld auf einen bessern Fuß als zuvor. Wir befreien uns von unserm auswärtigen Feinden — dann nur Ruhe und etwas republikanische Tugend zu Hause, so ist Alles auf gutem Wege. Aber! Aber!

Wenn ich Alles wohl erwäge, fühle ich, wie viel anständiger es für mich ist, den Frieden in Frankreich abzuwarten, als irgend eine andere Art der Existenz einzuschlagen; und da ich vor der Hand nichts Weiseres und nichts Besseres weiß, als meine Einrichtung so zu treffen, daß ich mit meinen Büchern um mich her wieder anfangen kann, mein Schriftstellerhandwerk fortzusetzen, und das auch Euren Beifall hat, so wünsche ich nur bald anfangen zu können. Ob Frankreich je so ruhig wird, während wir leben, daß es möglich wird, dort in Süden ein Nestchen zu finden, bleibt der Vorsehung anheimgestellt. Ich würde froh sein, wenn mir das Los fiel, es zu bereiten. — —

An Dieselbe.

Arras den 1. Sept. 1793.

Alle gute Nachrichten, die Du mir noch von unserm ehrlichen Amadeus gibst, haben mir viel Freude gemacht. In dieser Entfernung und bei der Unmöglichkeit, die Verhältnisse vorauszusehen, oder genau von den Umständen unterrichtet zu sein, kann ich dem guten Menschen kaum mit meinem Rath

an die Hand gehen, zumal da meine eigene Lage so betrübt ist, daß sie mich ziemlich unfähig macht, für Andere zu urtheilen und der trübe Flor, der Alles für mich umhüllt, gewiß auch auf meine Art zu sehen, in Absicht seiner, einigen Einfluß haben würde. Indessen was ich nach reifer, ruhiger Ueberlegung auf meinen Spaziergängen am Canal ausgebrütet habe, sollt Ihr wissen, und was davon in Euren Kram taugt, könnt Ihr dann benutzen. Ich kenne unsern Amadeus vielleicht besser, als Ihr alle, weil ich am längsten mit ihm gelebt habe. Nach meiner Meinung muß er in seinem jetzigen Winkel und bei dem Geschäft, das man ihm angewieseen hat, bleiben, bis die Umstände ihn daraus befreien, über das Knie muß jetzt nichts abgebrochen werden, wenn er auch, so viel er kann, selbst und durch seine Freunde von fern alles zu einer künftigen Wiedervereinigung mit ihnen vorzubereiten sucht. Ich weiß wol, wie ihn das schmerzen muß, da er in einer solchen Abgeschiedenheit von Allem, was ihm lieb und werth ist, den langen traurigen Winter unter Menschen, mit denen er unmöglich sympathisiren kann, wird zubringen müssen; allein er muß bedenken, daß es ihm bei allem seinen Leiden doch noch erträglicher als allen seinen Landsleuten geht, und daß doch eine Möglichkeit, Gutes zu bewirken, noch vorhanden ist, wenn das ihm angewiesene Geschäft zu Stande kommt. Die andern Unglücklichen leiden freilich nicht, was er leidet; aber darben ist auch hart, und dies ist wenigstens sein Fall noch nicht, kann es auch so leicht nicht werden. Ich kenne die Menschen nicht genau, mit denen er es zu thun hat und unter deren Anleitung er arbeiten muß. Er hält es für unmöglich, daß er unter solcher Einwirkung etwas Gutes zu Stande bringen könne, und mißbilligt ihre Grundsätze eben so sehr, wie er ihre Handlungen verabscheut; allein gerade das Fach, welches man ihm aufgetragen hat, ist das einzige, das ihn in Nichts mischt und zu keiner Theilnahme an Allem, was er nicht billigen kann, verbindet, und sollten die Umstände es fügen, daß er darin nicht mehr arbeiten könnte, so bliebe ihm ja noch frei, den Winter über zu privatisiren, bis die Zeit käme, wo er sich einen ihm und seinem Charakter angemessenern Aufenthalt suchen könnte. Er müßte dann nach der Hauptstadt gehen und dort sehen sich mit Schriftstellerei zu ernähren, falls ihm sein Gehalt entzogen würde oder durch die Umstände aufhörte. Dort hat er doch einen und den andern

Freund, der ihm wenigstens für den Winter Arbeit verschaffen könnte, und wie leicht ist nicht so viel erarbeitet, als zur Nothdurft Eines Menschen gehört, der entbehren gelernt hat. Es ist nicht Fassung und Entschiedenheit, die unserm A. mangelt, ich bin überzeugt, daß Niemand trotziger auf seinem Wege fortwandelte, als er, wenn er nur nicht eine Ueberzeugung überkommen hätte, daß es der rechte nicht sei. Es ist die Scheu, zu etwas Bösem die Hände zu bieten, nur als Werkzeug der Leidenschaft Anderer zu dienen, und den Zweck, den er überall heilig hielt, verfehlen, oder ihm gar entgegenarbeiten zu müssen, die ihm einen Anschein von Wankelmuth gibt. Gewiß, Ihr thätet ihm Unrecht, wenn Ihr das anders glaubtet. Ehrgeiz war es nie, was ihn in diese Laufbahn warf, ob ich gleich gestehe, daß es denen, die ihn nicht genauer kannten und von den Umständen nicht unterrichtet waren, so scheinen konnte. Er wollte Gutes wirken und hat es gewirkt; daß es am Ende einen andern Ausgang nahm, war nicht seine Schuld und auch nicht wahrscheinlich. Eben deswegen kann ich auch sehr gut in seine Seele sagen, daß es die Ueberzeugung, jetzt nichts Gutes mehr auf diesem Wege, nach seiner Art zu denken und zu empfinden, wirken zu können, daß es, sage ich, diese Ueberzeugung ist, die ihn jetzt so ungeduldig macht. Er wird sich aber wol durch meine Argumente beruhigen lassen, wenn Ihr sie ihm ans Herz legt. Ich kann mir freilich vorstellen, daß er Alles leichter ertrüge, wenn er seine Sachen um sich und zur Hand hätte, allein ich kann ihm nicht helfen, sein wahrer Vortheil ist, daß er sie vorerst nicht bekommt. In den entlegenen Ort seines Aufenthalts sie ihm nachzuschicken, oder auch nur nach der Hauptstadt, wäre kostspielig über die Maßen und wahrscheinlich ganz unnütz, da er sie nicht würde benutzen können. Ich rathe daher, daß Ihr ihm schreibt, man werde Alles bis zum Frühjahr auf das sorgfältigste aufheben, alsdann werde man wissen, wie sein Schicksal sich endlich aufgehellt habe! Allein Eure Sache, meine Lieben, ist es, da Ihr schon so viel für ihn thut, auch zu sorgen, daß der letzte Betrug nicht ärger als der erste sei, und daß also die Sachen wirklich in sichern Händen, gut und vor allem Schaden verwahrt sein werden. Ich rathe sehr, um des guten A. willen, daß Ihr Euch die Mühe und die mancherlei Briefe, die das kosten dürfte, nicht wollet verdrießen lassen. Sucht ihm die Pille durch die Versicherung,

daß diese Vorkehrungen getroffen sind, genießbar zu machen. Wenn man so ein Ziel des Leidens vor sich sieht, kann man schon eher ausharren. O, wie würd' ich mich nicht für ihn freuen, wenn ich erst weiß, daß er Alles glücklich überstanden hat und nun in den Armen der Seinigen ist. Du weißt, mein eignes Wohl war mir nicht angelegener, als das seinige. — Jetzt auch ein paar Worte von mir selbst. Ich halte mich noch immer ritterlich gegen die üble Laune und die Einsamkeit. Ob ich mich gegen schlechtes Wetter auch so gut halten werde, welches jetzt nicht lange mehr ausbleiben kann, muß die Zeit ausweisen. Es könnte leicht sein, daß ich nach Lille meinen Aufenthalt verlegen müßte. Das Unglück wäre nicht groß, denn die Stadt ist größer, volkreicher, geschäftiger, lebendiger und die Briefe aus Paris erhalte ich dort so früh als hier. Ich glaube nicht, daß wir von den Feinden diesen Feldzug noch viel zu fürchten haben. Der blonde Herzog von York hat Dünkirchen aufgefordert, aber nicht bekommen. Er wird wol mit der langen Nase abziehen müssen. Die Jahreszeit wird den Operationen schon ungünstiger. Die Anstalten zur neuen Recrutirung sind gut, wie Du aus Barrère's vortrefflichem Bericht im Moniteur vom vorigen Sonntag gelesen haben wirst. Wenn sie statt 4 nur 200,000 Mann geben sollte, ists mehr als hinreichend, die Feinde zu verjagen. Die Rebellen sind in der Vendee vernichtet. Wenn die Feinde noch die alten an Disciplin und Ordnung wären, und wenn sie nicht ungern gegen uns föchten, würden sie nicht so leicht zu schlagen sein. Unsere Armeen sind alle ungleich muthiger, als die der Feinde, unsere Cavalerie schlägt sich mit noch einmal so starken Haufen und mit Vortheil. Für Str. fürchte ich nichts, es sind dort wachsame Mitglieder des N. C. als Commissarien, denen würden die Anschläge nicht entgehen, die Du ahnest. Und überhaupt sind es nicht die Vortheile, die sich die erfechten könnten, die mir Besorgniß einflößen. Wird die neue Verfassung endlich zur Ausübung gebracht und bleibt sie nicht ewig hinter dem Revolutionsschirm, so ist Alles geborgen, so ist immer Ruhe und Einigkeit möglich. Jede Zeile, die Du mir von meinen geliebten Kindern schreibst, ist mir Balsam. Ich sehe sie um Dich her, und denke daß es möglich ist, sie einst auch wieder um mich zu haben. Aehnlichkeit des Temperaments und der Anlage, wie Du sagst, ist freilich noch nicht Alles. Die Kin-

der können und sollen nicht werden was die Eltern waren. Jeder Mensch hat seine Eigenthümlichkeit. Indessen glaube ich doch, daß die Kinder glücklichere Menschen werden, die als Kinder so glücklich waren. Das Glück der Kinder ist das, wenn sie so wenig als möglich im Genuß ihrer Freude gestört werden. Wie leicht entwickeln sich da in ihnen alle gute Neigungen, wie öffnen sie sich jedem menschlichen sanften Gefühl. Harte und falsche Behandlung wirkt gerade das Gegentheil, sie verschließt. Die Begriffe, glaube ich, welche man blos erlernt, sind es nicht, die am wesentlichsten wirken auf den Charakter, sondern die man sich aneignet, weil die unmittelbare Beziehung auf unser Behagen sie uns wichtig machte. Richtige Begriffe können folglich auch die Einbildungskraft beschäftigen, deren Schöpfungen dadurch nur harmonischer werden. Aber nicht jede Phantasie ist rege und schöpferisch in gleichem Grade. Das allein weist dem Erzieher schon das verschiedene Betragen gegen beide an.

An Dieselbe.

Arras den 6. Sept. 1793.

Ich habe gestern Deine drei Briefe bekommen und freue mich, daß die meinigen richtig, wenn gleich etwas spät, eingetroffen sind. Was mich anbetrifft, so glaube ich, ich werde endlich alles Entbehrens gewohnt, denn wie Deine Briefe anfingen auszubleiben, sagte ich mir, und nahm ordentlich Abrede froh zu bleiben, und wenn auch nur alle acht oder zehn Tage einer käme. So ist es mir denn auch mit der etwas längern Frist diesmal gegangen. Ich werde noch ein Spiegel aller stoischen Tugenden, und wenn ich dann noch ein paar Mal für X. oder sonst Jemand durchs Feuer gehe, dann wird mir auch selbst Dein guter Vater die Ehre anthun, mich großmüthig zu nennen. Sieh, m. Fr., es thut mir auch keinen Augenblick weh, daß X. sich für mich verwendet haben soll und sich jetzt damit rühmt. Ich hatte gerade das erwartet und habe mich also nicht betrogen. Eben so wenig ficht mich Alles an, was in Mainz geschieht. — Uebrigens mag es um die Mäßigung

in Revolutionssachen und Zeiten etwas Unvollkommenes und Schwaches sein, aber ich möchte doch auch die Entschiedenheit nicht, die durch Dick und Dünn mit ausgemachten Teufeln jagt. Die Leute in Strasburg (die ehemaligen Feuillants) sind übrigens entschieden genug, denn die Mäßigung, die ihnen ihre Gegner vorwarfen, macht es nicht aus. Sie hingen nur zu fest an ihrer Partei und die sank, weil sie nicht ganz von Leidenschaften aufgefressen war, obschon sie auch ein gutes Theil Ehrgeiz und Herrschsucht hatten. Deine Ansichten von Mainz sind zu bewegt. O wie ganz anders sieht das Alles in der Nähe aus! Meinst Du, man könnte das so aburtheilen, wo mehr Unrecht sei, vor den Thoren oder innerhalb? Mit zwei Worten ist der Fall dieser: ein paar Dutzend Köpfe draußen wollen die Köpfe von etlichen Dutzend Leuten drinnen; den Uebrigen draußen und drinnen ist es einerlei, wer seinen Kopf behält, oder nicht, aber die Wenigen auf beiden Seiten sind nun einmal die Führer. Ists nicht natürlich, daß man seinen Kopf lieber auf der Schanze wagt, als auf dem Schaffot? Nimm nun noch dazu, daß die Unglücklichen sich wol unschuldig glauben und in ihren Gegnern nur blutgierige Henker sehen — denn Ehrgeiz und Herrschsucht pflegen sich die Menschen sehr selten zur Sünde zu rechnen. Ja, wenn es möglich wäre durch Vernichtung des Handels und Zerstückelung des Eigenthums das Glück des Volks zu sichern, dann möchte man noch heute alle Waarengewölbe aufbrechen und alle Landgüter in Bauernhöfe von 20 Morgen vertheilen; aber wo es nur darauf ankommt, die Habe ves jetzigen Eigenthümers in die Hände des Raubgierigen, der darauf lauert, zu übertragen, wo der Besitzer schwarz gemalt wird, bis man ihn als Teufel in die Hölle stürzt, und dann gemächlich seinen Platz und seine Güter durch Mittel, die jetzt einem jeden Verworfenen zu Gebote stehen, einnimmt, wo Millionen durch Stockung des Handels, der Gewerbe und des Luxus außer Nahrung gesetzt würden, Millionen, die, wenn man auch jedem Einzelnen eine Hütte und 20 Morgen Landes geben wollte, sich entweder als ehrliche Leute, im Gefühl ihrer Untüchtigkeit zum Ackerbau, bedanken, oder als Müßiggänger, Taugenichtse und Spitzbuben heute ihr Gut antreten, morgen es verkaufen und übermorgen den Käufer als Accapareur todtschlagen helfen würden — da sehen die Augen des Menschenfreundes nur eine Scene des unermeßlichen

Elends und das Grab einer Freiheit, die auf Europa so vielversprechend herabzulächeln geschienen hatte. Du hast oft in meinen Briefen bessere Hoffnungen gelesen, allein sie waren nie auf Menschen gegründet, am wenigsten auf solche Menschen. Die Maxime: laßt uns Böses thun, auf daß Gutes daraus folge, ist abscheulich! aber wenn das Böse nun geschehen ist, liegt das Gute glücklicher Weise einmal in den Fügungen des Schicksals, sonst müßte das Menschengeschlecht schon lange vertilgt worden sein. Diese Hoffnung habe ich noch.

Warum wird Dir gutem Geschöpf so schwer zu glauben, daß sich die Mainzer Klubisten schändlich aufgeführt haben? Woher sollten rohe Knaben, denn das waren die meisten, Studenten und Leute ohne Erziehung und Grundsätze auf einmal tugendhaft geworden sein? Bis zur Belagerung hielt die Municipalität und Administration sie in Ordnung, aber während der Belagerung mags bunt über Eck gegangen sein. Um die zweideutig, vielleicht mehr feindlich als gut gegen die Franken gesinnten Bürger im Zaume zu halten, wird man den Klubisten mehr Gewalt eingeräumt haben. Wenn sie nur als ein Corps Sbirren und Häscher in der Stadt haben herumflankiren dürfen, mag es schon schlimm genug ausgesehen haben. Die Soldaten hingegen hatten ihr angewiesenes Geschäft und waren unter guter Aufsicht.

Der Mensch, das sehe ich wohl ein, der sich einmal über das Menschengeschlecht hinweggesetzt hat, kann sich nicht wieder hineinmischen, er müßte denn seine eigne Natur verleugnen und eine andere annehmen; er müßte aufhören bloßer Vernunft und geläuterter Empfindung zu folgen, um wieder dem Antrieb der Leidenschaften zu gehorchen. Er müßte seinen großen, allgemeinen, kosmopolitischen Grundsatz aufgeben, um das Interesse einer kleinen Anzahl Menschen das seinige werden zu lassen. Um Gutes stiften zu können, muß man das Alles, und noch mehr: man muß auch das Schlimme geschehen lassen, was die Partei oft will und vollbringt; zuweilen sogar kann man nicht umhin das Werkzeug bei diesem Vollbringen zu sein. Aber wer entscheidet hier, wie weit man gehen dürfe? wer freilich schon halb durch den Fluß ist, der schwimmt vollends hinüber; wer aber unweit vom Lande noch gewahr würde, daß er zu tief und gefährlich sei, wer nun inne würde, ehe er das Böse that, daß er das Gute nur zufällig, das Böse aber in der Regel immer

zu thun haben würde, darf der noch stehen und rechnen, ob jenes Zufällige dieses Gewisse überwiegt? Der Fremdling, der Unbekannte, der ehrliche Mann, der kann keinen Wirkungskreis bekommen, wo Selbstsucht und Leidenschaft Alles vermögen. Der Jüngling mag jetzt die Laufbahn betreten, von unten auf, in subalternem Verhältniß dienen, wo er blos thut, was ihm anbefohlen wird, wo er die Moralität des großen Zusammenhangs nicht kennen, nicht prüfen kann. Der vierzigjährige Mann, dessen geprüftes Auge klar sieht, wohin Alles abzweckt, kann sich die Täuschung des Gehorsams nicht machen, um sich seines Theils der Schuld zu entladen. Er ist auch in einer untergeordneten Lage nicht an seinem Platz. Bedenke das, und ich kann mir die Gegengründe nicht denken, die man dagegen einwenden kann. Ich möchte sie in all' ihrer Stärke hören. Du kannst gar nicht glauben, wie bequem es ist in dieser Entfernung zu streiten und zu erörtern. Ich meine sogar, daß es sich in Arras besonders gut über politische Gegenstände kannegießern läßt. Ich thue es zuweilen mit meinem eigensinnigen Stubengefährten, dessen Erfahrungskenntnisse und Axiome in seinem Kopfe eine Art von System gebildet haben, außerhalb dessen es platterdings unmöglich ist, ihn nur einen Augenblick in einen andern Gesichtspunkt zu versetzen. Er hat aber immer recht, weil man ihn entweder anhören oder gar nicht mit ihm sprechen muß. Tage hat er, wo er kein Wort spricht, und andere, wo er den ganzen Tag dissertirt. — Doch was erzähl' ich Dir von Dingen, die mich einen Augenblick unterhalten oder verdrießen, und dann wieder vergessen werden? Wenn ich nicht hoffte, daß aus dieser Lage Erlösung wäre, dann möchte es was anders sein. Aber ich hoffe und harre. Von meinem Durchfall habe ich mich mit Thee geheilt. Es war der erste, den ich mir seit Mainz selbst machte und den ich in Arras trank. Selbst in Paris erhielt ich nur selten eine Tasse — es war mir bei der ersten Tasse schon besser.

Wir sind einem entscheidenden Augenblick nahe. Ich fürchte sehr, Toulon sei verloren, Dünkirchen ist belagert und es wimmelt von Unzufriednen und Aufrührern im Innern. Nirgend ist Stärke, Vereinigung, Zutrauen und guter Wille. Aber es ist ein Schicksal, das über uns wacht. Gott erhalte Euch froh und gesund. Von Amadeus will ich, wenns möglich ist, nächstens schreiben.

An Dieselbe.

Arras den 10. Sept. 1793.

Dein Brief vom 1., liebe Frau, ist mir vorgestern geworden. Wir verstehen uns und verstehen uns nicht. Ich könnte vielleicht zugeben, daß Alles, was ist, sein müsse, ohne deshalb einzuräumen, daß ich mit meinem Kopf und Herzen damit etwas zu thun haben könne; denn das Schicksal mag es bei sich selbst verantworten, was es für Wege einschlägt, um zu seinem Zweck mit dem Menschengeschlecht zu gelangen; aber wir andern Sterblichen haben einmal keinen andern Maßstab unserer Handlungen als die Gerechtigkeit der Vernunft und die Schonung des Gefühls. Kant's schöne Erklärung, daß der Anfang jeder Emancipation schlecht und mangelhaft ausfallen könne, dem Werth der Sache unbeschadet, mag allerdings Alles entschuldigen, was Unzweckmäßiges oder Zweckmäßiges geschieht, sogar das gänzliche Mißlingen, durch falsche Maßregeln und zügellose Leidenschaft. Allein das macht die Wirklichkeit nicht tröstlicher. Eher mag der Zuschauer sich beruhigen, als der Mitwirker. Ich lasse indessen Alles auf sich beruhen und bitte nur um Eins: nur darum, daß Huber wohl bedenke, daß er keinen Beruf hat, sich selbst und was ihm theuer ist zu opfern, um sich in diesen Schlund wie ein Curtius zu stürzen. Die Theorie ist haltbar, aber die Ausführung leidet keine Vertheidigung, oder doch kaum eine; und hierüber muß er mit sich selbst aufs Reine kommen, sonst schadet er sich ohne Noth. Wer kein Vaterland hat, das heißt, wer nicht freier Bürger eines freien Staats ist, der hat keine höhere Pflicht, als die Sorge für seinen kleinen Kreis, den das Schicksal um ihn zog. Ich freue mich unendlich, daß seine Juliane endlich fertig ist und möchte sie schon gelesen haben. Ich wünschte um jeden Strich seiner Arbeit zu wissen. Wie viel Stücke vom Journal sind heraus und wie oft erscheint eins? — Ich wünschte so von Allem unterrichtet zu sein, als lebte ich mitten unter Euch. Daß Du die Mainzer Deportirten beschenkt hast, wußte ich noch nicht. Liebe Seele! Von Deiner Armuth! Die saubere Anekdote von H—'s Arretirung noch mit allerlei Zusätzen und lieblosen Anmerkungen schrieb mir N. und seitdem hab' ich ihm

auf vier Briefe nicht geantwortet. Ich mag nichts mehr mit diesem Menschen zu thun haben, der Alles glaubt und so feig ist, daß er schon wieder aus Furcht vor einem östreichischen Galgen in Paris sitzt und alle Deputirte des Nationalconvents mit Ueberlaufen ungeduldig macht.

Meine Gesundheit hält sich leidlich. Der kleine Anfall vor einigen Tagen hat keine Spur hinterlassen. Gestern ging ich weit spazieren. Es war liebliches Wetter; unter hohen Weißpappeln, zwischen den fetten Wiesen am Canal für mich allein ging ich und sann und maß in meinem Kopf den Punkt und die Unendlichkeit. Ich saß auf einem grobbehauenen Klotz und war in Gedanken bei Euch. Die beiden Kinder hüpften im Grase herum und mir wurde so innerlich glühend, daß ich nur Dank fühlen konnte für das Gefühl und die Ahnung. In jeder anderen Rücksicht ist meine Lage unverändert und langweilig genug, wenn ich nicht Bücher um mich hätte. Arthur Young's Reise durch Frankreich hat mich sehr unterhalten und mit Ideen bereichert. Favier's Politique de tous les Cabinets de l'Europe unter Ludwig XV. und XVI. ist ebenfalls sehr lehrreich, und das Nouveau Siècle de Louis XIV., aus Gedichten zusammengesetzt, die auf die Begebenheiten und Personen anspielen und aus jenen Zeiten sind, hat auch seinen Werth. Daneben lese ich im Tacitus, im Quintilian, im Strada, im Ariost, im Mably, Phocion, in der Geschichte der Flibustier, in Mirabeau's Correspondance secrète de Berlin: das sind lauter Büchelchen, die ich mir aus Paris zur Reise mitgenommen, oder auf der Reise angeschafft habe. Zuweilen nehme ich auch ein Bändchen von Destouches in die Hände, der mir aber doch fast zu fade und zu einförmig ist, oder ich lese in Milton's kleinen Gedichten, oder in Arthur Lee's bombastischen Trauerspielen. Das sind meines Collegen literarische Vorräthe. Ich habe wirklich auch des ganz elenden Abbé Vertot Révolutions Romaines in drei Bänden durchgelesen. — Neuigkeiten mag ich Dir nicht schreiben. Im Innern geht Alles gut; Alles beugt sich unter das Ansehen der Republik, alle Rebellen sind besiegt; denn Lyon wird sich nächstens ergeben müssen und dann bleibt nur das einzige Toulon, welches sich schändlicherweise den Engländern in die Arme geworfen hat. Ich will nicht gerne Hoffnungen zu frühzeitig erregen, die freilich noch vereitelt werden können; allein ich seh'

eine Möglichkeit, daß diese Fanfaronade dem Lord Hood theuer zu stehen kommen könne. In unserer Ecke haben wir auch noch einen guten Tag zu hoffen. Die Eroberer von Dünkirchen, die es nicht erobert haben, stehen ein paar Schuh tief im Wasser. Für des langen Marschalls Beine ist das Nichts, aber es mag doch im Ganzen nicht allzu comfortable sein. Unsere Armee ist in Ypern, in Menin und Kassel. Der blonde Herzog könnte sich leicht ins Netz verlaufen haben, wenn es uns gelingt, ihm das Futter abzuschneiden. In acht Tagen muß Manches sich entscheiden. Wie wollt ich mich freuen, wenn ich der Erste sein könnte, Euch gute Nachricht zu geben! Den Stolz des Britten zu demüthigen, das wäre der schönste Sieg von allen. Ach, und wir haben endlich auch unsere glücklichen Tage verdient! Lange genug harrten wir und harrten und hatten ganz Europa wider uns.

An Dieselbe.

Arras den 12. Sept. 1793.

Dein Brief vom 5. ist heut Ursach, daß ich schon wieder schreibe. Ich habe aber zugleich die gute Nachricht melden wollen, daß Alles eingetroffen ist, was mein voriger Brief als wahrscheinlich erwarten ließ. Der Herzog von York, der sich vor Dünkirchen von der französischen Armee hat einengen lassen, soll große Anerbietungen gethan haben, wenn wir seine Armee gehen ließen, Einige sagen 15 Millionen Livres. Allein in der Nacht vom 9. brach das ganze Lager auf und flüchtete längs der Küste nach Ostende und Brügge. Die Unsrigen waren nicht faul hinterdrein. Wir haben 600 Mann Cavalerie, 700 Infanterie, 700 Hannoveraner und daneben die ganze Artillerie und Munition, die Bagage und die Kriegskasse der Engländer, und 4000 Mann sind noch so umsetzt, daß sie sicherlich sich ergeben müssen. So viel wissen wir für jetzt. Die Fahnen, die erobert worden sind, gingen gestern Nacht hier durch nach Paris, mit der Nachricht von dem Siege. Der blonde Herzog in Person ist mit genauer Noth entwischt. Un-

sere Armee wächst täglich durch die neuen Recruten, die, Du kannst denken, wie? vom Siege über den Erbfeind elektrisirt worden sind, und Alles läßt uns hoffen, daß wir vor dem Winter den Feind aus unsern Grenzen überall werden vertrieben haben. Nur der Grad von Sittenverderbniß, der alle Grundsätze vernichtet, kann den Parteigeist in einem Lande so weit treiben, daß er sich gegen seine eigenen Landsleute mit ihren unversöhnlichsten Feinden verschwört. Unbegreiflich ists, wie so viele Franzosen nicht schon seit einem Jahre inne geworden sind, daß die verbündeten Mächte nichts Anderes als die Theilung und Schwächung Frankreichs zur Absicht hatten, indem sie vorgaben, mit der neuen Verfassung unzufrieden zu sein und die alte wiederherstellen zu wollen. In Flandern erobert Oestreich für sich, England wollte Dünkirchen für sich und hat jetzt Toulon, wo es, wenn es auch gleich wieder vertrieben werden sollte, doch den großen Punkt gewinnt, unsere beste Flotte wegzunehmen und unsere schönsten Schiffswerfte, unsere ansehnlichsten Seevorräthe und Arsenale zu vernichten! Unersetzlicher Verlust für Frankreich als eine Seemacht, und ein Schlag, der ihm auf ein Jahrhundert seine Wichtigkeit auf dem Meere raubt! Dies thun die Engländer, indem sie sich als Freunde des Königs von Frankreich ausgeben und ihn dort proclamiren lassen, sie entwaffnen ihn im voraus, daß er ihnen nie gefährlich sein könne! Und doch können Menschen noch so blind sein nicht zu sehen, daß ihnen jede Verfassung gleichgültig ist, die wir uns geben können, wenn sie nur Frankreich schwächen und um sein Gewicht in Europa bringen! Dies ist der Gesichtspunkt, wo jede Partei im Staate, die ehrgeizig genug ist, um ihrem Interesse das seinige zu opfern, als Verrätherin erscheint. So viel zum Beweise der Unparteilichkeit!

Du wünschest Aussichten auf baldigen Frieden! Auch ich wünsche nichts sehnlicher — und fürchte doch, daß nichts entfernter ist. Ueberall fehlt die Grundlage zum Frieden. Es ist indessen nicht schlechterdings unmöglich, daß diesen Winter etwas Aehnliches zu Stande kommt; aber unmöglich kann es Stich halten, weil es an dem Bindungsmittel der Tractaten, dem beiderseitigen Interesse immer fehlen muß. Frage einmal einen Sachverständigen, ob wir nach dem Buchstaben unserer Verfassung Sicherheit für die Dauer eines Friedens geben können? Hier ist etwas, das noch alle Unterhandlungen sehr er=

schweren wird. Sodann — und dies ist das Wichtigste! — die Verfassung selbst isi noch nicht im Gange und es kostet wahrscheinlich noch einen Kampf, ehe sie in Gang kommen kann. Herrschen ist so lockend, daß alle Mittel zur Beibehaltung der Herrschaft gut scheinen, und die Fortdauer des Keiegs ist ein Mittel zur Fortdauer der Macht in den Händen, wo sie jetzt ruht. Die Zukunft ist undurchdringlich. Wir müssen geduldig abwarten, was geschieht, denn das Schicksal hat seine eigentlichsten Werkzeuge in Bewegung gesetzt, incalculable leidenschaftliche Menschen.

Wegen Amadeus bin ich ganz mit Dir einverstanden. Er muß vor der Hand bleiben, wo er ist. Ich setze nur eine Bedingung hinzu: vorausgesetzt, daß er es aushalten kann. Er leidet sehr, und Ihr seid schwerlich mit aller Eurer Theilnahme und Vergegenwärtigungskunst im Stande, Euch an seinen Platz zu denken. Es gibt Dinge und Menschen, für welche er einmal nicht gewachsen ist. Daß er auch mit wunderlichen Leuten hat auskommen können, beweist nur, wie gerne er Ruhe hat und wie wenig er Andern im Wege liegt. Allein es kommen Fälle, wo das nichts hilft. Ihr bedenkt nicht, daß er mit den Leuten, wo er lebt, so wenig als mit Menschen aus einem andern Welttheil gemein hat. Man versteht sich nicht, wenn man einen andern Ideengang und andere Stimmung des Gefühls hat. Das ist jetzt ganz eigentlich sein Fall, und er ist zu alt, um sich zu ändern. Ueberdies sind die Menschen an seinem Orte jetzt so gespannt, daß er ihnen als Fremder schon verdächtig sein muß. Ich weiß von guter Hand, daß diese Eigenschaft ohne alle Ausnahmen jetzt einen Menschen in einen übeln Geruch bringt. Du kannst Dir also vorstellen, daß es dem guten Menschen eine Erlösung dünken würde, wenn er je eher je lieber erführe, daß ihm ein anderer Winkel offen steht. Eher ist für seinen Kopf und für die Wiederkehr seiner Ruhe nichts zu hoffen. In ewiger Anspannung, um nur sich zu erhalten und kein Verhältniß zu verletzen, — was doch nicht immer möglich ist — behält sein Geist nicht Unbefangenheit genug zu irgend einer Beschäftigung, die freies Schaffen erfordert. Gewiß, seine Lage verdient Mitleid. — Ich bin in diesen Tagen krank. Ich weiß nicht, ists die Diät hier, die mir nicht bekommt, sind es kleine Verdrießlichkeiten, die bei einer so fatalen Lage unvermeidlich sind, oder was sonst. Aber

ich habe arge Kopfschmerzen und wünschte lieber nach Paris. Geduld auch für diese Leiden! — Was meine Finanzen betrifft, so habe ich zwar keinen Ueberschuß, aber auch nicht Mangel, und Kleider, so viel ich brauche, werde ich mir anschaffen können, also sorge nicht, meine Gute, Liebe. Ich danke Dir für die gute Nachricht von unsern Lieben. Seid gesund und froh, es ist das Einzige, was mir den Kopf oben erhält.

An Dieselbe.

Arras den 18. Sept. 1793.

Deinen lieben Brief und den von Brand habe ich. Dieser hat wol recht, aber damals war es aus Verzweiflung irgend etwas thun zu können, die den weitaussehendsten Projecten eine Farbe der Ausführbarkeit verlieh. Wir werden hoffentlich das Alles nicht bedürfen, wenn Huber's Idee mit Altona gelingt. Dort ist Ruhe und Preßfreiheit — mehr verlange ich ja nicht. — Was die Materialien betrifft, oder was sonst gerettet sein mag, so hebe Alles auf, bis ich darüber verfüge; allein daß Eure Nachrichten von diesen Dingen immer so unvollkommen und also beunruhigend sind! B. schrieb mir gleich nach seiner Ankunft in Strasburg, daß er alle meine schriftlichen Sachen in Fässer gepackt und einem sichern Kaufmann anvertraut habe, der sie nach Frankfurt an Wenner senden sollte *). Seitdem höre ich aller Nachforschung unerachtet nichts mehr von B. Du schreibst nun: Wenner habe die Materialien zu den Ansichten und den Dalrymple. Das sind ja bei weitem nicht alle meine Manuscripte! Es wäre auch so viel an meiner Correspondenz gelegen. Wurden denn die Fässer ausgepackt? Mein Gott, wie mag es da hergegangen sein! Gefreut habe ich mich noch nicht — dazu muß es noch viel besser kommen.

Ich bin noch immer auf dem alten Fleck, und unser Ge=

*) Ist dasselbe Jahr gestorben.

schäft nimmt keinen Anfang. Fast denk' ich auch, es wird gar nichts daraus und wir müssen wieder zurück nach Paris. Wer wäre froher als ich! denn hier wirds nachgerade immer langweiliger und trauriger. Aber ich kann nicht daran denken meine Zurückberufung selbst zu fordern, weil ich gern dienen möchte, so lange ich kann. Mit meiner Gesundheit wackelts seit Anfang des Monats immer etwas. Mein Magen leidet und ich weiß ihm mit nichts zu helfen. In Paris bekam mir das Essen besser; es war auch besser zubereitet. Dazu wird das Wetter fatal regnerisch.

Der Verlust der Engländer an Kriegs= und Belagerungsbedürfnissen ist groß, Mannschaft haben sie wenig eingebüßt, die Gefangenen sind lauter Hannoveraner. Die Engländer waren so klug und liefen zuerst davon. Jetzt heißt es, sie schifften sich zu Ostende ein — das wäre so schlimm nicht! — Houchard hat Alles mit 25,000 Mann gemacht, was man damit machen kann. Mehr hatte er nicht. Die andern Corps und Garnisonen machen ungefähr eben so viel. Also waren die Franzosen wieder brav. In Brabant sind wir nicht vorgerückt, Menin ist wieder verlassen, weil die östreichische Armee stark anrückte. Die Garnison von Cambrai unter dem Commandanten Declaye, der ein belgischer Refugié ist, hat sich bei einem Ausfall beinahe in Stücken hauen lassen. Der Mensch ist nicht fähig, 20 Mann zu commandiren; und vielleicht ein Verräther obendrein. Aber endlich werden diese alle werden. Es kommen in wenigen Tagen 40,000 Recruten zur Armee, wir sind ihrer gewiß, und dann möchte der Feind nicht mehr lange im Lande verharren. Die übrigen republikanischen Heere schwellen verhältnißmäßig an; die Aristokraten in Strasburg sind auch entlarvt und pfeifen auf dem letzten Loche, kurz, das Ende des Feldzugs kann sehr genugthuend werden, und dann werden doch die Feinde zum Frieden geneigt sein! Allein es hat hart gehalten alle die Machinationen im Innern zu vereiteln. Es wird vieler Menschen Leben kosten — freilich haben sie es sich selbst zuzuschreiben; für den Krebs ist nur das Messer — aber Gott sei Dank, daß ich nicht der Wundarzt bin — ich könnte es nicht so führen, so sehr ich die Nothwendigkeit einsehe. Katharinens Abtreten vom Schauplatze könnte den Dingen eine andere Wendung geben. Sie sitzt in ihrem nördlichen Winkel und bläst die Unglücksflamme über Europa zu=

sammen. Sie und Pitt möchten Frankreich zu Grunde richten. Allein sie arbeiten umsonst! Was wird man gegen uns ausrichten, wenn wir erst Alle gleich reich, oder gleich arm sind? und wir gehen mit schnellen Schritten darauf los. Ist man toll in der Schweiz, mit solchen Menschen wie wir brechen zu wollen? Du lobst Bern? ich traue ihm nicht ..... man will nur den Augenblick abwarten, um uns desto tiefer zu verwunden; aber wenn wir mit den Andern fertig sind, wirds zu spät sein, also werden die Herren wol zu Hause bleiben bis aufs Frühjahr, wofern der Krieg alsdann noch fortgesetzt werden sollte. Wozu brauchen die Berner 12,000 Mann auf den Beinen? Ich traue ihnen nicht. — Meine Arbeit über Mainz fängt doch an wie Etwas auszusehen. Es werden höchstens sechszehn Briefe werden, dann folgt ein Anhang über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit, wozu schon etwas vorgearbeitet ist, und ein zweiter über die gegenwärtige politische Lage von Europa, besonders von England. Ich bin fast überzeugt, daß Voß mein Manuscript ohne alle Schwierigkeit wird in Berlin drucken können, so wenig soll der Ton beleidigen, und aus mehren Ursachen wäre es doch zu wünschen, daß es dort erschiene. — Ich bin, wie Du siehst, auf gutem Wege, und wehre mich tapfer gegen allen Unmuth.

An Dieselbe.

Arras den 25. Sept. 1793.

Dein lieber kleiner Brief vom 17., meine Gute, möchte mich beinah besorgen lassen, daß wir Rollen tauschen und ich bald den Tröster werde machen müssen. Ich bitte Dich, laß Dich nicht in der Gewalt Deiner Einbildungskraft und sei nicht so muthlos ergeben. Wenn es die Ereignisse dieser Zeit mit sich bringen, daß man eigentlich nur von einer Stunde zur andern leben muß, um des Lebens froh zu werden, so liegt es auch wieder in eben dieser unentwickelbaren Verwirrung, die uns in die Zukunft wie in ein dunkles Gewittergewölk blikken läßt, daß, sobald Sturm, Blitz und Donner sich entladen haben, Alles eine so ganz unerwartet frische neue Gestalt

annehmen muß, wobei es sich ganz behaglich wird leben lassen. Ich weiß nicht, warum wir alle Drei nicht hoffen sollten, diese tolle Zeit zu überleben. Den Verlust, die verfehlten Projecte aller Art müssen wir uns nicht anfechten lassen, wenn wir uns nur retten. Dies Einzige nur, so ist noch nichts verloren. Das Schicksal, welches ganz Europa bevorsteht, läßt sich jetzt schlechterdings nicht voraussagen, weil es nicht mehr von Vernunft und Eigennutz, sondern von toller, regelloser Willkür und rasender Leidenschaft abhängt. Ich stelle mir vor, daß man außerhalb Fr. so wüthend ist, als man uns draußen schildert; man will Alles aufs Spiel setzen, und in dieser Verzweiflung möchte ich um so eher den Umsturz aller Verfassungen voraussehen, weil ich nirgends überwiegende Größe des Geistes, der Talente und der Erfahrung erblicke. Wer kann z. B. die Berathschlagungen der vereinigten Mächte mit Weisheit, Neuheit, Erfindungskraft und allen Ressourcen des Genies stempeln, die jetzt unentbehrlich sind, um etwas Zusammenhängendes hervorzubringen, das dem gewaltigen Schwunge, der schon Alles mit sich fortreißt, nicht nur das Gegengewicht halten, sondern sogar eine neue Bewegung entgegensetzen kann? Wo ist der Feldherr, der diese Ueberlegenheit hätte? Alle die mittelmäßigen und kleinen Köpfe, die jetzt wirken, sind im Strudel und lenken ihn nicht; kaum ist hier und dort einer, der dies selbst fühlt und sich nur hütet, daß er von jeder Welle seinen Vortheil zieht. Diesseits ist es nicht anders. Aber je gewisser es ist, daß die Menschen, die jetzt obenan figuriren, nur mitschwimmen und mit sich geschehen lassen, was ihre Leidenschaft aus ihnen macht, diese aber immer von den Ereignissen en masse abhängt, desto unwiderlegbarer ist die Ueberzeugung in mir, daß gerade diese Periode eine von denen ist, welche am deutlichsten die Abhängigkeit der allgemeinen Schicksale des Menschengeschlechts von einer höhern Ordnung der Dinge beweisen. Ist diese Ordnung das Ungefähr? Oder ist sie raisonnirt? Diese Frage entscheidet Alles. Das Erstere scheint mir unmöglich und widersinnig, sobald ich mir bei Ungefähr bloßen, regellosen, unberechneten Zufall denke; das Andere ist nur im Gebrauch des Worts albern, denn im Grunde ist unsere Vernunft nur eine unendlich kleine Modification, die ich mir als der Intelligenz des Alls untergeordnet in dem Verhältniß denke, wie ich mir selbst gegen das All erscheine. Wer

wir sind, was wir sind, wissen wir nicht; aber so sind wir und dieses so bestimmt, wie wir zu leben haben, zu leiden, uns zu freuen, unsere Vernunft anzuwenden, unsern Geist zu bereichern, unser Gefühl zu veredeln. Eine andere Verbindlichkeit als diese, die wir gegen uns selbst haben, unserer selbst werth zu sein, gibt es nicht; dies ist die einzige Grundlage aller wahren Moralität des Menschen. Tausend und noch tausend Dinge, welche die Menschen für erlaubt halten, weil sie sich Regeln abstrahirt haben, die ihre ganze Verbindlichkeit erschöpfen, und außerhalb welcher sie glauben, daß nichts bestimmt, nichts verdorben sei, sind mir nicht möglich. Eben so aber sind mir viele Dinge erlaubt, die bei den Menschen durch unrichtige Folgerungen aus ihren Regeln, oder sogenannte Vorurtheile, für Vergehungen gelten. Die Schonung, die ich dem Vorurtheil Anderer zu erzeigen für gut finde, ist eine bloße Convenienz, weil ich etwa den Vortheil, es zu bestreiten und ihm zu trotzen, den Nachtheil, der daraus durch das Mißverständniß zwischen mir und Andern für uns Alle entstehen kann, nicht aufwiegen sehe. Ich sehe wol, daß die wenigsten Menschen auch für dieses einfache System Sinn haben, aber ist es darum weniger wahr? Nur mit ihm kann man sich jetzt beruhigen, wenn man heut mit diesem Wirbel schwimmt, morgen sich in einen andern wirft und übermorgen endlich aufs trockene Land steigt, und Gott dankt, dem Sturm entkommen zu sein. Auf eine oder die andere Art sind wir Alle noch auf dem Wasser und halten jeder unser Bret. Aber Geduld, und wir kommen mit heiler Haut davon. Es ist unmöglich eine Entscheidung unsers Schicksals zu erzwingen. Mißtrauen herrscht allgemein, und der Zeitpunkt gestattet nicht die Wahl, ob man die bisherigen Verhältnisse aufkünden wolle, oder nicht. Aus einem Bürger Fremder zu werden, ist schwerer als umgekehrt, und als Bürger die französische Grenze zu verlassen, fast unmöglich. Dieser Zwang ist eine so natürliche Folge der Begebenheiten, daß man nicht das Recht hat zu murren. Deshalb wäre es auch in diesem Augenblick eine Tollheit, die *) Scheine zu schicken. Man setzte sich der Gefahr aus, für einen bestochenen Kundschafter zu gelten, und das wäre denn doch der

---

*) Das Berliner Anlehen betreffende.

Mühe nicht werth. Lieber soll man mich bezweifeln, wenn man mir nicht länger glauben kann, als daß ich mich um eines solchen Zweifels willen an der Kehle kitzeln ließ. Diese Scheine können nur aus einer sichern Hand in die andere gehen. Man muß sich also beruhigen.

Ich bin leidlich gesund — und das will viel sagen, denn es ist so kalt, daß ich mich nur im Bette erwärmen kann. Meine Arbeit geht sehr langsam, aber doch geht sie u. s. w.

An Dieselbe.

Arras den 30. Sept. 1793.

Heute erhielt ich Deinen Brief vom 22. Ich freue mich immer, wenn ich lese, daß Ihr gesund seid; alles Uebrige muß die Zeit bringen, oder bis sie es bringt, schöpfen wir aus einer bessern Quelle, aus uns selbst. Dich hüten vor literarischem und politischem Enthusiasmus, heißt doch nur wollen, was die Natur anders will. Es sind ja nicht die Gegenstände von außen allein, die den Effect machen, die Wirksamkeit von innen ist es, und nimmt man ihr diese Leinwand, so arbeitet sie eben so rastlos auf einer andern ihr überbleibenden oder in Wurf kommenden. Ich begreife nicht, wie gescheidte Leute sich so eine Falte schlagen, oder vielmehr einen so engen Kreis um sich ziehen können, aus welchem sie nicht heraus können, nicht mögen. Wir müssen glücklich und unglücklich sein, wie es unser Wesen mit sich bringt, da hilft wahrlich kein Hüten; und überhaupt ist es eine so unendliche Thorheit zu glauben, daß Glück die Bestimmung des Menschen sei, und zweitens, daß es durch irgend eine moralische Diät erzwungen werden könne. Empfinden und Denken ist unsere Bestimmung und Beides hat nur zufällige Beziehung auf Glück und Unglück, oder Genuß und Schmerz. Wahr ist es, wenn wir durch bittere Erfahrung inne geworden sind, daß die heftigen Bewegungen, die großen Anstrengungen unserer Geisteskräfte oft am wenigsten geschickt sind, uns froh zu machen, wenn wir gewaltsam zurückgeschleudert werden und Wunden davon tragen, deren Schmerz wir lange nachfühlen, die vielleicht immer offen bleiben, so lernen wir

wol still liegen, uns nicht umherwälzen, um nicht die rohe Rotte zu reizen und lieber auf den Gebrauch unserer Gliedmaßen verzichten, als die Gefahr laufen uns zu stoßen. Aber das ist doch wahrlich nur ein Symptom der abnehmenden Kräfte, der abgelaufenen Hörner, und ich weiß nicht, wie man sich darauf etwas zu gute wissen kann. Wahrlich, wenn man so viel Besonnenheit hat, zu wissen, daß die zarteste Reizbarkeit, so viel Leiden sie uns immer verursacht, doch auch das Einzige bleibt, worin wir unser selbst und des Umgebenden froh werden können, wird da nicht unsere erste Sorge sein, sie so rege, so empfindlich als möglich zu erhalten? Wenn man für ein Werkzeug dieser Art ein Futteral wüßte und es nur herausnehmen könnte, so oft es der Mühe lohnte! Aber die beständige Uebung ist ja das Mittel, ihm seine Vollkommenheit zu verschaffen, und es steht nicht bei uns, es zu brauchen oder bei Seite zu legen, wenn wir nicht auf eine oder die andere Art es stumpf oder mit Rost überzogen werden lassen wollen.

Wenner's Brief mag mich wol in der Welt suchen, aber wo, wenn er meine Adresse nicht hat, mag er mich finden? Ich will Onfrois auftragen in Paris auf der Post anzufragen. — Es wäre mir sehr lieb, wenn er Alles, was er hat von meinen Sachen erbeuten können, nach Basel schickte. Aber an wen? Du kennst Leute dort, nicht ich. Nenne ihm doch Jemand, der hernach auf Deinen Befehl das Paket an * nach Paris schickt. Ich werde mich sehr freuen, wenn es mehr Schriften sind, als Du mir ankündigst. B. läßt nichts von sich hören; ich weiß nicht, wo er steckt, und kann nichts von seinem Schicksal erfahren. Er hat mir den Kaufmann nicht genannt, dem er meine Schriften und Correspondenz anvertraut hat, und hat mir auch keine nähern Details gegeben, was er eigentlich gerettet hat. Also bleibt nichts als sehen übrig und darnach verlangt mich sehnlich.

Es ist mir leid, daß Huber's literarische Speculationen noch nicht in vollem Zuge sind. Allein nur Geduld und Muth; es muß gehen. Im Anfang muß Euch ein Deficit dieser Art nicht irren; die Regel ist, wenn dagegen der gute Wurf kommt, daß man auch nicht gleich glaubt, nun weit springen zu können. Eins compensirt nur das Andere. — Ich habe eine dunkle, halbe Aussicht, in Paris selbst eine freilich kleine, aber doch meinen bisherigen Beschäftigungen angemessene Stelle zu

erhalten. Sie wird wahrscheinlich nur ein Drittel meiner jetzigen Besoldung haben, aber was thut das, da ich hier Alles so unerhört bezahlen und folglich nichts erübrigen kann, und dort wenigstens in Ruhe komme, um wieder mit Schriftstellerei so viel zu verdienen, als ich bedarf, — vielleicht auch mehr!

Die letzten öffentlichen Blätter werden Dich in Erstaunen gesetzt haben. Wir sind wieder verrathen worden. Man hat die Engländer laufen lassen und hätte ihnen zehnmal mehr wehe thun können. Es sind gar keine Engländer gefangen, nur Hannoveraner. Ich habe aber keinen einzigen Gefangenen gesehen, denn ich habe Dir schon oft geschrieben, unser Geschäft ist gerade so weit, als den Tag da wir aus Paris abreisten. Man antwortet nichts auf das Erbieten unsers Generals, daß man diesseits bereitwillig sei, zum Tausch der Gefangenen Unterhandlungen zu pflegen. Folglich sitzen wir in unserm Wirthshause ganz unnütz. Neuigkeiten hören wir nur zufällig oder durch Pariser Zeitungen, denn hier, eine Meile vom Hauptquartier selbst, weiß man von Nichts und die etwas wissen, sagen es nicht, wie recht und billig ist. Ueberdies sind der Veränderungen im Commando so viel, daß die Befehlshaber keine Zeit haben, sich zu orientiren, um selbst zu lernen, was sich mit der ihnen anvertrauten Macht anfangen läßt. Du siehst also wol, daß meine Seele hier nicht besser aufgehoben ist, als anderwärts. Ja, wär ich auf irgend eine Art für das Wohl der Republik und der Menschheit thätig, da wäre es ein Anderes. Aber ich muß meine Zeit tödten und jetzt, wo es kalt zu werden anfängt, kann ich nicht einmal immer die paar Stunden, die sonst mein waren, so benutzen, wie ich will. Heizen kann man doch noch nicht in einer Stadt, wo die Klafter Holz 130 Livres kostet. Ich habe über Mainz drei Briefe fertig. Die bringen die Geschichte bis auf den Augenblick, wo Cüstine vor den Thoren erscheint. Allein denk Dir, daß ich Alles aus dem Kopf mache, nicht ein Blatt vor mir habe, Niemand um ein Factum fragen kann, nichts als mein Gedächtniß! Wie unvollkommen, wie kahl, wie ungeschmückt auch; denn ich habe sogar keine Spannkraft mehr zum Schreiben und hier ist es auch unmöglich. Indessen geht es doch seinen Schneckengang fort. Komm ich nach Paris, so will ich sehen, daß ich es fertig mache und allmälig Dir das Manuscript schicken, das zu

dem Ende auf Postpapier geschrieben ist. Der Einzug des Kurfürsten in Mainz ist eine Komödie, die ich nicht erwartet hatte — der Wunsch, sich schmeicheln zu lassen! Bordeaux ist gerettet; noch zu rechter Zeit sind die Patrioten wieder vor den Riß getreten, ehe es der zweite Theil zu Toulon ward. Dieses werden wir wol bald wieder haben, allein wie? und unsere Werfte und unsere Schiffe? Es ist doch nun klar, daß die Teufelskerle von der rechten Seite Monarchisten waren. Ich glaube, unsere Feinde irren sich in Absicht auf unsere Ressourcen. Wir halten länger aus, als sie glauben und als sie selbst können. Ihr Eigensinn ist blind und verstockt. Es soll so sein. Unser Jahrhundert soll mit Katastrophen enden. Lange wird vielleicht der Wagbalken noch hin und her schwanken. Einzelne Menschen werden in dem gewaltigen Kampfe wie Nichts geachtet werden; aber eben dadurch wird die Sache der Vernunft, die Sache der Gleichheit siegen. Schon jetzt ist es hier entschieden, Niemandes Tod und Hinrichtung macht mehr Aufsehen, weil er so hieß und so titulirt wurde, oder solchen Rang hatte, und das ist der rechte Punkt. Ist die Gerechtigkeit nicht darum blind, weil diese Unterschiede ihr nicht kenntlich sein sollen! Alle Menschen sind ihr Menschen: schuldig, nicht schuldig; darüber hat sie zu erkennen. Die Könige mögen wehklagen, wenn ihre Unverletzbarkeit in der Person eines Capet angetastet wird; aber ihre Klagen werden nicht mehr gehört. Ich glaube über diesen Punkt und über die Pfaffheit sind wir hinweg. Allerdings kann, muß sogar jetzt die Geringachtung des Einzelnen zu weit getrieben werden; wer konnte es anders erwarten? Von einem Extrem zum andern mußte man übergehen und selbst eine Aristokratie des Verstandes und Talents für gefährlich halten. Das wird sich wieder in das Gleichgewicht stellen, wenn nicht das Schicksal dies Alles, was geschieht, nur zum Verderben des Menschengeschlechts geschehen läßt. Die Werkzeuge freilich! — Doch sind sie nicht die Sache selbst, und ich weiß nicht, warum man das nicht sehen will, da doch augenscheinlich alle Geschichte ohne Ausnahme dasselbe lehrt. Leidenschaft und Eigenliebe mögen ihre Rolle spielen, wie sie wollen, wenn nur das Resultat im Ganzen eine Form gewinnt, wobei der Freund der Moralität sich beruhigen kann.

Ich danke Dir, liebe Seele, für die Nachricht von Euch Allen. Jeder kleine Zug ist mir theuer, vergegenwärtigt mir Euch. Es wird der Tag kommen, und ich hoffe, er ist nicht mehr ganz fern, wo wir uns wiedersehen und ich wenigstens einige Stunden lang das Glück genießen werde, meine Kinder an mein Herz zu drücken. Vielleicht nur zur Stärkung auf eine neue Abwesenheit! Mag es sein, ich fühle, daß ich dieser Stärkung bedarf und daß sie wirken würde. Hubern grüße herzlich. Ich sehne mich zurück nach Paris, um planmäßig an unserm gemeinschaftlichen Wohl zu arbeiten. Ein größerer Kreis würde mich den kleinern nicht vergessen machen, aber wenigstens mir die Pflicht auferlegen, zuletzt dafür zu wirken. Jetzt aber, da ich aus dem größern ausgeschlossen bin, ist und bleibt dieser mein Eins und Alles. Dort ist der Schauplatz für Anekdoten; habe ich einen festen Punkt, so kann ich eine regelmäßige Correspondenz führen. Also nur Muth und Geduld. Oelsner ist ein sehr guter Mensch, aber noch jugendlich, parteiisch, er kann es in der Welt nicht idealisch genug finden und wird dann böse. Sein Styl hat etwas hart Metaphorisches. Lebt wohl, meine Lieben. Ich bin gesund und so gutes Muthes, als ich kann.

An Huber in Neufchatel.

Arras den 8. Oct. 1793.

Ich danke Ihnen, Lieber, daß Sie Ihres Freundes wegen nach U. geschrieben haben. Ihre Verwendung wird hoffentlich nicht ohne gute Wirkung sein, und das bringt denn endlich Alles ins Gleis. Der ehrliche Mann kann da nicht bleiben, wo er ist, ohne aufzuhören diesen Namen zu tragen, das Einzige, was ihm aus dem schrecklichen Schiffbruch seines Glücks noch übrig geblieben ist. Verdacht schwebt über jedem Fremden in seiner Lage, an seinem Aufenthalt, und die wesentlichen Unterschiede, die hier zu machen wären, helfen nichts; denn bedenken Sie eine Secunde, wer es ist, der unterscheiden soll! Es helfen sich Fremde, indem sie auf Extreme verfallen, die kaum ein Einheimischer so weit treibt; aber wer, dem seine

Grundsätze und sein Gefühl lieb sind, mag es ihnen nachmachen? Und ist auch das auf die Länge der Weg, dem Verdacht zu entgehen? Ich gestehe, in einem solchen Falle würde man mir zuerst verdächtig werden. Ihr Freund ist übrigens gänzlich in der Gemüthslage, der Stimmung und der Disharmonie mit der Art und Kunst, wie man spricht, der Leute, mit denen ers zu thun hat, daß nicht nur sein Bleiben den Leuten und ihm selbst nichts nützen kann, sondern ohne jene Aussicht einer baldigen Erlösung ihn völlig zu Grunde richten muß. Was seine Kräfte noch vermögen, muß er also aufsparen zu Beschäftigungen, die einen Zweck haben, die auf die Erfüllung offenbarer Pflichten hinauslaufen und dies, wissen Sie ja aus eigner Erfahrung, sind stärkere Bande, als jene, die der Ehrgeiz schlingt, wenigstens für die Menschen unserer Art. Jeder muß selbst fühlen, was sein Beruf ist und wozu er Kräfte hat. Unser Freund muß die öffentliche Laufbahn wenigstens da, wo er ist, verlassen, um endlich wieder seiner Rechte als Mensch zu genießen. Dort zu privatisiren ist jetzt eine so ungewisse Existenz, theils in Absicht des Erwerbs, theils wegen der Forderungen, die man an jeden Einwohner, der nicht im Amte steht, machen kann, und die wieder den Zweck des Privatisirens ganz vereiteln würden, daß er diesen Gedanken nur als Traum beherbergen, aber nie zur Wirklichkeit zu bringen hoffen darf. — Wenn gegen diese Gründe ein Gegengrund vorgebracht wird, so würde er ihn entweder gelten lassen müssen, oder ihn widerlegen; allein blos behaupten, er thue besser zu bleiben, wo er ist, kann ihn nicht befriedigen. Ein Anderes ist die Nothwendigkeit, das trübe Wasser nicht wegzuschütten, bis man reines hat: diese ist augenscheinlich und allmächtig, und ihr muß ein Jeder sich fügen, oder büßen. — Mich dünkt, mein guter H., es war Pflicht, daß ich bei Ihnen dem ehrlichen Freunde das Wort redete. Sie können es dann wieder bei einer andern Instanz. Sagen Sie mir offenherzig und ohne allen Rückhalt Ihre Gedanken hierüber, und auch über die Idee, die ich Ihnen schon einmal mitgetheilt habe, daß Ihr Freund und Sie, gemeinschaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert, mehr sowol fürs Publikum als für den kleinern Privatkreis um sie beide her ausrichten würden. Denn sollte dieser Gedanke nicht in Ihre Reihe passen, so wäre es traurig, daß Sie einander auch

nur einen Augenblick täuschten. Wenn Trennung allein die Schale füllen kann, so muß sie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein anderer Weg. Dies ist ein ernster Schluß eines Briefs, doch Sie sehen, was mich hindert einen andern anzuhängen. Leben Sie herzlich wohl.

An seine Frau in Neufchatel.

Arras den 8. Oct. 1793.

Endlich sehe ich das Ende meines Aufenthalts herankommen. Den 11. kann ich abreisen, ein paar Tage halte ich mich in Paris auf, den 24. hoffe ich in Pontarlier eintreffen zu können. Sucht Euch die sichersten Pässe zu verschaffen, der eine ganz ohne Beziehung auf den andern, und so vollständig unterzeichnet wie möglich. Gott, so soll ich endlich die Freude haben, Euch zu sehen! — — —

Ich habe seitdem Eure Briefe erhalten. Huber's seiner macht mir viel Freude, ich hoffe, was Wenner gerettet hat, aus seinen Händen zu empfangen. Seine politischen Nachrichten wünschte ich besser benutzen zu können, wie es hier möglich ist. Doch von dem Allen wird ein Langes und Breites geplaudert werden. Die Zeit wird nur nicht zu Allem hinreichen, was wir einander zu sagen und zu fragen haben. Ueber wie viele Dinge müssen wir uns verständigen, was in Briefen so unthunlich war. Alle Aussichten in die Zukunft sind noch trüb und unentschieden, aber Alles braucht ja nicht anders zu sein. Laß uns mit einander geredet haben, nachher wissen wir, was wir zu thun haben und woran wir sind. Ich bescheide mich, daß man nicht ungestraft glücklich sein und auch nicht mit einer Aufopferung Alles erkaufen kann. Ich bin einmal vom Stapel gelaufen und muß nun schwimmen, bis ich in den Hafen komme oder untergehe. Das Betrübte ist Mangel und daher Unmöglichkeit zu wirken; um meines Schicksals Herr zu werden, thue ich gewiß Alles. Ich habe schon gesagt, daß ich mich nicht nach andrer Menschen Meinung und Vorurtheilen beurtheile, die Erläuterung davon gehört zu unsern Unterredun=

gen, denn mir däucht, wir haben von unsrer Zeit und unsern Zeitgenossen verschiedne Begriffe, so wie von dem, was der Weise und Redliche zu thun hat, um vor sich selbst gerechtfertigt zu bleiben. Wenn ers da ist, so braucht er nicht zu sorgen, ob er es vor der Welt sei, die im Grunde so viel weniger fordert. Es ist die Rede von Sachen und Wirklichkeiten, nicht von Ideen und Möglichkeiten. Doch mündlich — ja mündlich mehr davon.

Auf „die Abentheuer in Neuholland"*) bin ich sehr neugierig. Bei Deiner Phantasie kann ich viel Anziehendes erwarten, und nachbeten wirst Du Niemand. Meine Arbeit mißfällt mir täglich mehr, ich habe keine Seele, mit der ich darüber Rath pflegen könnte, und so wird es kahl, platt, weitschweifig — kurz ich kann es nicht leiden. Aber es muß einmal beendigt werden. Ich bin gewiß, daß ich hundert überflüssige Dinge sage und tausend nothwendige vergesse. Aber ist es nicht toll, in Arras die Geschichte von allen den Lappalien in Mainz des vorigen Jahres zu schreiben? Alles, was den K. angeht, entgeht mir, weil ich nie eine Anekdote behalten konnte — die Seele der heutigen Geschichte. Mein Zweck wird daher nur unvollkommen erreicht werden, ich sehe es voraus. Wer kann mich verstehen und wem kann ich mich verständlich machen? das ist die Frage. Mein Gemüth hat eine ganz andere Beschäftigung. Mein Geist ist stumpf, meine Einbildungskraft todt, meine ganze Lebenskraft träge und zwecklos. — Nun, es mag sein, wie es sei! — Ich bin mit der Errichtung des Klubs und B.'s rothem Buche beschäftigt*); bis ich zu Euch komme, muß das eigentlich Apologetische meines Aufsatzes, das jetzt das Nächste ist, fertig sein. Ein großes Unglück dabei ist, daß mein Enthusiasmus de sa belle mort gestorben ist, und dies thut einer solchen Arbeit unendlichen Abbruch. Ich schreibe, was ich nicht mehr glaube.

---

*) Der erste kleine Roman, den Therese Huber — unter Huber's Namen — drucken ließ.

**) Eine eben so läppische als feindselige Erfindung eines bei der Mainzer Revolution geschäftigen beschränkten Menschen, der ein rothes und ein schwarz eingebundenes Buch auf dem Rathhaus auslegen ließ, wo sich denn die Freiheitsfreunde ins rothe, die Tyrannenknechte ins schwarze einschreiben sollten. Es ist uns nicht bekannt, ob dieser saubere Einfall Folgen hatte.

Grüße Hubern herzlich. Ich antworte ihm nicht, wir verstehen uns ja — wie wir uns verstehen können — und klären uns vielleicht noch über Manches auf.

An Dieselbe.

Paris den 24. Oct. 1793.

Ich habe Dein Briefchen vom 17., mein liebes Kind. Endlich scheints, daß ich Sonnabend den 26. Nachmittags hier fortkommen kan'n. So lange hats gehalten, ehe ich meinen Paß erneuert bekommen, und was noch schlimmer war, das Geld zur Reise auftreiben konnte. Die Entfernung bis Pontarlier ist 60 Posten, also werd' ich dort erst den 30. ankommen, zumal da ich mich in Besançon aufhalten muß, um Battandier zu sprechen. Sobald ich angekommen bin, schreibe ich Dir.

Von mir wirst Du schon von hier einen Brief erhalten haben. Er war sehr kurz, ich war sehr in Eile und bins noch, denn die Tage gehen hier hin, wie gar nichts. Man kann nur des Morgens früh Leute antreffen, Abends geht Jeder ins Schauspiel, in Gesellschaft, oder treibt seine eigene Angelegenheit.

Ich habe Haupt's Sohn hier gesehen. Für den Vater weiß ich in der That gar keinen Rath. Hier ist es dem geschicktesten Fremden jetzt unmöglich, angestellt zu werden. Die unaufhörlichen Verräthereien haben das Mißtrauen aufs höchste gespannt. An Entschädigung wird, jetzt wenigstens, noch gar nicht gedacht, und ich zweifle sehr, ob es je dazu kommt. Für Cabinetsgeheimnisse gibt man vollends keinen Schuß Pulver, denn Kanonen sind die einzige Diplomatik, die man jetzt gegen die Treulosigkeit von ganz Europa brauchen kann — und der künftige Feldzug wirds lehren, daß sie die beste ist. Die Verrätherei im Elsaß wird ihnen nichts helfen; es ist ein Unglück für sie, daß sie noch am Schlusse der Campagne diesen Vortheil hatten; denn nun ist gar keine Ausgleichung mehr möglich. Die Grenzenlosigkeit unserer Kräfte wird die Coalition jetzt erst in ihrem vollen Maße empfinden. Mag es denn brennen und verbrennen, weil sie nichts haben retten wollen! Künftiges Jahr gehen mehre Nationen zu Grunde; ich wollte sagen mehre

Staatsgebäude stürzen ein, denn die Völker werden sich schon retten.

Wir haben die Vendee nun ausgerottet, und so werden wir ausrotten, was sich uns widersetzt. Es ist eher an keine Ausgleichung zu denken, als bis man bittend zu uns kommt. Die Lava der Revolution fließt majestätisch und schont nichts mehr. Wer vermag sie abzugraben? Ich sehne mich herzlich nach Euch; meine Kinder zu umarmen, ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann! — Die Vorsehung hat das Heft und wir schwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zusammen, landet sie uns einst auf demselben Ufer; wohl uns! Denn wer ist so reich wie wir, um auch in der Wüste keines fremden Arms zu bedürfen! Solls nicht sein? So seid Ihr gerettet und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen. Küsse meine Lieblinge. Grüße Hubern herzlich. Ich bin treu und innig Dein Freund.

Sollte noch unverhofft etwas geschehen, das mich länger als Sonnabend aufhielte, so schreibe ich Dirs. Habt nur noch Geduld, ein paar Tage mehr oder weniger.

N** ist mit Frau und Kind von Strasburg hier angekommen. Er fürchtet sich auf alle Art. Ich glaube, daß es keine Gefahr mit dem Platze hat. Allein wer kann den Menschen Eigenschaften geben, wozu sie den Keim nicht mit auf die Welt brachten?

An Dieselbe.

Pontarlier den 6. Nov. 1793.

Ich muß doch meinen Freunden einige Worte sagen, weil heute Posttag ist. Hubern schicke ich hier wieder Manuscript und heute werde ich wol weiter arbeiten, wenn ich bei Laune bleibe. Ich danke dem Himmel, daß ich es ausgeführt habe, zu Euch zu kommen; die 3 Tage haben mich auf lange Zeit gestärkt und vielleicht auf immer mir das rechte Gleichgewicht wieder gegeben. Mir ist zu Muthe wie dem Erdensohn Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er seine Mutter Erde anrührte. Mein Muth auszuharren ist fester, entschiedner; die Resignation, wenn ich es so nennen soll, in Alles, was nun geschehen mag,

hat nun keinen Kampf mehr. Was dahinten ist, seh ich auch mit dem Rücken an und nun vorwärts, vorwärts. Wir könnten noch ein zwanzig, dreißig Jahre vergnügt sein und bei und nebeneinander leben. Immer ist das in einer so kurzen Frist, wie menschliches Leben, unschätzbar und warum also den sichern Gewinn nicht nehmen? Verhungern können wir nicht, am wenigsten wenn wir beisammen sind und uns auf blos Nothwendiges einschränken; ist uns das, und zumal nach Allem, was wir erfahren haben, was wir sahen und hörten, was um uns wird und geschieht, noch ein Leiden zu nennen? Ich kann rechnen, daß ich immer 6000 Livres Einnahme habe. Könnte ich für H. nur 4000 ausfindig machen, so lebten wir, ich stehe dafür, ganz ordentlich in Paris mit 10,000. Ei, es muß gehen. Also — (Dein gestriger Brief ist mittlerweile angekommen) nur getrost nach Zürich, wenn Ihr in Neufchatel nicht bleiben könnt, und dort abgewartet, was die Zeit für Rosen bringen wird.

Ich schreibe noch an meinen Umrissen, aber was Du und H. von der Frankfurter Zeitung schreibt, ist doch fast zu stark. Für Menschen, die es dulden, daß man ihnen solche Verleumdungen vorbringt, kann man gar nicht mehr schreiben. Hopfen und Malz ist verloren. Oder ist es nicht — und ich glaube es ist — ein Zeichen vor dem jüngsten Gericht, das dieses Volk erwartet; denn solche Verblendung und Erbitterung heischt heroische Arznei.

Zürich ist wegen des einzigen Punkts deutscher Literatur leidlicher als ein anderer Ort in der Schweiz. Sonst in Absicht auf Kleinlichkeit, Vorurtheil, Engbrüstigkeit mag es einerlei sein. Erkundigt Euch doch zuvor und fallt nicht aus den Wolken hin.

Ich bin ruhig über Dich, mein Kind. Bei uns und mit uns hast Du nichts zu fürchten, und siehst Du die Revolution nur für das an, was einst zum Bessern Veranlassung und Vorbereitung gewesen sein wird, so wird Dich auch nicht irren, was sie Gräuliches hat. Die Sache zwischen den beiden Parteien, Frankreich nämlich und Deutschland, ist doch nun klar dahin gediehen, daß man bei uns die Vernunft auf den Thron setzen, und bei Euch hinunterwerfen will. Bei Euch tritt man sie mit Füßen, und bei uns wird sie geehrt, sobald sie erkannt wird. Oft freilich verkennt man sie und die Leidenschaft siegt, aber sie

kann doch nicht mehr anders als unter der Maske selbst der Vernunft siegen. Sähe ich jenseits erhabene Tugend, so würde ich sagen: nun, es kann auch noch in Deutschland zum Aushalten sein, aber so ist es ja nur die jämmerlichste politische Schinderei; der Ehrgeiz und die Gewinnsucht leibhaftig. — Nein, unsere Sache siegt, oder wo nicht, ist es schön mit ihr zu fallen.

Lebe wohl, meine Freundin! Ich werde Donnerstag, denke ich, vielleicht Mittwoch schon aufpacken und nach Paris zurückreisen, ohne hier oder in Besançon länger zu verweilen. Mittwoch Morgens erhalt' ich hier noch einmal Briefe von Euch, darnach schickt sie nach Paris. Ich denke wir schreiben uns, so lange Ihr in der Schweiz bleibt, wöchentlich einmal, außerordentliche Fälle abgerechnet.

Le Cr. Michaud, Directeur des Postes hier in Pontarlier, hat mir viel Freundschaft erwiesen. Ich kann durch ihn Briefe, die ich nicht gern erbrochen sähe, bestellen und von Euch erhalten; unter seinem Couvert heißt das. Z. B. wenn ich gewisse Kupferstiche für H. auftreiben kann, werde ich mich dieses Mittels bedienen.

Umarme meine süßen Kinder. Ich habe den Courier heute wohl beguckt, der sie gestern gesehen hat. Lebe wohl.

An Dieselbe.

Pontarlier den 9. Nov. 1793.

Ich bilde mir immer ein, daß wir tausend Dinge abzusprechen vergessen haben und es ist nichts als Einbildung, weil man wirklich mit seinen Freunden nie ausgesprochen hat und sie unaufhörlich vermißt. Eins indessen hab ich wirklich vergessen. Es ist nämlich der Billigkeit gemäß, daß man Euch hier für meinen Verlust, der für ein der Nation und dem Republikanismus gebrachtes Opfer zu groß ist, entschädigt. Ob es geschieht, ist eine andere Frage. Aber daß man es versuchen müsse, ist wenigstens klug und pflichtmäßig gegen uns Alle gehandelt. Ich wünsche daher einen ungefähr nach dem Gedächtniß detaillirten Inbegriff alles dessen, was ich in Mainz besaß, dem Na-

tionalkonvent vorzulegen, um nach demselben meine Entschädigung fordern zu können. Du, liebe Therese, könntest, glaub' ich, dies am besten, nicht nur angeben, sondern auch taxiren. Ich hoffe wenig, ich hoffe nichts, aber ich will nichts versäumt, keine Gleichgültigkeit um meiner Kinder willen mir vorzuwerfen haben, und auch um unsertwillen; denn wozu leben wir, wenn es nicht die Hoffnung ist, daß wir uns einst wieder leben? Mir wenigstens ist das so.

H. muß mir, wenn er kann, noch mit etwas aushelfen. Wir redeten von einer Schrift, von den Vorurtheilen, die in Deutschland über öffentliche Angelegenheiten herrschen, und dabei kam eine sehr frappante Idee vor, die gerade die Abgeschmacktheit und Widersinnigkeit der Leute recht ins hellste Licht und sie selbst mit sich in Widerspruch setzte; die hab' ich in den Tod vergessen und seit drei, vier Stunden laufe, geh und steh ich in der Stube halb verrückt, um mich ihrer zu erinnern. Alles umsonst. Ich werde noch müssen jedes Wort, das mir einfällt, aufschreiben. Es ist nicht das erste und nicht das hundertste Mal, daß ich bemerke, allein leben, ist durchaus der Art von Composition, an die ich gewöhnt bin, nicht günstig. Wenn sich H. der Idee erinnern könnte, wäre mirs unendlich lieb; denn sie schien mir so fruchtbar und ich sagt' es ihm. Etwas leichter als Pharaos Träume zu errathen, ist's denn doch. Es war etwas, das nur gesagt werden dürfte, um so klar einzuleuchten, und dabei hätte es in Beziehung auf meine eigene politische Laufbahn so viel Rechtfertigendes. O, es muß uns noch wieder einfallen. — Ueberhaupt könnte mir H. alle Ideen an die Hand geben, die er wünschte, in dieser Schrift berührt, benutzt oder ausgeführt zu sehen, weil sie zur Sache dienlich wären und er selbst sie nicht brauchen könnte. Ein Blatt ist bald zurecht gelegt, wo man dergleichen gleich aufschriebe, sobald etwas nur vorkäme, Dir oder ihm einfiele, oder in Conversation mit Andern als ein Funke herausgeschlagen würde. Thut es doch, es frommt uns Allen.

Die Zeitungen haben nichts Neues mitgebracht, von den Armeen insbesondere liest man kein Wort. Aber der unglückliche Lux ist, nach seinem Wunsche, ein Freiheitsmärtyrer auf der Guillotine geworden. Diese Nachricht hat mir heut (Sonntag den 10.) den ganzen Tag verdorben. Dazu kommt erst das ganz unbeschreiblich schlechte Wetter, wobei ich in meiner gänz-

lichen Einsamkeit und Abgeschiedenheit so abgespannt bin, daß ich meine Zuflucht zu Candide genommen habe, um nicht ganz in einen englischen splenetischen Mißmuth zu versinken.

Euren Mallet habe ich schon zweimal durchgelesen. Welch ein lehrreiches Werkchen für unsere Zeit! Ich möchte meine Bemerkungen darüber für die Friedenspräliminarien aufsetzen. Das Schimpfen und Lästern abgerechnet, wie umfassend und treffend ist der Blick dieses Menschen. Man freut sich wahrlich, auch ein verwandtes Wesen eines solchen Wesens zu sein, man freut sich, daß des Menschen Geist so über die Triebfedern des Schicksals aburtheilen kann. Es bleibt nur noch übrig, das Gegenstück dazu zu schreiben und alsdann das Menschengeschlecht dem Teufel zu übergeben, bis auf das halbe oder ganze Dutzend Köpfe, die über seine Schicksale erhaben zu sein scheinen und sie mit einem reinen, unbefangenen, ruhigen und durchdringenden Blick übersehen. — Ich weiß nicht, welche untröstliche Ansicht das Ganze der menschlichen Angelegenheiten durch diese Zusammenstellungen und durch Alles, was seitdem geschehen ist, gewinnt. Man bedarf aller Philosophie, aller Standhaftigkeit, um hier nicht seine Hand abzuziehen und der Vorsehung das fernere Geschäft mit Ueberdruß zu überlassen. Aber es ist doch eine so wunderreiche Anlage im Menschen, daß ich ihn noch nicht für das Kind des Zufalls halten und die Begriffe Tugend und Wahrheit nicht für Hirngespinnste ansehen kann. Ist aber etwas Reelles an diesen Begriffen, so ists auch nicht verlorne Mühe, für ihr Reich zu kämpfen, und darum willkommen, Revolution, mit allen Deinen Uebeln und Gräueln! — Die Emigrirtenbriefe der Fr. v. Charriere habe ich mit Vergnügen gelesen. Ihr könnt nur sagen, wenn wir beide die Sache auszumachen hätten, dürfte der Friede selbst bald zu Stande kommen; denn freilich sei das Bekenntniß, daß Jeder etwas nachgeben müsse, der erste Schritt dazu, oder vielmehr der zweite, denn der erste ist das Anerkenntniß, daß man in jeder Partei ein rechtschaffener Mann sein könne. Von dieser Art Billigkeit fände ich in ihren Briefen das Beispiel und das sei es, was mich gefreut habe. — Ich weiß indessen nicht, was eigentlich diese Briefe sollen, denn das eigentlich Politische ist zu unbedeutend darin, um Hauptzweck zu sein, und die Intrigue ist nur eben angelegt, nicht ausgesponnen, folglich als Roman ists wieder nichts. Endlich Charakterzeichnung, wovon zwar

Einiges vorkommt, ist auch nicht Hauptzweck. Vermuthlich hat es von Allem Etwas sein sollen, und ist darum als Ganzes Nichts geworden.

An Huber.

Pontarlier den 11. Nov. 1793.

Ihre diesen Morgen angekommenen Briefe haben mich diesen Regentag beschäftigt. — Herr Gott, welch ein Wetter seit meiner Rückkehr! Es ist fast unmöglich das Geringste zu arbeiten, noch aus dem Hause zu gehen. Ich wundere mich nicht über alle die Schwierigkeiten, die Sie bei unserm Geschäft treffen; wir müssen ihnen begegnen und abwarten. Es ist jetzt so sehr unser aller Regel, von einem Tag zum andern zu leben, daß ich wenigstens Alles, was einem bestimmten Plan ähnlich sieht, nicht begreifen kann. Die Nothwendigkeit der Umstände, die so sehr in die großen Weltbegebenheiten verwebt sind (lächerlich genug, daß ein so unendlich Kleines wie das Schicksal von ein paar ganz unbedeutenden Privatpersonen davon abhängen muß), wird uns Gesetz, dem wir uns nicht entziehen, gegen das wir nicht anstreben können. Wir rechnen ja auf die glücklichen Würfe, sollten wir nicht auch auf das rechnen, was uns widrig sein kann? Wenn wir die As bekommen, wollen wir unsrer Besorgniß lachen; bleiben sie aus, so müssen wir uns noch übrig bleiben.

Ich finde Herder's Briefe (über die Humanität) viel reichhaltiger, als ich es vermuthete. Freilich leiert und lavirt er, aber doch auf eine Art, die seiner nicht unwürdig, die in seiner Manier ist. Er gibt doch mit seinen Excerpten zu denken. In der Flora*) finde ich Unterhaltung. Manchmal wünsche ich, ich lebte in Ulm oder irgend einem andern Winkel von Schwaben und schriebe für Deutschland, was es jetzt ertragen und fassen kann. Herr G***. ist nicht ganz so erbaulich, wie ich erwartet hatte; wie absichtlich verengt der arme Mann seinen Gesichtskreis, um seine Arbeit Sr. K. Pr. Majestät zueignen zu können! Mit solchen Gründen und auf diese Art getraue ich mir das Papstthum, den Islamismus und der hohen Pforte

---

*) Eine damals bei Cotta in Tübingen herauskommende Monatschrift.

Regierungsform auch zu vertheidigen. Denkt der Mann, was ihn heute empfiehlt, werde ihm in zehn Jahren Ehre machen und in zwanzig? O der blinde Mensch! Die Franken am Rheinstrom zeugen doch auch von dem Despotismus in Deutschland, dem sich der Denker bequemen muß. In einer andern Lage hätte dieser Mensch anders geschrieben. Lafontaine's dritten Band*) und den Ritter A bis Z**) hebe ich mir für Paris auf.

Wir haben im Norden und Flandern zurückgemußt, im Elsaß scheinen wir Kräfte zu sammeln, im Westen sind dreizehntausend Rebellen nach Laval geflüchtet und dort haben sie unsere Armee zurückgeschlagen, weil die Pariser Muscadins die Mainzische Garnison im Stiche gelassen haben. Ueberhaupt taugen die Pariser Soldaten nichts. Doch die Folgerung aus diesen Widerwärtigkeiten will gar nichts sagen. Man spricht von neuen Gährungen in Paris, und Orleans werde entweder geköpft oder Protector werden. Das Letzte halte ich noch für sehr unwahrscheinlich. Sollte es geschehn, so mag sich die Coalition nur verkriechen. Hinter diesem König Klotz (S. Lafontaine's Fabel) würde sich eine furchtbar energische Regierung bilden. — Wir werden sehen.

Ich bin entschlossen alle meine Kräfte aufzubieten, um mich zu halten. Aber alle sind auch nöthig, denn die Umschläge sind zu gewaltsam, zu verschieden von Allem, was ich und alle Billigdenkende hofften, entfernt, als daß ich an der Gegenwart Freude haben könnte. Also die Zukunft? Nun ja! was ich für mich selbst an sie zu fordern haben mag, ist wenig genug, wenn nur die Früchte reifen, für welche ich so uneigennützig meine Pflege gespendet habe. Es ist mir beruhigend, daß Sie gesehen haben, wie ich bin und wie ich froh zu sein vermag; das Andere wolle die Gerechtigkeit des Himmels lenken! —

Wenn ichs wieder überlege, daß alle diese Quälerei nur zehn Jahre gilt, so spotte ich des menschlichen Lebens, seiner Thorheit und seines Elends. Alle Moralität scheint mir eine Posse und eine abgeschmackte Erfindung, womit wir uns unter einander zum Besten haben. Aufwand menschlicher Kräfte vermag nichts im Schicksal des ganzen Geschlechts, nichts im Schicksal eines Einzigen zu ändern. Alles wird unaufhaltsam

---

*) Seiner kleinen Erzählungen.

**) Von Hippel.

fortgerissen zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zersprengt ist. Ich ärgere mich über nichts mehr; die Frankfurter Zeitung ist mir so gleichgültig wie die Gazette nationale, und Lüge gegen Lüge sehe ich nicht, wo der Vorzug liegt. Wenn ich täglich frühstücke, zu Mittag esse, Thee trinke, zu Bette gehe und auf hunderterlei Weise meine Abhängigkeit von der Natur anerkennen muß, erschrecke ich vor mir selbst, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausspreche. Alles dies ist so gefährlich nicht, wie es scheint; aber es führt auf einen hohen Gesichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geschwätzigen Moralprediger unsers Zeitalters mir so unbeschreiblich klein und verächtlich werden.

Es stürmt, als wenn das jüngste Gericht noch einmal eine Sündfluth herbeiführte. Seit drei Tagen regnets nicht, es gießt. Kann auch etwas von meinen Betrachtungen auf Rechnung dieses Aufruhrs der Natur kommen?

An seine Frau.

Pontarlier den 13. Nov. 1793.

Wie man will, liebe Freundin, froh und trübsinnig, kann ich in jedem Augenblick sein, wie man eine Hand umdreht. Das Wetter ist freilich hier so arg, vielleicht ärger als dort; ich denke mir immer, nach meinem alchymistischen kreuzerischen Sauerteig, den Teufel unter den beiden leidenden Elementen, Wasser und Erde, daher habe ich eine so entschiedene Abneigung vor Regen und Straßenkoth. Diesmal kommt es mir vor, als hätte der Himmel, der, scheint es, vor dem Leidigen nicht ganz sicher ist, eine starke Dosis teufelabtreibender Medicin genommen, der denn in Gestalt dieses höllischen Regens abgegangen ist.

Meine neuen Landsleute mögen jetzt ihre Sachen nicht zum Besten machen; kann ich was dazu? Nun so soll es mich auch nicht härmen. Ich habe ohnedies genug auf dem Herzen, wenn ich Audienz geben wollte; aber dies geschieht nur des Morgens im Bett, wenn ich nicht mehr schlafen kann und doch Niemand erscheint um ein Feuer anzumachen. Da brennt denn das andere lichterloh.

Laß Dich nicht beunruhigen durch keifende Recensenten. Ich fühle mich unverwundbar und muß Leute verachten, die, blos einer Stimmung ihrer Zeit zu Liebe, das tadeln und herabsetzen, was ich ohne alle Rücksicht auf Zeit und Umstände blos aus meinem Sinn und Verstand abschrieb. — Die Leute machen es schlimm genug, um ihnen und ihrer Literatur das Schlimmste zu wünschen. Ich indessen wäre noch für Galgenfrist und Gnade. Aber ich vermuthe, ich werde im Weltgericht überstimmt und es ergeht Guillotine über die Jenaische Zeitung und über die hannöverischen Kammersecretaire, wenn ihre Seelen nicht zuvor aus Schrecken durch die Hinterthür entfliehen.

Der Freund Rippolt oder wie er heißt, mit seinem Kreuz- und Queer-Ritter macht mir Spaß. Es ist eine ganz eigenthümliche deutsche Manier, die etwas Gelenkiges in ihrer Steifheit und Trockenheit hat. Gott versteht mich und Du auch, wie ich glaube. — Ich habe Euch Allen in M. lange genug gepredigt, daß es gegen das deutsche gelehrte Unwesen geschrieben werde und von uns recensirt werden müßte, aber damals ward aus allen meinen Planen nichts, und ich predigte tauben Ohren. Jetzt ist es zu spät. Jetzt liegt die Axt am Baum, und morgen kommen wir und werfen den ganzen Plunder in das höllische Feuer, wo Heulen und Zähnklappen sein wird.

Aus der Kleinen postscriptum konnte ich lange nicht klug werden. Ich glaubte anfänglich, Du wolltest mir durch sie ein Unglück ankündigen lassen. Wir haben die Liese verloren, las ich, nur begriff ich nicht, wie der Verlust dadurch wieder ersetzt worden wäre, daß Leute gekommen wären und ein Stück Holz in das Loch gesteckt hätten. Und nun begriff ich wol, daß Liese eine Linse gewesen war. Küsse die Glücklichen. Lebe wohl. Ich bin in gar guter Laune, bis sich das Wetter wieder ändert.

An Huber.

Pontarlier den 15. Nov. 1793.

Schreiben Sie doch Voß (dem Buchhändler), daß er Ihnen die Abschrift meines französischen Briefes an Johannes von Müller vom vorigen November 1792, die ich ihm geschickt habe, zustellen möge. Es ist nothwendig, daß in meiner Schrift dieser

Brief gedruckt werde. Sagen Sie ihm, er könne von der Abschrift eine Abschrift schicken, wenn es ihm daran liegt die Abschrift, die er von meiner eignen Hand hat, zu behalten.

Eben erhalte ich Ihren letzten Brief. Haben Sie Dank für alles Mitgetheilte. Ob es die Idee ist, die verloren war, ist mir nicht klar; aber gut ist sie wenigstens. Was mich am meisten beschäftigt, sind, wie Sie leicht denken können, unsre eignen Angelegenheiten. Ich bleibe dabei, daß Sie sich die Möglichkeit, nach Frankreich zu kommen, nicht abschneiden müssen. Könnte ich nur Mittel ersinnen, die uns Alle auf einige Jahre hier leben zu können sicherten, so wäre mir vor der Zukunft nicht bange. Uebrigens scheint mich, und ich weiß nicht, ob nicht uns Alle, das Schicksal lehren zu wollen, auf nichts als eigne Kräfte und Ereignisse des Augenblicks zu rechnen, und so wäre dann, was Sie zurücklassen müßten, in der Wagschale so viel als nichts. Doch lassen Sie uns Alles sehr ruhig und kaltblütig überlegen. Was mich hierher zieht, ist das Interesse des Herzens, welches uns Einer in des Andern Nähe froher macht, sodann das Interesse der Vernunft, die an Allem, was hier vorgeht, einen so lebhaften Antheil nimmt. Ueber den ersten Punkt glaube ich nach Allem, was ich von mir kenne, sicher zu sein, daß uns der Schritt, der uns einander näher brächte, nie gereuen würde. Sobald er das nicht thut, ist sein Gewinn unzweifelhaft und der Vernunft gemäß. Was aber die Ansicht der öffentlichen Angelegenheiten betrifft, so wäre darüber noch sehr ernsthaft zu Rathe zu gehen. Können wir dem, was im Ganzen durch die Revolution, bald sichtbarlich, bald aber auch noch nicht kenntlich für die Bildung der Menschheit Gutes gewirkt wird, unser individuelles und specielles Gefühl in alle Wege unterwerfen? Können wir uns Stärke genug zutrauen, um außer dem Bande, welches uns vereint, jederzeit den kosmopolitischen Gesichtspunkt beizubehalten und nie über die Wendung, die der incalculable Revolutionsstrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegschwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müssen, aus den Augen zu lassen, sondern zu unsrer Fassung und Beruhigung fest zu halten? Es gibt so viel Schauderhaftes, das, wenn es in Paris dem Auge näher rückte, doch anders aussehen und anders wirken müßte, als in einer Zeitungsnachricht. Sie begreifen wohl, daß ich hier von dem weib-

lichen Gefühl rede. Männer können und müssen sich immer orientiren, und das um so viel leichter, je länger sie Zeit gehabt haben, sich auf den Geist dieser Epoche vorzubereiten. Aber die weibliche Reizbarkeit, Empfindung und Phantasie, wird sie immer das Gleichgewicht behalten bei den Auftritten, die noch bevorstehen können? Ich sehe, daß ein heftiger Krampf in der Staatsmaschine uns noch bevorsteht, daß Freiheit, so wie sie schon jetzt während der Revolutionsregierung nicht möglich ist, bei einem Protectorat wenigstens auf eine Zeitlang verschwinden und nur in den Herzen der Menschen ihre Freistätte behalten könnte, vielleicht gar nicht zum Nachtheil der allgemeinen Ausbildung unsers Welttheils, aber doch zum Verdruß und Leiden der Jetztlebenden. Ferner kann so viel Willkür verübt werden, die Herrschaft der Leidenschaften kann auf einen noch nicht vorhergesehnen Punkt steigen, das Maß der Ungerechtigkeit und Grausamkeit überfließen. Auf Alles das müssen wir gefaßt sein, und ich kann Sie nicht tadeln, wenn Ihnen das Wagstück für ein Weib unverantwortlich scheint. Endlich — die Zeit bringt es mit sich, daß wir jedem Genuß, der nicht in uns selbst liegt, gänzlich entsagen müssen. Hiermit fällt nun aber auch, in manchen Fällen, die feinere Nahrung des Geistes weg, die so innig mit den zarten Complicationen des gesellschaftlichen Lebens und dem Genuß des Seltenern, des Auserlesenern, des Köstlichern verwebt ist. Es wird ein weit einfacheres, also auch einförmigeres Leben. Ich lege freilich wenig Gewicht auf diesen Einwurf, denn die Art, wie wir ein complicirteres Leben benutzt haben, denn dafür konnte unser Leben in Mainz, besonders in literarischer und intellectueller Rücksicht gelten, bürgt mir dafür, daß wir Ideenreichthum genug haben, um von unserm Vorrath zu zehren und den Genuß, der ihn mehren könnte, ohne großes Bedauern zu entbehren. Im Grunde kommts doch immer nur darauf an, worein man eigentlich den Zweck des Lebens setzt. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Wirken nur der geringste Theil desselben ist, die Hauptsache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen besteht, oder, mit andern Worten, im intellectuellen Genuß, indem wir die Welt, die außer uns ist, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abstraction in uns bringen. Das Wesentlichste unsers Wirkens ist immer nur die Freude, die wir an einander haben können, und folglich der Familien- und Freundeskreis. Das Wirken im größern Umfang muß seine Stelle

finden, allein es ist in seinen Folgen und seinem Ertrag von Genuß weit mißlicher. Doch genug von meiner geistigen Hausapotheke. — —

Die Größe der Zeit ist Riesengröße, wie Sie bemerken; aber eben darum fordert sie die ungewöhnlichsten Opfer. Ich glaube endlich, daß ich Alles opfern kann, was sie nur fordert, wenn meine Humanität dabei gerettet wird. Meine Kartoffeln selbst schälen und kochen? — Was kann man nicht Alles, wenn man es nur will? Nur zur Milderung dieser spartanischen rauhen Schale gehört die Labung des Geistes in den süßen Gefühlen der Mittheilung. Sehen Sie nicht, daß die Ohnehosenschaft wirklich herrschend im Geiste der Menschen werden muß? Die Verachtung des Geldes, des Reichthums, der Habe ist nicht mehr Neid, nicht mehr Heuchelei, der Reiche selbst ist davon angesteckt, der Reichthum, den er nicht mehr genießen kann, ist fast wie gar keiner, sein Werth ist hin. Luxus und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, sie entehren ihn. „Nun denn, wenn es so ist, zum Teufel mit dem Gelde!" muß jeder Reiche sagen, der noch ein bischen vernünftig ist. Ich muß essen, wohnen, mich kleiden wie ein Sansculotte, was darüber ist, ist todt und unbrauchbar. Meinetwegen mögen sie es hinnehmen, ja, ich will es hingeben; so habe ich Ehre und guten Namen davon, und das ist ein Schild in dieser Zeit, der mehr werth ist, als die todten Batzen.

In dieser Revolution im Denken liegt die Kraft der Republik. Keine Maßregel, welche die Reichen angreift, ist jetzt ihres Erfolgs ungewiß. Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depositair sein wird, und alsdann realisirt sich, freilich anders als man gewöhnlich versteht, aber doch bis auf die Modification der Art und Weise, immer noch im eigentlichen Verstande, die lacedämonische Republik uud Familienschaft in einem Haufen von vierzig Millionen. — Alles Grelle dieser Erscheinung wird durch den unversiegbaren Lichtstrom der Vernunft, der sich überall mit herdurchdrängt, gemildert; überall wird für sie gesorgt, und für die Phantasie. — Dies Alles ist so viel größer, nach einem so viel umfassendern Plan, nach einer so viel richtigern Erforschung des Menschen, als es in Lykurg's Anlagen stattfand, und damals stattfinden konnte. Sein Gutes kommt verändert wieder, und das Mönchsmäßige, Absondernde kann nicht Platz finden.

Wir stehen da und wählen! Und wir mögen wollen oder nicht, wir müssen Gutes und Schlimmes mit einander hinnehmen, wie auch die Wahl ausschlage. — In Frankreich oder in Deutschland — es hat überall sein Mißliches; und manchmal kommt mir es vor, als wenn das Mißliche eben gar nicht in die Schale gelegt werden könnte. Nicht weil es an sich auf beiden Seiten gleich, sondern weil es hier und dort gar nicht zu berechnen ist. Aber freilich ist das ganze Leben immer nur eine Probabilitätenrechnung, die dabei so trüglich wie bei dem Lottospiel, und gleichwol die einzige ist, wenn man nun einmal rechnen zu müssen glaubt. Das Andere: blos seinem Herzen folgen, ohne zu rechnen, ist eben so abschreckend wegen der Größe des Wagstücks. Wie schwer ist der fatale Nachgedanke „hätten wir es damals anders gemacht!" — So bleibt denn nichts anders übrig, als nach bestem Ermessen das Wahrscheinlichste, wenn es gleich in Revolutionszeiten oft heißen mag: das Unwahrscheinlichste ist das Wahrscheinlichste, zu wählen. Das heißt am Rande des Unsinns tanzen — nicht wahr? Und dennoch ist der Mensch frei! — meinen Sie?

Nun leben Sie wohl! Ich trotze dem Wetter und bin in meiner Klause zufrieden, einen Berg Papiere und Zeitungen um mich her. Jene drei Tage fallen mir wol von Stunde zu Stunde ein, — doch davon haben Sie ja meinen ganzen Brief zum Beweis. Ich denke manchmal ganz ruhig und freundlich meinen Genius flüstern zu hören: „Wir werden uns wiedersehn!"

An seine Frau.

Den 20. Nov.

Zürich billige ich, wenn Ihr einmal in Neufchatel nicht bleiben könnt. Viel wird dabei nicht gewonnen sein, allein besser als Deutschland ist es doch in jedem Fall. Dort würde man Euch tracassiren, und es wäre die Frage, ob Ihr jeder Gefahr entgingt, denn zu dem Charakter jener Menschen gehört die Rachsucht, die es freut mich in dem, was Mir das Liebste ist, zu kränken. Du hast es schon gespürt. In Zürich wartet Ihr ab, was es gibt. Die Zeit allein kann uns jetzt aus dem Traume helfen und lehren, was zu thun sei, indem sie uns Mittel schafft. So bald geht Ihr aber doch nicht, ja der Winter muß erst vorüber gehen und dann sprechen wir weiter.

Was Du von Huber's Journal sagst, mag wol von einer Seite sehr wahr sein, aber ich fühle doch auch, daß die zu sorgfältige Vermeidung jedes Anstoßes in unserm Herzen einen so entschiedenen Widerspruch findet, daß man es um des innern Friedens willen nicht zu weit führen muß. Ich wollte nur, daß es mehr einbrächte — und das würde es, wenn es mehr gelesen würde und wenn es mehr ein Allerweltsbüchel wäre.

Hier ist wieder eine Nummer fertig geschmiert. Noch immer sind es keine Facta; ich nehme mir sogar die Freiheit, über den Geschmack daran zu spotten und durch Huber's Rippen dem lieben Publikum eins zu versetzen. Doch nur Geduld, ich komme der Erfüllung meines Zwecks immer näher und folglich auf die Details. Die Wahrheit zu sagen, ich wünsche in Paris zu sein, um besser dazu sammeln zu können.

Oelsner mag gut schreiben, aber er meint, die Republik wäre nun mit Brissot und Vergniaud zu Grabe gegangen. Das ist sie nicht. Liebster Himmel! wenn sie nicht zehn Generationen solcher Kerle wie die jetzigen aushielt, ehe sie zu Grunde ginge, möchte der Teufel Republikaner sein. Aber so viel wird sie nicht auszustehn haben, und ich hoffe, ich bin ein guter Prophet. Oelsner's Gesichtspunkt ist gerade deswegen so eng, weil ihm die Menschen so viel sind. Das gestattet nun einmal der jetzige Gang nicht, so traurig es für den Menschenfreund ist. Aber was ist zu thun? Die Hände über den Kopf zusammenschlagen und schreien: es ist Alles verloren! und denn doch, wie wenn die Frau gestorben ist, sich vom Schreck erholen und wieder auf die Brautwerberei ausgehn? Da ist es besser, gleich vom Anfang sich so zu stellen, daß eine Hand voll Mücken mehr oder weniger in dem Schwarm nicht einmal entbehrt oder wahrgenommen werde. Ich weiß wol, meine und seine Art sind Beweise von der Verschiedenheit unsers Alters. Wenn wir jung sind, meinen wir immer: entweder das, oder nichts — und werden wir älter und kriegen das nicht, was wir so eigensinnig verlangten, so behelfen wir uns doch. Wenige sind so voll von ihrer Idee, daß sie wie Lux das Leben dafür lassen. Wer das nicht kann, dem verzeihe ich ungern das Pinseln.

Ich will Freitag Morgen erst weg, um noch einmal die Zeitung abzuwarten u. s. w.

An seine Frau.

Paris den 27. Nov. 1793.

Ich bin erst gestern Abend spät angekommen, meine lieben Kinder, der Weg war zum Theil nicht der beste, man mußte auf Pferde warten, die Tage waren kurz, und ich befand mich von der ersten durchfahrnen Nacht so übel, daß ich die folgenden Nachtlager hielt. Ich spürte einen fatalen rheumatischen Krampf in der Brust, der mich begreifen macht, was Du so oft gelitten hast. Gleich wie ich hier ankam in mein altes Nest, befand ich mich besser, brauchte flüchtige Salbe auf Flanell gestrichen und bin nun schon wieder den ganzen Tag umhergelaufen in Wind und Wetter. — Hier sind indessen allerlei Dinge vorgefallen, die Ihr schon aus den Zeitungen wissen müßt. Die Verhaftung Chabot's und Bazire's ist sehr auffallend; Danton erscheint seitdem wieder im Convent, und spricht, aber mit viel Klugheit. Ich fürchte, die auswärtigen Mächte bedienen sich einer sehr ränkevollen Politik; ich fürchte, daß etwas, das ich schon längst versichern gehört habe, auf dem Punkte ist sich zu bestätigen, daß nämlich ein Plan tief angelegt sei, vermöge dessen alle Umänderungen bei uns, die wie aus den Wolken zu fallen scheinen, von dieser Politik combinirt waren und fortan immer eine Partei das Opfer der Anklage der andern werden soll, bis endlich die Uebriggebliebenen von den auswärtigen Mächten verschlungen werden können. Wäre das, so klärte sich Manches auf, was bisher unerklärlich blieb. So viel ist gewiß, kommt es dieses Mal nicht an den Tag, wo die geheimen Triebfedern der Feinde eigentlich liegen, so kann noch viel Schreckliches geschehen, obschon ich nicht glaube, daß wir unterliegen können, und sollten dem Volk auch noch so spät die Augen aufgehn. Leiden, Druck und Noth sind noch nicht Unterjochung und diese, hoffe ich, wird dem Feind unmöglich sein, wenn ihm auch noch so viel glücken sollte. Der Rapport von Robespierre über unsere auswärtigen Verhältnisse ist sehr anziehend. Im Moniteur steht er nicht vollständig, ich will trachten ihn Euch zu schicken, denn er verdient als Actenstück einen Platz in Huber's Journal. Dorsch ist nach der Schweiz geschickt, und Schweizer (ein Züricher) ebenfalls, um

die bei Gelegenheit jenes Rapports decretirten Freundschaftsversicherungen brühwarm zu überbringen.

Je mehr ich mich hier wieder mit sachkundigen, ruhigen, vorurtheilsfreien Beobachtern bespreche, je vollkommener bestärke ich mich in der Ueberzeugung, daß unsere Lage bei weitem vortheilhafter als die der Feinde ist, und daß die Revolution gegen alle mögliche Erschütterungen bestehen wird. Tausend und aber tausend Familien können zu Grunde gehen, aber das große Werk geht nicht mehr zurück. Es könnt' es auch nicht, ohne den Untergang einer weit größern Anzahl Menschen und ein Elend, das nicht zu ermessen ist, hervorzubringen.

Vor lauter Eile, die Feinde aus dem Elsaß zu jagen, haben wir die Gelegenheit versäumt, sie à la manière de Bourgogne einzufangen. Wie es nun steht, werden sie mit ziemlich heiler Haut abziehen. Seid versichert, daß man uns nichts anhaben kann, und daß unsere Tollköpfe vernünftiger sind, als man es denkt. Die Lebensmittel sind jetzt unsere größte Sorge — doch können wir schon mit ziemlicher Sicherheit voraussehen, daß wir ausreichen werden. Man ökonomisirt überall auf das äußerste; aller Luxus ist verschwunden, und eben weil es jetzt knapp hergeht, wird man gegen das Ende genug haben. Wenn ich mich nicht ungeheuer irre, sind wir jetzt schon die reichste Nation in Europa an baarem Gelde!!! Dieser Schlag unserer politischen Zauberruthe wird unsre Gegner gänzlich zu Boden werfen. Robespierre's Rapport muß, wenn er recht verstanden wird, die Coalition sehr incommodiren; er muß die Augen über unsere Verhältnisse öffnen, und manche falsche Ansicht im großen Publikum — aller westlichen Völker vertilgen.

Die Bibliothekarstelle hat H. Febvre de Villebrune, ein gelehrter Uebersetzer der griechischen Autoren, erhalten; eine der subalternen Stellen soll, sagt man, ** bestimmt sein. Wohl bekomme es ihm! Chamfort, der nebst den Unterbibliothekaren eine Wache bei sich hatte, sollte endlich doch ins Luxemburg gebracht werden; als er es hörte, schoß er sich mit einem Pistol durch die Gurgel; der Schuß streifte nur, hierauf gab er sich einige Schnitte mit einem Scheermesser, ohne seinen Zweck besser zu erreichen. Jetzt ist er in der Besserung, wenn das Besserung heißen kann, in ein Leben zurückzukehren, das man zu verlassen gesonnen war. Lux soll sehr unbefangen vor dem Tribunal gewesen sein und gesagt haben: er wisse, er sei nach den

Gesetzen des Todes schuldig, und das sei ihm lieb. Er ist auf das Schaffot gesprungen. Jetzt steht Barnave vor dem Tribunal, spricht mit unvergleichlicher Geläufigkeit und Rednerkunst und mit einer Unbefangenheit, der nichts gleicht. Natürlich wird auch er den Weg alles revolutionairen Fleisches gehn, da man ihm den Verlust und die Verheerung der Colonien schuld gibt *). Manuel ist zitternd zum Tode gegangen; Bailly hingegen mit einer Entschlossenheit, die durch die Aeußerung des ungekünsteltsten Gefühls höher als Stoicismus steht. Orleans ist herzhafter gestorben, als man es vermuthete. Ich für mein Theil denke, ein Mensch, der so für allen Genuß abgestumpft ist, kann auch wol einmal zur Abwechslung das Sterben versuchen wollen. Weil er sich Egalité genannt hatte, oder vielleicht auch zufällig, wurden ein paar Handwerker mit ihm auf das Blutgerüste geführt. Er sollte der Nummer nach zuletzt gerichtet werden, die beiden Teufelskerle complimentirten aber beim Absteigen vom Karren mit ihm, das Sprichwort geltend machend: à tout Seigneur, tout honneur (so der Mann, so der Quast). Ich gebe die Anekdote so wie ich sie erhalten habe; obschon man auf die Scherzlust dieses Volks selbst unter dem Richtschwert noch rechnen kann.

Noch habe ich nicht Zeit gehabt, mich nur einigermaßen einzurichten, daß ich meine Zeit ökonomisirte. Ich werde des Morgens sehr früh aufstehn, denn ich habe mit einem Menschen die Abrede genommen, daß er mir früh mein Feuer anmacht. Dies ist unentbehrliche Bedingniß, zumal bei Kaminfeuer. Kann ich ein wohlfeileres Nest finden, werde ich bald ausziehen, fürs erste bleibt es Hôtel des patriotes hollandois u. s. w. Die Mainzer Emigrirten überlaufen mich weidlich, aber das wird auch ein Ende nehmen. An literarische Arbeit für das hiesige Publikum ist jetzt noch nicht zu denken, bis zum Frieden. Mittlerweile will ich mich beim Minister gar nicht um Bedienung drängen; meine 18 Livres täglich müssen mir genügen, und wenn ich von Wenner allenfalls die geretteten Schriften, um die er sehr gedrillt werden muß, bekomme, habe

---

*) Forster erwähnte selbst in einem seiner ersten Briefe, daß Barnave den Antrag zur Freisprechung der Neger gemacht, und nachdem sie decretirt, von seiner Eitelkeit und Weichheit verleitet, die Rücknahme dieses Decrets bewirkte.

ich zu arbeiten genug. An meinen Mainzischen Darstellungen werde ich allmälig fortarbeiten, auch sollen von Zeit zu Zeit die Umrisse weiter folgen, der fünfte ist unter den Händen. Meine Brust ist so gut als curirt, mein Rheumatismus zieht jetzt wie die Rebellen, die aus der Vendee vertrieben worden sind, in den benachbarten Departements herum, aber er hat seinen Stachel verloren.

Gott gebe Euch Freude und Gesundheit! werdet jedes Augenblicks froh, wo Ihr froh sein könnt! Hüten Sie sich, lieber Huber, vor verdorbnem Magen, den man trotz unserer Hungersnoth noch gar gut in Paris haben kann. Heute hab' ich gepraßt, dafür war gestern mein ganzes Mittagsessen ein Viertelpfund Brot, weil ich mich unterwegs nicht aufhalten wollte. Aretophile, das neue Trauerspiel von dem Revolutionsarmee-General Ronsin, soll nächstens erscheinen. Hier eine Kleinigkeit vom Cousin Jacques, die wol kaum des Sendens werth wäre, wenn Ihr sie nicht frei erhieltet. Barnave und Duport du Tertre starben heut früh, den 29. November.

Den 2. Dec.

Der Kurfürst soll von der preußischen Besatzungsbehörde (in Mainz) nicht immer geziemend behandelt werden, wie hier die Rede geht. Er soll einmal das mot d'ordre haben geben wollen, welches der preußische Commandant sehr rauh zurückgewiesen haben soll. Er sagte ein paar kurfürstlichen Hofbeamten in des Kriegscommissairs Gegenwart, daß das Mainzer Volk wenig tauge. Die Preußen sind des Kriegs sehr überdrüßig, aber die Politik des Berliner Cabinets wird ihn fortsetzen. Die Franzosen halten doch die Preußen für gefährlichere Feinde als die Oestreicher und alle übrigen Reichstruppen, die Hessen ausgenommen, die obenan stehen. Unstreitig kommt das wol von den Offizieren, die bei der preußischen Armee doch etwas mehr Bildung als bei den Oestreichern haben.

Hier ist wegen des Winters offenbar eine Pause in den Kriegsoperationen eingetreten. Daß wir Fort Vauban, ehemals Fort Louis, verloren haben, ist ein schwerer Schlag, die Feinde werden sich schwerer vertreiben lassen. Indeß macht man sich hier nichts daraus, weil man noch gar nicht vom Frieden hören will, weil im Ganzen genommen unsere Lage so vor-

theilhaft gegen die der Coalition ist, vielleicht auch weil man im Kriege, so lang er fortdauert, sich besser auf den Frieden vorbereiten kann; so nämlich, daß bei der alsdann eintretenden Regierung der Ehrgeiz derer, die gern fortregieren möchten, nicht zu kurz komme. Ihr seht, daß der Vulkan noch nicht schweigt; noch bebt die Erde unter unsern Füßen, noch ist der Boden glühend. Aber daß die Republik bestehe, das ist keinem Zweifel unterworfen. O, daß man den dichten Schleier, der das übrige Europa deckt, nicht ein wenig lüften kann! Es scheint, als wenn Dänemark und Schweden die Lage hier und überall aus einem richtigeren Gesichtspunkt einsehen, und eben das von unserer Revolution halten, was meine Umrisse sagen. Ich glaube auch wol, daß diese in Hamburg, Altona u. s. w. gelesen werden dürften.

Gestern habe ich Merlin (von Thionville) seit Mainz zum ersten Male wiedergesehen. Ich war zu Mittag bei ihm; Reubell, Hausmann und Dorsch's Frau waren auch da und noch ein Deputirter, der ehrliche Lecointre von Versailles, von dem ich Dir schon im Frühling schrieb. Wir gingen gegen fünf Uhr zu Tisch und erst nach eilf Uhr auseinander. Ich habe noch eine geschwollene Hand vom Plumpsack, denn die großen Kinder haben sich am Pfänderspiel erholt. Ich stehe inzwischen mit diesen Leuten sehr gut und werde von ihnen unterschieden von Andern, die sich Anfangs zu ihnen gedrängt und Eindruck gemacht hatten, hernach aber für das, was sie sind, erkannt wurden. Den Tag vorher speiste ich bei einem sehr rechtschaffenen Sansculotten, Garran de Coulon, auch Deputirter, und der mit Wärme für mich ist, weil er selbst Gelehrter ist; nur gilt er so viel nicht, wie mancher Andere, weil er nicht so jugendlich revolutioniren kann und kein Ultrarevolutionair ist, wie Danton sie neulich sehr passend getauft hat. An vergangner Decade war ich mit N. in Versailles, wo T. sich eingemiethet haben! Die armen Leute — man hat ihnen 100,000 Livres abgenommen als ihr Theil von der Contribution von zehn Millionen, welche die Reichen in Strasburg geben müssen. Sie können das nicht tragen, denn sie passiren für reicher als sie sind und müssen nun ihre Häuser verkaufen. Die Frau nahm sich sehr brav und einfach dabei, und tröstete den Mann. Vielleicht wirds noch ein wenig zu mildern sein, wenn, wie sie wünschen, diese Summe als gezwungenes Anlehn angesehen und

nicht geradezu als Contribution genommen wird. — Unsere fêtes de la raison gehen ihren Gang; aber dem Eifer der abschwörenden Priester ist Einhalt gethan, nachdem der Zweck in Paris erreicht worden ist, und nachdem man auch in den Departements das Kirchengeräth zusammengetrieben und in die Münze geschickt hat. Dadurch, daß man nun die Gläubigen bei ihrer Andacht in Ruhe läßt, ist der Zweck der Ultrarevolutionairs, der auch hier contrerevolutionair war, vereitelt worden, und das Volk hält seine Repräsentanten auf einmal wieder für die frömmsten Leute von der Welt. So muß Dasjenige, was uns schaden sollte, nur zu unserm Vortheil gereichen. Wir spotten der kleinen Intriguen gegen uns, und sind schlauer als unsre täppischen Gegner. —

An Dieselbe.

Paris den 11. Dec. 1793.

Meine Theuersten! Ich erhielt gestern Abends Eure Briefe und antworte heute, um Euch nicht in Verlegenheit über mein Stillschweigen zu lassen, da ich schon das Schreiben von einem Posttag zum andern verschoben habe. Ich liege nun seit drei Tagen an einer Brustentzündung im Bett. Die Schmerzen waren heftig, die ersten paar Nächte habe ich nicht geschlafen. Durch sorgfältiges régime und die nöthigen zertheilenden Arzneien bin ich nun so weit, daß die Krämpfe fort sind und nur noch dumpfer Schmerz vorhanden ist. Ich kann auch ein Weilchen auffsein, und sitze wirklich am Feuer und schreibe auf meinen Knieen. Binnen drei Tagen kann ich gewiß ausgehen. Es war meine Schuld, ich war ohne Ueberrock, des Abends, in einem häßlichen Pariser Nebel umhergetrieben. Thu's nicht wieder. An Pflege und Besuch hat mir es nicht gefehlt. Maliszewski hat mir einen kleinen Polen gegeben, der bei mir Nachtwache hält und mit herzlicher Dienstbeflissenheit aufwartet, und eine Nacht hat ein junger Deutscher aus Schwaben, Kerner, von dem ich Dir schon längst geschrieben habe, der zugleich etwas Arzt ist, bei mir zugebracht. Aber das Alles läßt mich

nur doppelt fühlen, was häusliche Verpflegung ist. Ueber die Mausfalle habe ich herzlich gelacht. Es ist aber ein Grund mehr, weshalb wir jetzt nicht erst anfangen müssen, an unserm Briefwechsel zu knickern. Ich weiß nicht, welche Oekonomie mir auch im Kopf gesteckt hat, als ich aus Pontarlier schrieb: wöchentlich nur einen Brief. Ich werde schreiben, so oft ich kann, und das thut, Ihr Lieben, auch. Vor dem Schlag fürcht' ich mich nicht. Wers nicht darauf anlegt, der wird nicht getroffen. Ich weiß nicht, was Hubern aus meinem Brief so aufgefallen ist, daß es ihn hat irre machen können. Ich erinnre mich es nicht. Was war es denn? Etwas in Beziehung auf das Allgemeine? Mein Himmel! das ist ja in keines Menschen Kopf und Hand. In ganz Europa gibt es Niemand, der jetzt sagen kann, so wird es gehen, so wird es enden. — Oder bezog sich es auf uns? Ich weiß nicht, wo jetzt für uns Alle Stabilität zu hoffen ist. Aufs Ungewisse und höchstens nach Wahrscheinlichkeit des Augenblicks, die gar nicht in die Zukunft schaut, müssen jetzt alle unsere Schritte sich gründen, und dann bleiben sie gewiß schwankend, wenn ängstliche Sorge für das bloße Interesse unsers kleinen Kreises die einzige Richtung ist, die wir ihnen geben wollen. Fester gehen wir gewiß, wenn wir nach Grundsätzen entschieden unsern Gang gehen und mit der Consequenz vorlieb nehmen. Könnt Ihr es mit Euch selbst ausmachen auf den Fall, daß Huber in Deutschland eine Stelle bekommen könnte, dort zu bleiben und Euch selbst zu leben, ohne in die Vorstellungsart Anderer wirken zu wollen, so rieth ich noch jetzt, bietet Alles auf, schreibt an alle Welt, setzt alle Triebfedern in Bewegung und verschafft Euch ein redliches Auskommen. Es müßte mit dem T. zugehen, wenn H. nicht auf irgend einer Universität eine Lehrstelle bekommen sollte, z. B. in Altona; und daneben Schriftstellerei, da müßte man ja leben können. Nach Allem, was schon geschehen ist, meine besten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anschlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer sei, so bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg und im Frieden finde ich meine Kinder wieder.

Geht aber dieses nicht, ist Eure Existenz in Deutschland so ungewiß, als sie es hier sein könnte, hängt Ihr nicht zu fest an Eurer Denkungsart, um unter Andersdenkenden vergnügt leben zu können, und habt Ihr sonst noch einen Zug hieher,

so ist es am Ende ein großes Wagestück, ein Land, in dem Ihr mit Eurem Geist und Sinnen fremd seid, für eins zu vertauschen, wo freilich Alles fluctuirt, wo man aber doch nun einmal mitten in dem großen Wirbel ist, der immer eine neue und uns angemessene Aenderung im großen Ganzen der Weltbegebenheiten und in der Entwicklung des menschlichen Geistes bewirken muß.

Auf alle Fälle laßt uns abwarten, was die Zeit bringen wird, vereinigt mit unsern vernünftigen Bemühungen. Zwischen hier und Frühling entwickelt sich noch Manches. Ich bin ganz abgeneigt Euch in diesen Strudel zu ziehen, aber ich trage auch kein Bedenken dazu zu rathen, sobald Ihr den Willen in Euch fühlt, etwas zu wagen. Mein Gott! Wie soll man denn seine Berechnungen in einem so wüsten Zeitpunkt machen? Es ist ja jetzt, wie der ehrliche Sansculotte sagte, die Zeit, wo der, der sein Leben in die Schanze schlägt, es behalten kann, und der es verliert, der ängstlich für seine Erhaltung sorgte. Ich habe ein großes Zutrauen zu redlichen Absichten und Bemühungen. Ich habe Freunde. Ich und Ihr werdet noch mehre finden. Ich halte Alles auf den Genuß unserer selbst, mit dem Bewußtsein kann ich jeden Augenblick sterben, und ohne das ist alles Treiben und Thun doch nur verlorne Mühe. Lieben Freunde, wenn das wie gepredigt herauskommt: mein Kopf ist noch schwach, aber mein Herz ist warm.

Die Anekdote wegen Bailly versteht Ihr also unrecht. Er sollte das Märzfeld nicht mit seinem unreinen Blut entweihn. Ich kann Euch heute nichts Neues sagen. Wir haben Schafsköpfe zu Generals, und da ist es kein Wunder, wenn uns im Elsaß Alles mißglückt. Geduld! Die Lection war nöthig, und wird wirken. Ich verspreche Euch andere Anstalten für den künftigen Feldzug. Es gibt noch Männer hier, die commandiren können, und sie werden es. — Haupt, der Vater, hat einen sehr umständlichen Aufsatz über die Schweiz mitgebracht, den habe ich ihm ins Französische übersetzen müssen; das Letzte dictirt ich ihm im Bett, weil ich schon lag. Lieber H., diese mechanischen Arbeiter wissen es immer besser anzufangen als wir, die wir glauben, sie unendlich weit zu übersehen. Das ist Ihnen ein statistisches Memoire, das sich bis auf das kleinste Detail erstreckt, und worüber er ganze Säcke einzelner Thatsa-

chen als Belege erzählen kann. Ich wette, er macht Eindruck damit.

Die Metaphysik ist also wol die Erbsünde, weil sie den Kindern angeboren ist? Alles reiht sich aber in den kleinen Köpfen aneinander, der alten Magd weise Lehre sehe ich deutlich durchschimmern. Man muß ihnen den Tod physisch erklären. Doch es kommt von selbst. Ich muß aufhören, sonst werde ich gescholten. Lebt wohl, meine Lieben, und ohne alle Besorgniß wegen meiner, ich bin ganz auf der Besserung, denn die ganze Zeit, da ich schreibe, fühle ich kein Ungemach als Schwäche.

An Dieselbe.

Paris den 14. Dec. 1793.

Meine Lieben, ich kann noch nichts anfangen und schreibe deswegen an Euch für den nächsten Posttag. Ihr solltet die Wirthschaft sehen! Eine ganze Stunde habe ich mich angezogen inclusive des Rasirens, und nun liege ich wie eine Fliege im Armstuhl. Laß Dir aber Alles dieses nicht so zu Herzen gehen, liebe Frau. Die Unmöglichkeit, mir Deine Pflege angedeihen zu lassen, könnte ja unter den friedlichsten Umständen, durch eine Amts-, ja eine Vergnügungsreise veranlaßt worden sein. — Daß nun der Umsturz der Weltreiche Euch abhält mich zu pflegen, wirkt ja nur dasselbe wie Entfernung oder Mangel an Reisemitteln, die zu allen Zeiten hindern. Mein Kopf ist wieder heiter, ich lese Zeitungen aus allen Kräften; und dabei — Gott sei bei uns! — den Fürsten des Macchiavell. Im Elsaß soll es den Feinden eben nicht gar gut gehen. Wichtige Dinge sind indessen nicht vorgegangen, und ich bin wegen Landaus noch nicht außer Sorgen. Die Vendeerebellen sind denn nun auf der Hefe — das ist ein großer Punkt! Die Reinigung der Jacobiner scheint es weniger, und ist vielleicht noch mehr. Alle Intriguanten werden wol nicht herausgeworfen werden, aber doch die meisten. Anacharsis Cloots, der noch neulich präsidirte, hat auch springen müssen, und alle Auslän-

der, deren es sonst so viele in dieser Gesellschaft gab, und unter ihnen Kerle, die gewiß nur den Feinden dienten. Cloots und Chaumette, sein Anhänger, haben die Pfoten hergegeben, womit man die Kirchengeräthschaften in den Nationalschatz gesammelt und die geschwornen Priester verächtlich gemacht hat, indem man sie verleitete nach einander aufzutreten und zu gestehen, daß sie Betrüger waren. Die Nichtgeschwornen profitiren von diesem Geständniß, um wieder auf das Volk zu wirken. Seht, riefen sie, sie sind die echten nicht, wie könnten sie sonst so etwas von sich sagen? Indessen hatte man die Schätze gesammelt, und nun auf einmal, um dem Fanatismus das Spiel zu verderben, predigte man Toleranz. Alles ist ruhig; nur die Anstifter des Auftritts mit dem Vernunftdienst müssen es entgelten. Der Vernunftdienst bleibt aber, wo er einmal eingeführt ist, besonders in Paris; in den Provinzen macht mans, wie man will. Doch müssen sichs die Katholiken gefallen lassen, daß Alles, was auch nur von weitem Stoff gibt, durchgehechelt wird. Der Spott, der bei den Franzosen so viel gilt, soll die letzte Hand ans Werk legen.

Die deutschen Zeitungen schneiden gewaltig auf; doch ist es nicht ohne Grund, daß wir bei Lautern einen Klapps gekriegt haben, mit dem wir nach Zweibrücken zurückgehen müssen. Gerade deshalb bin ich für Landau besorgt; denn die Leute darin müssen zu essen haben, wenn sie sich halten sollen. Die Mannheimer haben sich also eine Suppe eingebrockt! — Das glaube ich, daß die Mainzer Besatzung Angst gehabt, als unsere Truppen so nahe waren. Nach sichern Nachrichten war sie so gering, daß es sich eben so schnell wie voriges Jahr hätte ergeben müssen. Was Bollmann's Brief über Lafayette anbetrifft, so seid ohne Sorgen; er kommt nicht aus meinen Händen; der einzige Fall, in dem ich es mir erlaubt hätte, kann nicht mehr stattfinden. Die Gefährlichkeit Lafayette's ist lächerlich! ich glaube eher, man wäre fähig ihn bei einem Friedensschluß auszuliefern. Die Coalition möchte sich dem Teufel ergeben, daß sie nicht — nach ihren Begriffen — den Frieden machen kann, denn Schande halber gehts nicht, und einzeln wagt es Keiner wegen der Andern. Ich glaube nicht, daß sich die Schweizer durch die östreichischen kleinen Künste werden irre machen lassen; es ist gänzlich gegen ihre Interesse. Je ärger die deutschen Zeitungen lügen, je früher müssen den

Leuten endlich die Augen aufgehen. Ich sage Euch, in der Vendee liegt die Rebellion im Todeskampf, und an den Grenzen fürchten sich die Feinde viel mehr als wir, wenn wir auch zuweilen Schläge bekommen. Hätten wir nur Toulon! Zwar Toulon an sich nehmen wir gewiß wieder; aber unsere Werfte, unsere Flotte, unser Arsenal! —

Heute ist meine Genesung, auf eine Dosis Opium, die ich gestern Abend selbst verschrieb, um einen ganzen Schritt weiter. Ich repetire sie heut Abend und hoffe morgen in geometrischem Progreß vorgerückt zu sein. Dabei trinke ich schon heute zum erstenmale Chinadecoct, ebenfalls auf mein eignes Verlangen. In drei oder vier Tagen hoffe ich meinen ersten Ausgang machen zu können; das Wetter ist seit einigen Tagen gelind, schwül und kühl, und die Straßen allerliebst dreckig.

Nun muß ich aufhören, denn seit der Krankheit weiß ich auch was Rückenweh ist. Ich möchte gern weitere Umrisse senden, aber wer kann für ein solches Intermezzo! Zudem gibt es so viele Dinge, die man, wie Paulus, nicht aussprechen kann, daß immer die mittheilbaren doch wirklich an Interesse verlieren und zum Theil wie unwahr aussehn: die mittheilbaren streifen so ans Wesentliche, daß man sie auch um des Mißbrauchs willen an sich halten muß. Wir leben in einem sonderbaren Zeitpunkt! — und wer lebt eigentlich darin als der, dessen Geist schon in andern wichtigen Zeitpunkten der Geschichte zu Hause ist und sich orientiren kann oder allmälig und still zu orientiren sucht.

An Dieselbe.

Paris den 19. Dec. 1793.

Es fängt an, lieben Kinder, etwas besser zu werden. Die Schmerzgestängs- und Krummzapfen-Musik in meiner Brust hat aufgehört, es ist nur noch etwas dumpfer Schmerz vorhanden. Ich darf essen und trinken was ich will, ich will aber wenig. Die Tage her hab' ich denn freilich in meiner unfruchtbaren Einsamkeit allerlei betrübte Glossen gemacht, arbeiten

konnt' ich nicht, meine Gedanken ließen sich bei der gänzlichen Erschlaffung der ganzen Maschine nicht sammeln, und Anstrengung, wäre sie auch nicht verboten gewesen, bestrafte sich selbst. Inzwischen habe ich seit meinem letzten Briefe hier die Umrisse Nr. 6 und 7 vollendet und auch Einiges an einem politischen Aufsatze gearbeitet, den ich, denkt einmal, wol an den Ausschuß des öffentlichen Wohls gedenke gelangen zu lassen! Die traurigen, einsamen, langen Abende, wo man vom Tag her erschöpft ist, weder schreiben noch lesen kann, und doch aufbleiben muß, um nicht noch traurigere lange Nächte schlaflos im Bett zuzubringen! Wenn es nicht die so dunkle und nun so oft getäuschte Hoffnung wäre, Euch noch etwas nützen zu können, und weiß es der Himmel, wenn man sich so jeden Arm und jede Stütze abgehauen fühlt, vergeht einem wol oft das Hoffen, — so hätt' ich doch nun nichts mehr hier zu suchen und wäre wol berechtigt, meinen Abschied zu fordern. Für mich selbst, sehe ich wohl, kann weiter nichts noch sein als Arbeit und Mühe — um was? um elende Selbsterhaltung von einem Tag zum andern, in einem genuß- und freudeleeren Dasein. Hundertmal hab' ich nun schon erfahren, daß es größer ist zu leben, als zu sterben. Jeder elende Hund kann sterben. Aber wenn hernach der Teufel, oder wer ist der schadenfrohe, zähnefletschende Geist in uns, der so einzusprechen pflegt? wenn der mit einem höllischen Spötteln fragt: was ist dir nun die — Größe? Bist du nicht ein eitler Narr, dich für besser als alle Andere zu halten, damit du dich über wirkliches Uebel, über unverbesserliche Ungerechtigkeiten der Natur täuschen kannst? — Was hat man diesem Adramelech zu antworten? O mein Gott! da versink' ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich und gehe weiter und denke nichts mehr, als: du mußt, bis du nicht mehr kannst, dann hats von selbst ein Ende. — So gehts am Tage in meinem Kopf um, die Nächte sind elend. Schlaf ohne Erquickung, gespannt, ängstlich beklommen, lauter Träume und kalte Schweiße. Indessen Geduld, Geduld! das ist das große Heilmittel.

Den 20. Dec.

Ich mußte versuchen gestern auszugehen, zu fahren versteht sich; aber der Versuch ist mir übel bekommen. Ich ging

zu Onfroi und da in ihrem Quartier kein Wagen zu bekommen war, mußte ich Abends zu Fuß durch die halbe Stadt nach Hause. Meine Brust war so wund und ermüdet, als hätte sie auf einem Reibeisen gelegen, und noch ist Alles inwendig ein Schmerz. Wenn das so fortgeht, kann ich mich nur gefaßt machen, bis im Mai als ein armer Gefangener auf meiner Stube zu sitzen. Gerade das fehlte noch, einen ehrlichen Kerl langsam zur Welt hinaus zu martern. — Verzeiht, meine Freunde, daß ich mein Herz so ohne Rückhalt ausschütte. Ich habe an mich gehalten aus besten Kräften, aber Jeder hat sein Maß. Das Gefühl, Niemandem nützen zu können und ohne alle Ressource zu sein, um eine neue Einrichtung insbesondere für Euch anzufangen, ist über allen Begriff quälend und marternd. Nun kommt noch Krankheit hinzu, da ists kein Wunder, wenn man zuweilen aller Hoffnung entsagt und sich einem unbarmherzigen Schicksal überläßt. Ihr kennt das menschliche Herz und wißt, welche Kraft es bis auf den letzten Augenblick behält, gegen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Also auch bei mir. Ich raffe mich wieder zusammen, wenn mich so ein schwerer Schlag niedergeworfen hat, uud suche es noch gegen Sturm und Wogen auszuhalten. Wer weiß am Ende, was noch werden kann? Jetzt sieht es so trüb und freudeleer in uns, um uns und im Ganzen aus. Laß die Zeiten sich ändern und unser Loos ändert sich vielleicht mit. Ein Jahr mehr bringt Frieden, auf eine oder die andere Art. Gleichviel. Wir bleiben uns.

Unsere öffentlichen Angelegenheiten gewähren keine neue Ansicht. Es scheint, man fühle sich des Revolutionswesens etwas müde; diejenigen wenigstens, die an der Spitze stehen, fangen an diesen Ton zu geben. Sehr natürlich, denn sonst ist der Gipfel nicht lange haltbar, wenn der Sturm fortdauert. Camille-Desmoulins ist neulich mit einem neuen Journal voll Kraft und Saft unter dem Titel: le vieux Cordélier aufgetreten und darin wird nachdrücklich gegen Ultrarevolutionairs zu Felde gezogen, er schreibt mit Freiheit und Kühnheit über alle Mißbräuche. Aller fünf Tage kommt eine Nummer heraus. Dreie sind schon da. Ueberhaupt scheint's, als bilde sich ein Phalanx um die jetzige Regierung. Die Gegenpartei ist kleinlaut und man sagt, sie hätten große Dinge im Sinne. — Die Commission, die den Auftrag hat, für die Subsistenz in der

ganzen Republik zu sorgen, soll eine ganz unverbesserliche, treffliche Einrichtung haben. Nur kommt's darauf an, zu wissen, ist wirklich ein Jahr zu essen da, oder nicht? und wo fehlt's und wie kann das Fehlende beigeschafft werden? Ueber diese Gegenstände wird eifrig in der Stille gearbeitet. Im Elsaß haben wir Hagenau noch nicht wieder, geschweige sonst etwas. Landau wird wol ausgehungert werden, wenn wir, wie es scheint, es nicht entsetzen können. Dann wird freilich Strasburg im Frühjahr belagert und unsere erbärmlichen Generale werden es, ohne einige Nachhülfe vom Himmel, nicht retten. Ueberhaupt müssen ungeheure Anstrengungen künftiges Jahr das wieder einbringen, was im gegenwärtigen eingebüßt worden ist. Allein ich sehe noch viele Menschen, denen es daran liegt, nur Alles in die Länge zu spinnen, daß ich oft nicht mehr weiß, was ich denken soll. Im Bureau des Kriegsministers ist ein offenbares Foyer de Contrerévolution und es ist sehr die Frage, ob die Einsetzung von Vincent de Maillard dem Ding ein Ende gemacht haben wird. — Die Rebellen allein scheinen endlich ganz auf der Neige zu sein. Durch die heftigen Maßregeln gegen den katholischen Gottesdienst hatte sich ihre Armee plötzlich um 30,000 Mann verstärkt. Indessen ist es mit ihrer Vertilgung jetzt ein solcher Ernst, daß sich schwerlich ein Einziger wird retten können. Aus Flandern und von der Nordarmee hört man keine Sylbe, als existirte sie nicht. Man spricht vom Frieden! Eine Posse! Von England sollen Eröffnungen gemacht worden sein, doch wer mag Alles nachschreiben, was in Pariser Kaffeehäusern geschwatzt wird. Es ist jetzt nicht an Frieden zu denken, wenn die Lage der Coalisirten nicht hundertmal ärger ist, als wir sie uns vorstellen; und das ist sie nicht. Aber wir müssen genau wissen, das bleibt einmal eine unentbehrliche Sache und es ist die höchste Zeit, Nachricht einzuziehen. Gewisse Cabinete nähern, andere entfernen sich; das kann das Werk des Winters sein, und wären wir klug, so machten wir es uns zu Nutz. Allein dazu gehört Beobachtung, und bei den Beobachtern Beobachtungsgeist. Wären Sie doch hier, lieber Huber, wie Manches könnten wir nicht durchsprechen! Wie manchen Lichtstrahl in eine finstere Nacht werfen, die so manchen Kopf umnebelt! Schöne Wünsche! Es ist eine Hungersnoth an guten Köpfen. —

An Dieselbe.

Paris den 22. Dec. 1793.

Meine geliebtesten Freunde! Ich fühle ganz, wie mein voriger Brief geschmerzt habe. Allein der Mensch ist ein gar armes Thier, wenn er krank ist. Unmöglich kann man verhindern, daß gerade dann alle Leiden des Gemüths, gegen die der gesunde Körper sonst ankämpfte, mit unwiderstehlichem Gewicht auf ihn eindringen, zumal wenn er einsam bleiben muß. Ich habe mich in diesen Tagen darauf ertappt, daß ich für mich allein geweint habe wie ein Kind, so tief war ich abgespannt, und so wahrhaft unleidlich ist es, hier außer dem Kreise derer, die man liebt, krank zu liegen und keine Erquickung, keine rechte Bequemlichkeit erhalten zu können. Ich bin gar nicht bange für die Folge der Krankheit, ich fürchte nur wegen der Jahrszeit und der hiesigen feuchtkalten Winterwitterung, daß ich bis zum Frühjahr elend werde durchkrüppeln müssen. Im Zimmer ist es mir erträglich, ich spüre wenig auf der Brust. Aber sobald ich die äußere Luft einathme, wird sie mir wund und gepreßt. Zu Fuß kann ich nicht hundert Schritte gehen, ohne sehr zu keuchen und eine erstaunliche Mattigkeit zu empfinden. Zu Wagen geht es leidlicher, doch reizt die Luft immer. Ich will morgen isländisches Moos zu gebrauchen anfangen und Honig von Narbonne. Wir werden ja sehen, wie weit man damit kommt. Die Nachtschweiße erschöpfen mich sehr. Darnach friert und bratet man den ganzen Tag über an dem elenden räucherigen Kaminfeuer. Das Alles ist Kleinigkeit, aber die Anhäufung so vieler Kleinigkeiten, deren es noch tausend andere gibt, versetzt einen zuletzt in einen Zustand des beständigen Gereiztseins. Die Nachricht über B. war mir wichtig, aber es existirt hier zu Lande noch eine Version, nämlich ein gewisses anstößiges englisches Memoire habe sollen in Bern gedruckt werden; darüber wären im Rathe große, heftige Debatten entstanden und man habe den Augenblick gesehen, wo Rathsherr gegen Rathsherr habe vom Leder ziehen wollen; endlich habe die französische Partei gesiegt, und der Druck sei verboten worden. In den Bureaux des Ministers glaubt man das Alles nicht, weil nichts Officielles darüber eingelaufen ist. Frei-

lich kann aber wol das Officielle ausbleiben, da Barthelemy in Baden sitzt! Die Witterung hemmt alle Kriegsoperationen auf beiden Seiten. Der Feind im Elsaß muß indeß eine üble Lage haben und wird wahrscheinlich mehr verlieren als wir, die wir doch zu Hause sind. Menschenverlust muß ihm im Grunde unersetzlicher werden als uns, und in sofern ist noch für uns Alles vortheilhaft. Einige Unglücksfälle, die wir schon erlitten haben und noch erleiden können, werden wenigstens die guten Folgen haben, uns behutsamer zu machen. Wie alle ungebildete Soldaten, müssen auch wir durch Schaden klug werden, fechten und siegen lernen. Mittlerweile verursachen auch die von Zeit zu Zeit sich ereignenden Schlappen, daß die Nothwendigkeit, eine feste Regierung zu haben, immer vollständiger anerkannt wird. Der Krieg also selbst gibt uns die Verfassung, die den Umständen und Bedürfnissen der Nation angemessen ist, und verhindert den Ausbruch des Parteigeistes, der bei plötzlichem Frieden noch jetzt so leicht in Bürgerkrieg ausarten könnte. Jene abscheuliche Vendee, die uns das ganze Jahr hindurch beschäftigt hat, ist doch auch so gut wie ein Zugpflaster gewesen, das alle Unreinigkeiten aus dem Staatskörper weggesogen hat. In Paris selbst hat man für die Rebellen geworben, desto besser! eine unsägliche Menge Gesindels und daneben ein großer Theil des ausgestoßenen Adels ist auf diese Art umgekommen und stiftet kein Unheil mehr. Toulon haben wir verloren, dadurch aber wahrscheinlich Dünkirchen, das wegen seiner Nähe an England so viel gefährlicher in Feindes Händen war, gerettet. Um Toulon zu behalten, müssen die Engländer alle jene großen Anstalten machen und alle jene gewaltsamen Maßregeln ergreifen, wodurch sie sich bei den Bewohnern ums mittelländische Meer verhaßt machen. Ihr Ton ist so unerträglich, daß er sogar Sclaven empört. Kurz, Alles wohl erwogen, können wir es den künftigen Feldzug wol mit ansehen. Es wäre indessen gut, wenn wir des Feindes Stärke, Ressourcen und Anstalten zur nächsten Campagne genau wüßten; darnach könnte man sich richten; denn die vage Versicherung, er ist erschöpft, es fehlt überall an Mitteln, will doch nichts sagen, wenn nicht der Punkt, wie weit es fehlt, bestimmt wird. Denn zwei Mächte, die z. B. dies Jahr jede 100,000 Mann einander entgegenstellen, sind sich noch gleich, wenn jede das künftige nur 50,000 stellen kann. Das Schachbret ist leerer, aber das

Spiel dauert darum doch fort. Die Partei der Ultrarevolutionairs, der man seit 14 Tagen zusetzt, sperrt sich gewaltig; es wird nun darauf ankommen, wer oben bleibt. So lange Robespierre und Danton einig sind, können sie den Andern noch wol die Spitze bieten. Doch nun endlich genug politisirt, ich thue es doch fast ohne Antheil bei dem unsäglichen Schmerz, den ich leide. Der Knöchel der linken Hand ist mir von fliegender Gicht, seit etlichen Stunden, plötzlich angeschwollen und reißt so fürchterlich, daß ich von einem Augenblick zum andern fast von Sinnen kommen möchte, zumal wenn der alte H* mir zum Aerger dasitzt und predigt, es sei Arthritis vaga und dagegen gebe es viererlei Mittel, Campher, Salmiak, Opium und Balsam von Mekka u. s. w. Ich habe ihn so angeschnauzt, daß er hinaus ist, der unerträgliche Firlefanz! — Wenn es etwas gibt, meine Lieben, worin wir uns nicht zu verstehen scheinen, so ist das blos die natürliche Folge unsers Getrenntseins. In Conversation erklärt sich augenblicklich ein befremdlich klingendes Wort, und durch Briefe ist es so schwer, man hat den speciellen Ausdruck nicht gegenwärtig, der beunruhigte. Aber daß es nur im Ausdrucke ist, kann das Einer von Allen noch bezweifeln? Ich suche und sinne, ob ich unser gemeinschaftliches Beste befördern kann; das ist mein Ein und Alles. Die Art wie? hängt freilich sehr von den Umständen ab, und darum schlage ich bald dies, bald jenes vor, sag' Euch jeden Gedanken, theile Euch jede Ansicht mit, die ich eben habe; denn nichts ist fest, Alles schwankt vor uns, bis wir einmal zugegriffen und entschieden haben werden. Verdacht? Nein, wir sind über allen Verdacht gegen einander hinweg. Aber eine Bestimmung zu ergreifen, die auf eherne Nothwendigkeit gegründet und von unerbittlicher Klugheit und Selbstverleugnung verlangt wird, die unsere Träume eines frohen Beieinanderseins noch weit in die Ferne schiebt, diese ist in der Reihe der Möglichkeiten, so wenig sie Wünschenswerthes zu haben scheint, und daher müssen wir wenigstens den Muth haben, ihr ins Gesicht sehen zu können. Wenn ich so etwas sage, so muß es Euch nicht befremden; von mir lautet es natürlicher. Wenn ich es aber gesagt habe, so müßt Ihr nur nicht meinen, es sei nun natürlich, daß Ihr es wegwerfet. Das ist ja ganz verschieden. Zuerst die Vielen, dann der Einzelne, und diese Regel hält aus bis zur Vernichtung. Könnt' ich durch einen Schlag mit einer

Zauberruthe Euch Alle augenblicklich an mein Bett versetzen, dann thäte ich es vielleicht, weil die Ueberkunft am Ende die größte Schwierigkeit ist. Aber es sollen ja dergleichen Riesen in der Welt sein, damit wir guten Ritter nicht müßig gehen! Ich will mich mit dem meinigen balgen, so lange ich zusammenhalte. Darnach malen sie mirs auf den Schild, wie sauer ich mirs habe werden lassen, und mit diesen preuves de civisme laß ich mir denn vom Comité révolutionaire in der andern Welt eine gute Stelle geben.

Lebt wohl, meine besten Kinder; ich umarme Euch innig und bin immer bei Euch. Verzeiht, wenn das, was ich schreibe, an Unsinn grenzt, und setzt es auf Rechnung der vermaledeiten Arthritis vaga!

An Dieselbe.

Paris den 27. Dec. 1793.

Meine Geliebtesten! Eure Briefe erhielt ich wol am 23., aber seitdem rührte ich keine Feder an. Das war ein harter Rückfall! Heut ist der erste Tag, wo ich wirklich, nur weil es der Arzt verlangte, mir selbst Gewalt anthue, um ein paar Stunden aufzusein und allerhand zu treiben. Ich bin gänzlich entkräftet und skeletirt. Meine skorbutische Gicht war mir im Arm, im Gedärme, im Magen. Drei Tage brach ich Alles aus, was ich trank. Es ist keine Gefahr gewesen, aber unsäglicher Schmerz, Schlaflosigkeit, Schwächung des ganzen Körpers. Weil ich doch etwas thun soll, schreib' ich Euch lieber einige Zeilen, damit Euch nicht bange werde. Jetzt werde ich so lange auf meinem Zimmer bleiben, bis ich ohne alle Besorgniß herauskann. Ich habe mir einen Pelz angeschafft.

Meine armen guten Lieben! So wirft uns das Schicksal hin und her! Meine Aerzte, alle drei! denn an denen hat es nicht gefehlt, und die berühmtesten, warnten mich am meisten vor Gemüthskrankheit und hatten Recht: denn die immer fehlschlagende Hoffnung und die Unvermögenheit, unser gemeinschaftliches Wohl nach Wunsch zu befördern, haben gewiß zu meiner Krankheit sehr wesentlich beigetragen. Indessen hofft!

Laßt Euch nicht bange werden! so wird am Ende noch wol Licht zu haschen sein. Nur Geduld! über den betrübten Winter hinaus. Seid froh, genießt Euer, pflegt die Kinder. Die neuen, wiederholten heroischen Siege der Franken müssen doch die Neutralen auf etwas billigere Gedanken bringen und die Feinde erschüttern. Toulon ist unser und das Mittelmeer uns wieder offen; der wichtigste Punkt. Im englischen Parlament wird Pitt eine schwere Rolle haben.

Sobald ich kann, schreib ich mehr. Ihr begreift, daß dieses ein effort ist, den nur unser Band möglich macht. An Hülfe, Freunden, Besuch, Anerbietungen hat mirs nicht gefehlt. Merlin hat mich auch an meinem Bette besucht. Ich hoffe in 14 Tagen ein Mensch zu sein, jetzt bin ich ein Schemen. Küßt meine Kinder. Sie sind wohl, hoff' ich, und Ihr auch! Sorgt nur dafür. Ich umarme Euch mit inniger Liebe.

Den 28. Dec.

Ich hatte vergessen, daß heute noch nicht Posttag ist. Der Brief muß noch bleiben. Ich bin, wie ich war. Die Gicht ist nun einmal eine langsame Schmerzenskrankheit. Also nur Geduld und Muth, spricht der Arzt! Gestern Abend, meine geliebteste Therese, erhielt ich Deine Nr. 7. vom 22. December. Ich bin sehr dadurch erfreut und aufgerichtet; es ist mir lieb, daß Ihr Euch entschlossen habt zu bleiben, wo Ihr seid. Was kommt auf etliche Monate mit dem Hin- und Herreisen heraus? und dort seid Ihr nun einmal auf einem Fuß, dessen Verdrießliches und Linderndes Ihr kennt. Wenn ich um Euer Hiersein bisweilen zweifelnd und verlegen scheine, meine innig geliebten Kinder! so glaubt nur nie, daß dies aus irgend einer Besorgniß über unser künftiges Verhältniß fließe. Ich bin meiner gewiß und weiß, daß uns nichts stören kann und wird. Ich möchte nur gern in der Fülle meiner Sorge für Euch, daß Ihr, wenn Ihr einst hier seid, nicht das geringste Ungemach empfändet. Unser Beisammenleben kann zwar immer nur auf die äußerste reinlichste Simplicität berechnet sein, und daher kann ich mirs kaum vorstellen, daß, wenn wir einmal so weit sind, hier an einem Orte eingerichtet zu sein, wir je durch Nahrungssorgen in wahre, drückende Verlegenheit gerathen könnten; denn wir setzen dabei doch immer voraus, daß auf eine oder

die andere Art treues fleißiges Arbeiten uns unsern Unterhalt geben müsse. Allein Ihr wißt wol, wie man zuweilen, und zumal wenn man älter wird, den Gedanken, das hättest du besser überlegen sollen, als eine Qual im voraus ansieht. Es ist nun einmal der jetzige Zeitpunkt, wie es scheint, dazu gemacht, daß man die Unzuverlässigkeit menschlicher Plane darin erkennen, und etwas wagen, oder dem Schicksal vertrauen lernen soll. Der Grund, den Du anführst, daß Dein Verhältniß in D* immer unangenehm wegen der Vorurtheile bleiben müsse, leuchtet mir vollkommen ein. Hier müßten wir unsern Kreis sehr langsam bilden, aber so lange wir allein sein wollten, oder wie es immer wäre, stünde uns wenigstens Vorurtheil, Kleinstädterei und Engherzigkeit nicht im Wege. Also Hoffnung und Geduld!

Was Du von meinen süßen, lieben Kleinen schreibst, empfange ich mit herzlichem Dank. Die Lyoner Nachrichten mögen leider wahr sein! Die Revolution ist ein Orkan, wer kann ihn hemmen? Ein Mensch, durch sie in Thätigkeit gesetzt, kann Dinge thun, die man in der Nachwelt nicht vor Entsetzlichkeit begreift. Aber der Gesichtspunkt der Gerechtigkeit ist hier für Sterbliche zu hoch. Was geschieht, muß geschehen. Ist der Sturm vorbei, so mögen sich die Ueberbleibenden erholen, und der Stille freuen, die darauf folgt. Meine Lieben, ich kann jetzt nicht weiter vor Erschöpfung. Seid nicht besorgt, denn ich sage es Euch ja genau, wie es ist. Noch acht Tage so hingeleiert, darnach hoff' ich allmälig wieder ein bischen Kraft zu bekommen. Gott erhalte Euch, meine Einzigen.

Den 29. Dec.

Heute kann ich die Feder nicht halten. — Ich hoffe nun in ein paar Tagen Linderung. Seit zehn Tagen kein Auge zu. — Noch eins; — H. ist, so viel ich urtheilen kann, nichts für Sie, lieber Huber. Er weiß nicht, wie hier die Sachen zusammenhängen, ist dumm wie Stroh und sieht aus wie die Ente, wenns blitzt. Er läuft den ganzen Tag, wird aber Nichts erlaufen.

O Gesundheit! Gesundheit! Sie sollten gewiß nicht ver-

legen sein. Ich thäte gern Alles. Nur Geduld und frischen Muth in Schmerzen!

An Dieselbe.

Paris den 4. Jan. 1794.

Nur ein paar Zeilen aus meinem Schmerzensbett, um meine Theuersten nicht ohne Nachricht zu lassen. Meine Krankheit dauert nun den dreizehnten Tag. Ich thue kein Auge zu, hatte bis diese Nacht immer Schmerzen, mehr oder weniger heftig. Jetzt bricht sichs, wie es scheint, den vierten Tag, nach Anlegung zweier Blasenpflaster. Noch habe ich dabei jenen fürchterlichen skorbutischen Speichelfluß wie in Mainz, als Dein Vater uns besuchte. Gefahr ist keine. Kräfte sind noch da, obschon so gemindert, daß es langsam mit der Herstellung gehen wird. Glaubt, an meinem Krankenbericht ist kein Wort zu viel und zu wenig. Die Schmerzen sind aus den Gedärmen und dem Magen. Das war die Hauptsache. Daß ich nichts anfangen kann, begreift Ihr wol. — Ich muß blos mich retten. Dies Geschreibs kann ich nicht weiter fortsetzen; also nur unbesorgt. Ich bitte Sie, lieber Huber, zu verhüten, daß unsere Th. sich nicht Einbildungen macht. Wahr, ich bin sehr und schmerzlich krank; aber noch einmal: keine Gefahr.

Deine Briefe, liebes Kind, die ich alle erhielt, sind mir ein liebes Geschenk in meiner Krankheit gewesen; fahre ja fleißig im Schreiben fort! — Wir haben überall ganz löwenmäßig gesiegt; die Frankfurter Aufforderung ist ahnungsvoll gewesen. Ich bin neugierig zu erfahren, wie sich der öffentliche Geist jenseits des Rheins äußern wird, nun die Wahrheit der Nachrichten unbezweifelt ist.

Nicht wahr, Kinder, ein paar Worte sind besser als nichts? Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! hütet Euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen.

Das waren die letzten Zeilen von Forster's Hand. — Nach zehn todesbangen Tagen erhielt Huber folgendes Schreiben eines nach Paris emigrirten Mainzer Bekannten, desselben Mannes, über dessen medicinisches Urtheil Forster, in einem seiner letzten Briefe, so heiter scherzt. Der zweite Brief eben dieses Mannes muß als letzter zerreißender Schmerzenston aus dem Schicksal eines der edelsten Menschen hier seinen Platz finden.

** an Huber in Neufchatel.

Paris am 12. Jan. 1794, am 21. Nivose im zweiten Jahr der einen und untheilbaren Republik. Abends 6 Uhr.

Meine Thränen zeigen Dir, lieber Freund, ein sehr trauriges Ereigniß an. Unser armer Forster ist todt; vor einer Stunde starb er an einem Schlagfluß nach einer langen, gichtischen Krankheit in seinem Zimmer, rue des moulins, maison des patriotes hollandois; ich that meine letzte Freundschaftspflicht, und drückte ihm die Augen zu.

Ich schreibe Dir dieses gleich, lieber Huber, um seine hinterlassene arme Frau davon auf schickliche Weise zu präveniren. Der Juge de paix, Jean Lacoste, von der Section de la montagne, rue des moulins N. 532, hat auf sein Hinterlassenthum gleich die Siegel angelegt. Solches besteht in zwei vollen Koffern, einer Vache und einem Cabriolet; in solchen findet sich auch seine Uhr, seine Brieftasche mit Assignaten, seine Briefschaften, Kleider, Wäsche ꝛc.; auch hat die Wäscherin noch Wäsche, und wie mir unser verstorbener Freund noch heute morgen sagte, so hat er auch noch seine Apointements von mehr als 60 Tagen zu fordern; seine Schulden sind zweimonatlicher Hauszins, die Doctor-, Apotheker- und Wärter-Kosten, dann die wenigen Begräbnißauslagen; übermorgen frühe wird er begraben.

Der Juge de paix wird von dem Todesfall dem Magistrat zu Neufchatel auf mein Veranlassen die Anzeige machen und diesen requiriren, davon dort der Witwe Forster die Eröffnung zu machen. — Nun ist erforderlich, daß sich die Forste-

rin zur Vormünderin ihrer Kinder in Neufchatel erklären läßt, und dann eine Procuration auf einen hiesigen Notaire oder Handelsmann ꝛc. zu Aufhebung der Siegel, Versteigerung des Verlassenthums und Zahlung obiger Schulden ausstellt, oder selbst hieher kommt, oder Jemand hieher schickt, welches der Kosten und des geringen Betrags wegen, deductis deducendis, nicht rathsam sein möchte.

Ich kann aber die Procuration oder Besorgung nicht übernehmen, da mein hiesiger Aufenthalt unbestimmt und wahrscheinlich nicht von Dauer ist; doch kannst Du mir schreiben rue des moulins, maison des patriotes hollandois, und ich wünschte nur der armen Forsterin einen Gefallen thun zu können.

Die citoyenne Barnier, Inhaberin des maison des patriotes hollandois, hat das ganze Verlassenthum des verstorbenen Forster in Verwahrung und zahlt auch die dringenden Leichenkosten einstweilen aus.

Ich eile und bitte Dich, lieber Huber! von mir und von hier nirgends Weiteres zu erwähnen.

Was Neues aus Deiner Gegend zu hören, soll mich wieder aufrichten. Lebe wohl!

An Denselben.

Paris am 5. Tagmonat im zweiten Jahr der einen und untheilbaren Republik.

So eben erhalte ich Deinen lieben Brief vom 30. Schneemonat und beantworte sogleich den Inhalt.

Ich werde morgen gleich den Bürger Borel auf dem bureau de la guerre aufsuchen, dem die Witwe Forster ihre und ihrer Kinder Procuration wegen der hier noch unter Siegel liegenden Verlassenschaft unsers verstorbenen Freundes Forster ertheilen will, ihn über die ganze Liegenheit derselben belehren und solche ihm bestens empfehlen.

Einstweilen schicke ich Dir sein Extrait mortuaire mit Anlagen zu Deinem und der guten Witwe allenfallsigem Gebrauch.

Der letzte Freundschaftsdienst, den ich dem Verstorbenen

noch leisten konnte, ist der Einsatz in den anliegenden Moniteur, den ich annoch veranlaßt habe; der Zusatz quelque chagrin domestique ist nicht von mir, sondern von dem Redacteur, der ihn persönlich und genau gekannt haben wollte, und ich mochte sagen, was ich wollte, so konnte ich doch den Zusatz nicht hindern und ich mußte es geschehen lassen, weil dieser Republikaner sich durch einige Aeußerungen des Verstorbenen hierzu berechtigt glaubte; inzwischen es sei, wie ihm wolle! requiescat in pace.

Von den letzten Stunden unseres armen verstorbenen Freundes kann ich Dir in Wahrheit nichts Anderes sagen, als daß das Sprüchwort gewiß wahr ist:

Donec eris felix, multos numerabis amicos;
Tempora, si fuerint nubila, solus eris.

Ovid hatte ganz recht: in den letzten acht Tagen, da die Krankheit Forster's bedenklicher wurde, verließen ihn alle seine vielen Freunde, Franken, Deutsche und Polen; ich allein war ihm übrig, ihm in seinen Leiden beizustehen, ich kam selten von ihm, noch den Tag seines Sterbens war ich bis vier Uhr Nachmittags bei ihm. Noch war seine Krankheit nicht todesgefährlich, Geschäfte riefen mich hinaus, und wie ich Abends fünf Uhr zurückkam, war schon der Streit der Natur zwischen Sein und Aufhören angefangen und mein armer Freund im Hinscheiden. Das Podagra war in die Brust gestiegen, es kam ein Schlag dazu, und seine letzten Worte waren seine Kinder. Zuckungen zerrissen die Bande des Lebens; seine zwei Wärter und ich waren beim letzten Hauch gegenwärtig, und ich sorgte dann gleich für die Zusiegelung seines Verlaßthums und des erforderlichen procès verbal, den der Juge de paix besorgte.

Zwei Tage darnach kam Dorsch mit einer Handschrift von 1000 Livres zu mir, die Forster von ihm zur Reise nach Pontarlier geliehen hatte; und jetzt besorge ich, daß wenig oder nichts für seine Witwe und Kinder übrig bleiben wird. Ich werde Borel sagen, zum wenigsten seine Papiere Euch zu schicken, und verlasse Dich darauf, daß ich Alles, was ich nur kann, so lange ich noch hier bin, thun werde. Mein hiesiger Aufenthalt ist noch unbestimmt, willst Du mir aber schreiben, so gehen meine Briefe immer noch hieher, und werden mir nachgeschickt.

B., der in diesen Tagen hierher kommt, und dem Du unter Adresse des Duperon, Employé chez le Ministre des

affaires étrangères, schreiben kannst, soll noch wesentliche Schriften von Forster in Händen haben, ich glaube, es verlohnt sich, ihn darüber zu befragen *).

---

*) Dieser B. hatte alle Forster'schen Papiere bei seiner Flucht, nach der Einnahme von Mainz durch die Preußen, einem Kaufmann in Mainz anvertraut; des verewigten Forster und seiner Freunde Hoffnung, von einer andern Seite noch etwas gerettet zu sehen, war durch dieses B. verworrene Berichte veranlaßt worden.

Sakontala oder der entscheidende Ring,

ein indisches Schauspiel

von

Kalidas.

Aus den

Ursprachen Sanskrit und Prakrit ins Englische und aus
diesem ins Deutsche übersetzt

mit Erläuterungen

von

Georg Forster.

An Herrn Hofrath Heyne in Göttingen.

Wenn ich des Abends nach vollbrachter Arbeit noch mit diesen Blumen Indiens spielte, war es mir oft gegenwärtig, wie angenehm es einen mit der Phantasie der Griechen, der Römer und anderer berühmten Völker vertrauten Geist beschäftigen müßte, dieses Werk mit den Dichtungen ihrer Kindheit zu vergleichen und wahrzunehmen, wiefern die schöpferische Energie des Menschen sich in ihren Aeußerungen überall gleich bleibt, und wie sie durch Localverhältnisse sich verändern läßt. Wem wird es nun nicht einleuchten, warum ich diese literarische Seltenheit vor Ihren Richterstuhl bringe? Bei Ihnen selbst wird der kindliche Geist, der in diesen Blumen weht, mein Fürsprecher sein, wenn ich sie zum Kranz für die ehrwürdigen Schläfe des besten Vaters weihe.

Vorbericht des englischen Uebersetzers *).

In einem von jenen Briefen, die den Titel der Erbaulichen (lettres édifiantes) führen, wiewol die meisten mit lächerlichen Irrthümern angefüllt sind, und alle nur mit äußerster Behutsamkeit und mit Mißtrauen zu Rathe gezogen werden dürfen, fand ich vor einigen Jahren folgende Stelle:

„Im Norden von Indien gibt es viele Bücher, Natak genannt, von denen die Bramen behaupten, sie enthielten sehr viel von der alten Geschichte, ohne einige Beimischung von Fabel."

Ich war nun äußerst begierig, vom wahren Zustande dieses Reichs, bevor es die Wilden (savages) aus Norden unterjochten, einen richtigen Begriff zu erlangen, und setzte mir des-

*) Dieser Uebersetzer ist der gelehrte Sir William Jones, Oberrichter in Bengalen, dessen vertraute Bekanntschaft mit classischer und orientalischer Literatur allen Philologen, und dessen Dichtergabe allen englischen Belletristen bekannt ist. Er hat auch die Asiatick Society in Indien gestiftet, deren Bemühungen ein großes Licht über die Geschichte und Kenntnisse der Indier verbreiten. F.

halb vor, als ich nach Bengal gekommen war, mich entweder mit Hülfe von Uebersetzungen an diese Bücher zu machen, falls sie nämlich übersetzt worden wären, oder die Sprache, worin sie ursprünglich geschrieben wurden, zu diesem Endzweck zu erlernen, wozu mich überdies noch der Zusammenhang dieser Kenntniß mit der Rechtspflege der Hindus aufforderte. Allein sobald ich mich mit den Bramen unterhalten konnte, versicherten sie mich, die Natak wären keine Geschichtbücher, sondern wimmelten von Fabeln; es wären beliebte Volksbücher, die aus Unterredungen in Prosa und in Versen bestünden, welche man ehedem vor den Rajas des Alterthums in ihren öffentlichen Versammlungen, über unzählige Gegenstände und in verschiedenen indischen Dialekten, gehalten hätte. Ich hatte nun zwar eine Definition, aber bei weitem noch keinen deutlichen Begriff, sondern hielt diese Werke für Gespräche über sittliche und gelehrte Gegenstände. Andere Europäer, die ich deshalb befragte, hatten im Gegentheil von den Eingebornen vernommen, daß es Unterredungen über den Tanz, die Musik und die Poesie wären. Endlich hob ein sehr einsichtsvoller Brame, Namens Radhakant, der mit den englischen Sitten vertraut worden war, alle meine Zweifel, und erfüllte mich mit Erstaunen und Freude zugleich, indem er mich versicherte, unser Volk besitze Dichtungen von eben der Art, wie die Natak, welche man auch in der kalten Jahreszeit öffentlich zu Calcutta aufführte, und wie man ihn berichtet habe, Schauspiele nennte.

Sogleich beschloß ich, bei der ersten Muße die Beste von dieser Gattung von Schriften zu lesen, und befragte meinen Bramen, welche von den Nataks man allgemein vor allen andern schätzte? Er erwiderte ohne Bedenken: Sakontala, und unterstützte seine Meinung, wie die Pandits *) pflegen, mit einem Vers, dieses Inhalts:

> „Der Ring der Sakontala, worin der vierte Akt und insbesondere vier Versabschnitte dieses Akts vorzüglich glänzen, entfaltet allen überschwänglichen Reichthum von Kalidasas Genius."

---

*) Pandits sind diejenigen unter den Bramen, die des Gesetzbuchs kundig sind; es ist ein Ehrentitel, den man einem Bramen gibt. F.

Es währte nicht lange, so hatte ich eine richtige Abschrift dieses Stücks, und mit Hülfe meines Lehrers, Ramalotschan, fing ich an, es zuerst Wort für Wort ins Lateinische zu übersetzen, welches dem Sanskrit so ähnlich ist, daß es sich besser als irgend eine neuere Sprache für eine gewissenhafte Uebersetzung schickt. Hierauf übersetzte ich es wieder wörtlich ins Englische, und zuletzt, ohne irgend einen wesentlichen Ausdruck ab= oder hinzuzuthun, benahm ich meiner Uebersetzung die fremdartige Steifigkeit, und vollendete sie für das Publikum als ein gefälliges und authentisches Bild der alten Hinduischen Sitten und eine der größten Seltenheiten, welche man aus der asiatischen Literatur noch ans Licht gebracht hat.

Die dramatische Dichtungsart muß im indischen Reiche ein Alterthum haben, welches über alle historische Denkmäler hinausgeht. Man schreibt ihre Erfindung einem Weisen und angeblich Inspirirten, Namens Bheret, zu, der zugleich ein noch jetzt nach ihm benanntes musikalisches System erfand. Was aber diese Meinung wieder sehr zweifelhaft zu machen scheint, ist der allgemein angenommene Glaube, daß der erste sanskritanische Vers, den je ein sterbliches Ohr zu hören bekam, von dem großen Walmik, in einem Ausbruch von Empfindlichkeit ausgesprochen ward. Dieser berühmte Mann, der im silbernen Zeitalter der Welt lebte, war der Verfasser eines Heldengedichts über den Krieg seines Zeitgenossen, des Königs Rama von Ayodhya. Hieraus scheint also zu folgen, daß vor seiner Zeit kein Drama in Versen hätte aufgeführt werden können. Die Indier tragen sich auch mit einem phantastischen Mährchen, daß das erste regelmäßige Schauspiel über einerlei Gegenstand mit dem Ramayan, ein Werk des Hanumat oder Pawan, gewesen sei, der ein Heer von Satyrn oder Bergbewohnern in Ramas Zug gegen Lanka anführte. Sie fügen hinzu, er habe sein Gedicht auf einen glatten Fels gegraben, diesen aber, weil er mit seiner Arbeit unzufrieden gewesen wäre, hernach in das Meer gestürzt. Viele Jahre später habe ein gelehrter Fürst durch geschickte Taucher Abdrücke von dem Gedicht in Wachs nehmen lassen, und solchergestalt das Schauspiel größtentheils wieder hergestellt. Mein Pandit versichert mich, er besitze es selbst.

Doch, wer auch immer diese Art der öffentlichen Unterhaltungen erfunden hat, und zu welcher Zeit es geschehen sein mag, — so viel ist gewiß, daß man sie bereits bis zu einem hohen Grade vervollkommnet hatte, als Wikramaditya, der im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt regierte, die Dichter, Sprachkenner und Mathematiker beschützte, das ist, zu einer Zeit, da die Britten noch eben so roh und von aller wissenschaftlichen Erkenntniß entblößt waren, als das Heer des Hanumat. Neun Männer von Talent, gewöhnlich unter der Benennung der neun Kleinode bekannt, hielten sich an seinem Hofe auf, und lebten köstlich von seiner Freigebigkeit; unter diesen wird Kalidas mit einer Stimme für den Glänzendsten anerkannt. Neulich wiederholte mir Jemand einen neueren Sinnspruch, der für den Verfasser der Sakontala so ehrenvoll ist, daß ich nicht umhin kann, ihn hier wörtlich herzusetzen:

„Die Dichtkunst war die spielende Tochter Walmiks; Wyasa erzog sie und sie wählte sich Kalidas zum Bräutigam nach der Ordnung Widerbha; sie war die Mutter des Amara, Sundar, Sankha und Dhanik; jetzt aber veraltet und entkräftet, ihre Schönheit verblichen, und mit schmucklosen Füßen ausgleitend, indem sie geht, in wessen Hütte verschmähte sie's noch, sich ein Obdach zu suchen?“

Die übrigen Werke dieses berühmten Dichters, des Shakespeare's von Indien, so weit ich sie kennen gelernt habe, sind erstlich ein anderes Schauspiel, Urwasi betitelt; ein Heldengedicht oder vielmehr eine Reihe von Gedichten in einem Buch: über die Sonnenkinder; ein anderes, mit vollkommner Einheit der Handlung, über die Geburt des Kumara, des Kriegsgottes; zwei oder drei Liebesgeschichten in Versen, und endlich ein vortreffliches kleines Werk über den Versbau der Sanskritsprache, genau in der Art, wie der Terentianus. Einige halten auch dafür, Kalidas habe die Schriften Walmiks und Wyasas durchgesehen und die jetzt gangbaren Ausgaben dieser Schriftsteller verbessert. So viel wird wenigstens von Allen eingestanden, daß er nächst diesen ehrwürdigen Sängern den größten Ruhm besitzt, und man muß es bedauern, daß er nur zwei dramatische Gedichte hinterlassen hat, zumal da ihm

die Erzählungen in seinem Raghuwansa eine Menge vortrefflicher Gegenstände zu dieser Behandlungsart hätten hergeben können.

Einige seiner Zeitgenossen und eine Folge von andern indischen Dichtern, bis hinab in unsere Zeiten, haben eine so große Anzahl Trauerspiele, Lustspiele, Farsen und musikalische Schauspiele geschrieben, daß das indische Theater wenigstens eben so viele Bände füllen würde als das Theater irgend eines alten oder neuern europäischen Volks. Die Pandits behaupten ohne Ausnahme, daß ihre Schauspiele unzählbar sind, und gleich bei der ersten Erkundigung, die ich einzog, wurden mir deren mehr als dreißig bekannt, welche man für die erlesensten Blüthen aller Nataks hält, unter denen man, nächst jenen vom Kalidas, das bösartige Kind, die Entführung der Uscha, die Zähmung des Durwasas, die ergriffene Locke, Málati und Madhawa, nebst fünf oder sechs dramatisirten Abenteuern ihrer eingefleischten Götter, am meisten bewundert. Sie sind durchgehends in Versen, wo der Dialog einen höheren Schwung nimmt, und in Prosa, wo er sich zur gewöhnlichen Unterredung herabläßt. Den Vornehmen und Gelehrten wird das reine Sanskrit in den Mund gelegt: die Weiber hingegen sprechen Prakrit, welches nicht viel anders ist als die Bramensprache, durch eine weichere Aussprache bis zur Zartheit des Italienischen verschmelzt. Die geringeren Personen des Schauspiels sprechen die gemeinen Dialekte der jedesmaligen Provinz, die sie in der Voraussetzung bewohnen.

Das Schauspiel Sakontala muß zu jener Zeit, als man es zuerst vorstellte, sehr beliebt gewesen sein. Das indische Reich stand damals in seiner vollen Stärke, und der Volkseitelkeit schmeichelte die glänzende Gestalt, in welcher Könige und Helden, der Stolz der Hindus, darin auftraten. Die Decorationen müssen schön und prachtvoll gewesen sein, und man hat guten Grund zu vermuthen, daß der Hof zu Awanti während der Regierung des Wikramaditya an Glanz von keines Monarchen Hofe, in keinem Zeitalter und in keinem andern Lande übertroffen ward. Duschmanta, der Held des Stücks, kommt in den chronologischen Tabellen der Bramen vor, unter den Mondskindern, in der einundzwanzigsten Generation nach

der Sündfluth, und war, wenn wir anders im mindesten der Zeitrechnung der Hindus trauen dürfen, mit Obed oder Jesse ziemlich gleichzeitig. Puru, sein berühmtester Ahnherr, stammte im fünften Gliede von Buddha oder dem Merkur, welcher nach ihrer Aussage eine Tochter des frommen Königs heirathete, den Wischnu in einer Arche vor der allgemeinen Ueberschwemmung errettete. Sein ältester Sohn Bheret war der berühmte Vorfahr des Kuru, von welchem Pandu in gerader Linie stammte, und in dessen Familie der indische Apoll seine Menschwerdung annahm, weshalb auch das Gedicht, welches nach dem Ramayan das berühmteste ist, den Namen Maha-Bharat trägt.

Die Maschinerie des Schauspiels ist von dem annoch auf den heutigen Tag angenommenen mythologischen System entlehnt, dessen Erläuterung einen sehr dicken Band erfordern würde. Nur diese eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß die Götter, welche in dem entscheidenden Ringe *) vorkommen, augenscheinlich nur allegorische Wesen sind. Maritschi, das erste Erzeugniß des Brahma oder der schaffenden Kraft, bedeutet das Licht, jenes zarte Flüssige, welches vor seinem Behälter, der Sonne, sowie das Wasser vor der See, geschaffen ward. Kasyapa, der Sohn des Maritschi, scheint der personificirte unendliche Raum zu sein, indem er unzählige Welten in sich faßt. Seine Kinder von der Aditi oder seiner wirkenden Kraft (wenn nicht Aditi den ursprünglichen Tag, und Diti, sein anderes Weib, die Nacht bedeutet) sind Indra oder das sichtbare Firmament und die zwölf Aditya oder Sonnen, die über eine gleiche Anzahl von Monaten den Vorsitz führen.

Ich wage es nicht, eine kritische Beurtheilung der Charaktere und des ganzen Ganges dieses Schauspiels darzulegen. Die Menschen sind in Ansehung des Geschmacks so verschieden von einander, als in Empfindungen und Leidenschaften, und das

---

*) Dies ist der andere Name des Schauspiels Sakontala; im Englischen heißt es: the fatal ring; allein da wir schlechterdings kein Wort haben, was dem Worte fatal in seiner Vieldeutigkeit entspräche, so mußte ich eins wählen, das wenigstens den Sinn so nah als möglich traf. F.

Gefühl für Schönheiten der Kunst müssen wir, wie den Sinn für den Geruch der Blumen, den Geschmack der Früchte, den Anblick der Landschaften und den Laut der Melodien, in jedem einzelnen Menschen nach seiner Sinnesempfänglichkeit und den unmittheilbaren Verknüpfungen seiner eigenen Vorstellungen bestimmen lassen. Es sei mir indessen erlaubt, noch dies hinzuzufügen, daß wenn Sakontala in Indien je auf die Bühne gebracht werden sollte, in Indien sage ich, wo es nur allein mit der erforderlichen Kenntniß der indischen Kleidertrachten, Sitten und Scenen geschehen könnte, das Stück sich leicht auf fünf Akte von mäßiger Länge zurückbringen ließe, indem man den dritten Akt in den zweiten und den sechsten in den fünften verlegte. Denn aufrichtig zu gestehen, die ganze Unterredung Duschmanta's mit seinem Hofnarren, und ein großer Theil seiner Liebelei in dem Aufenthalt der Einsiedler könnten ohne Schaden für das Drama weggelassen werden *).

Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß Andere sich die Mühe nehmen mögen, die Sanskritsprache zu lernen, und sich entschließen mögen, die sämmtlichen Werke des Kalidas zu übersetzen. Was mich betrifft, so werde ich wol schwerlich wieder meine Muße mit einem Geschäfte ausfüllen, welches meinen Berufsstudien, mir in Wahrheit auch die liebsten, so fremd ist, und ich bin nicht Willens, irgend ein anderes Buch, aus welcher Sprache es sei, zu übersetzen, ausgenommen den juristischen Traktat des Menu, und die neue Sammlung der indischen und arabischen Gesetze. Die Bramen halten jedoch nicht dafür, als sei die schöne Literatur mit der Rechtsgelehrsamkeit unverträglich; denn der ehrwürdige Sammler des Hinduischen Codex, jetzt in seinem 86. Jahre, weiß das ganze Schauspiel Sakontala auswendig, wie er mir zu meiner vollkommensten Ueberzeugung bei unserer letzten Unterredung bewies. Damit man aber nicht einst glauben möge, ich hätte eine Entschließung, die

---

*) Wenn das größte Verdienst dieses Stücks für Europäer in der Sittenschilderung und in der Bekanntmachung mit dem Geschmack der Hindus in Absicht ihrer literarischen Producte besteht, so sind die Stellen, wovon oben die Rede ist, für den Leser immer von einigem Werth, wenn sie gleich auf der Bühne entbehrlich oder gar zweckwidrig sein sollten. F.

ich fest zu halten gedenke, dennoch geändert, erinnere ich, daß ich bereits vier oder fünf andere Bücher wirklich übersetzt habe, und unter diesen die Hitopadesa, die ich blos zur Uebung im Erlernen der Sanskritsprache vornahm, und zwar drei Jahre ehe ich wußte, daß Herr Wilkins, ohne dessen Beistand ich diese Sprache nie erlernt hätte, mit dem Gedanken umginge, dasselbe Werk dem Publikum mitzutheilen.

Vorrede des Uebersetzers.

Die indische Literatur ward in England schon vor einigen Jahren ein Gegenstand der Wißbegierde, und nichts ist begreiflicher, als die Wärme, womit man sich dort für die Kenntnisse und Vorstellungsarten eines Volks interessirt, von welchem funfzehn Millionen unter dem brittischen Zepter stehen. Die Erscheinung eines dramatischen Werks aus Indien, welches ein neunzehnhundertjähriges Alter für sich hat, war also bei der bereits in Umlauf gekommenen näheren Kenntniß von jenem Lande hinreichend, auch ohne Rücksicht auf den Inhalt, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, die ohnehin in einer Stadt, wo sieben= bis achtmalhunderttausend Menschen beisammen wohnen, so leicht gespannt werden kann.

In Deutschland verhält es sich anders. Wir haben keine Hauptstadt und kein näheres Interesse, das den Geisteswerken der Indier eine äußere Wichtigkeit des Augenblicks verleihen kann. Daher entbehrt unser Publikum, vielleicht weil das Gesetz des Geschmacks nur in einer verfeinerten Hauptstadt entstehen und herrschend werden kann, jenen in reizbaren Mechanismus übergegangenen Kunstsinn, der es wenigstens vor einer lächerlichen Hochschätzung des Erbärmlichen sicher stellen könnte, wenn auch seine schulgerechte Strenge gar oft die regellose, genialische Schönheit verkennt; und nur als seltene, vereinzelte Gabe findet sich unter uns die künstlerische Unbefangenheit, womit die reine Phantasie sich alle noch so fremde Formen an=

eignen und das Schöne in jeder Beziehung auffassen kann, ohne sich selbst der Herrschaft der edelsten Form zu entziehen. Gleichwol hat uns geographische Lage, politische Verfassung und so manches mitwirkende Verhältniß den eklektischen Charakter verliehen, womit wir das Schöne, Gute und Vollkommene, was hier und dort in Bruchstücken und Modificationen auf der ganzen Erdoberfläche zerstreut ist, uneigennützig um sein selbst willen erforschen, sammeln und so lange ordnen sollen, bis etwa der Bau des menschlichen Wissens vollendet dasteht, — oder unsere Rolle gespielt ist und künftige Menschenalter die Steine, die wir zusammentrugen, zu einem neuen Gebäude brauchen.

Diese allgemeine Empfänglichkeit ist es, die uns in Stand setzt, den Werken des Geschmacks, gleichviel von welcher Nation, wenn sie nur wahre Vorzüge besitzen, wirklich zu huldigen; dahingegen es Franzosen, Engländern und Italienern so schwer, ja fast unmöglich wird, sich in eine andere Denkungs- und Empfindungsart, in andere Sitten und Gewohnheiten als die ihrigen zu versetzen. Ihr Genuß ist einseitig und conventionell, der unsrige kann allgemein und philosophisch sein; sie suchen nur unmittelbare Befriedigung ihres Geschmacks, wir hingegen fühlen uns auch hier am liebsten im Verstande, wir genießen auch in Werken der Kunst den Zuwachs unseres Wissens. Ohne Jemandem einen Vorwurf daraus zu machen, daß er anders empfindet, ohne selbst ihm die speciellen Vorzüge seiner Empfindungsart streitig zu machen, können wir mit der unsrigen zufrieden sein. Wie das vortrefflichste Instrument nicht eher seine Wirkung thut, als bis es so meisterhaft berührt wird, daß seine verborgensten, zartesten Töne hervorgehen, so ist auch der Mensch mit den edelsten, reichsten Anlagen eher nicht auf der Annäherung zu dem möglichsten Grade seiner Vervollkommnung begriffen, als bis er alle Eindrücke, welche die Erfahrung ihm geben kann, wirklich empfangen hat, und von ihrer Harmonie gleichsam wiedertönt. Je edler also der Mensch oder je empfänglicher und wirksamer zugleich, desto begieriger muß er Vorstellungen auffassen und einsammeln, um sich daraus das Ganze der äußeren Welt in vollkommnerem Zusammenhange wieder herzustellen. Die Einsammlung von Erfahrungen aller Art, theils unmittelbar mit eigenen Sinnen, theils mittelbar durch die Schriftzüge, wird folglich die Vorbereitung zur zweck-

mäßigsten Anwendung unseres Hierseins, und wenn unsere Neigung mit den vernünftigen Vorstellungen, die wir von unserer Bestimmung haben, übereinstimmt, so dürfen wir uns im Vergleich mit andern Völkern über eine stiefmütterliche Behandlung der Natur wenigstens nicht beklagen.

Jedes Land hat seine Eigenheiten, welche auf die Geisteskräfte und auf die Organisation der Einwohner zurückwirken. Aus diesen sehr verschiedenen Individualitäten, wenn wir sie vergleichen und das Allgemeine vom Localen absondern, entwickeln wir uns den richtigeren Begriff der Menschheit. Durch wissenschaftliche Verfeinerung in Kenntnissen und Sitten zu einer künstlich abgemessenen, raisonnirten Lebensweise gestimmt, könnten wir aber leicht des einfachen Naturgefühls entwohnen, wenn wir es nicht in den Geisteswerken solcher Nationen wiederfänden, die bis zu unserer complicirten Ausbildung nicht hinangestiegen sind. Aus diesem Gesichtspunkte darf uns die Literatur der Indier nicht gleichgültig sein. Hier öffnet sich unserm Gefühl und unserer Phantasie ein ganz neues Feld, eine vorzüglich schöne Individualität des menschlichen Charakters.

Es wäre hier der Ort, von dem Eigenthümlichen der indischen Dichtung zu sprechen, und den Leser durch leichte Umrisse der allgemeinen Geistesbildung jenes merkwürdigen Volks, so weit sie durch die neueren Bemühungen der Engländer bekannt ist, auf den rechten Gesichtspunkt zu führen, aus welchem die nachstehende, aus der alten heiligen Sprache der Indier übersetzte dramatische Schrift beurtheilt zu werden verdient. Man könnte, um diesem Entwurf noch einiges Interesse zu geben, theils diesen Menschenstamm und seine localen Verhältnisse charakterisiren, theils die Berührungspunkte aufsuchen, wo die Phantasie sowol als die Vernunft und der Sinn alter und neuer Völker mit den indischen zusammentreffen. Vielleicht wäre es sogar nöthig, vor einer zu raschen Vergleichung der Kunstproducte eines so entfernten, so von europäischen Sitten abgeschiedenen Volks mit den unsrigen, und vor der Anwendung unserer Regeln auf etwas, das ohne einen Begriff von diesen Regeln entstand, recht ernstlich zu warnen. Die Billigkeit forderte wol, daß man es deutlich auseinandersetzte, wie die Verschiedenheit der indischen Mythologie, Geschichte und Sitten, von der griechischen zum Beispiel, den Kunstwerken jenes Landes eine

uns ungewohnte Gestalt und Maschinerie verleihen müsse, wie aber das Interessante eines solchen Werks gar nicht darin bestehe, ob es fünf oder sieben Aufzüge habe, sondern daß die zartesten Empfindungen, deren das menschliche Herz fähig ist, sich so gut am Ganges und bei dunkelbraunen Menschen, wie am Rhein, am Tyber, am Ilissus bei unserem weißen Geschlechte äußern konnten.

Allein die Umstände wollen jetzt unserer Sakontala diesen begleitenden Schutz nicht gestatten. In einem gesitteten Lande wird man der sanften, schüchternen Fremden ja nichts zu Leide thun? Vielleicht wird man sogar sie um ihrer selbst willen lieb gewinnen und ihr die edle Gastfreundschaft ihres eigenen Vaterlandes nicht vermissen lassen. Alsdann ist es immer noch Zeit, ihr künftig jene Begleitung als Ehrenwache beizugeben.

Mainz, den 3. April 1791.

Georg Forster.

Sakontala oder der entscheidende Ring.

Personen.

Duschmanta, Kaiser von Indien.
Sakontala, die Heldin des Stücks.
Anusuya
Priyamwada } Jungfrauen, ihre Gespielinnen
Madhawya, des Kaisers Hofnarr.
Gautami, eine alte Einsiedlerin.
Sarngarawa
Saraduata } Bramen.
Kanna, Pflegevater der Sakontala.
Kumbhilaka, ein Fischer.
Misrakesi, eine Nymphe.
Matali, Indra's Wagenführer.
Serwademana, ein kleiner Knabe.
Kasyapa
Aditi } Gottheiten, Indra's Eltern.

Staatsbeamte, Polizeidiener, Bramen, Jungfrauen, Einsiedler, Schüler, Kämmerer, Schloßwächter, Boten und Bediente.

Prolog.

Ein Brame spricht den Segen.

Wasser war des Schöpfers erstes Werk;
Feu'r empfängt die Gaben
anbefohlen im Gesetz:
heilig ist die Opferweihe!
Zeiten mißt das Himmelslichterpaar
und des Schalles Führer,
zarter Aether füllt das All!
Erd' ist des Gebärens Mutter;
Leben alles Athmenden ist Luft!
So in acht Gestalten
sichtbar, nähr' und segn' euch Gott,
Issa, der Naturverwandler!

Der Theaterdirector (hereintretend).

Wozu eine lange Rede? (Sieht nach dem Anlegezimmer.) Wenn Sie mit Ihrem Putz fertig sind, Madame, so belieben Sie nur zum Vorschein zu kommen.

Schauspielerin (erscheint).

Da bin ich schon; was befehlen Sie, mein Herr?

Theaterdirector.

Dies, Madame, ist die zahlreiche und erlesene Versammlung des ruhmvollen Helden, unseres Königs Wikramaditya,

des Beschützers aller frohen Künste. Vor diesen Zuschauern müssen wir ein neues Werk des Kalidas, betitelt: Sakontala oder der entscheidende Ring, aufführen. Also bittet man allerseits um Aufmerksamkeit.

Schauspielerin.

Wer könnte wol bei einer Unterhaltung, womit es so gut gemeint ist, nicht aufmerksam sein?

Theaterdirector (lächelnd).

Ich rede ohne Rückhalt, Madame. — Insofern ein erleuchtetes Publikum von unseren theatralischen Talenten Vergnügen empfängt und ausdrückt, insofern und nicht weiter setze ich auf diese Talente einen Werth. Ich zweifle jedoch an meinen Kräften, wie groß auch immer meine Anstrengung sei.

Schauspielerin.

Sie urtheilen richtig, daß Sie erst nach dem Grade des Vergnügens, den diese Versammlung empfinden wird, Ihr Verdienst abmessen wollen; allein ich zweifle nicht, bald wird sich's zeigen, wie man es schätzt. Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen?

Theaterdirector.

Was können Sie besseres thun, da Sie nun einmal auf der Bühne stehen, als die Seele der Zuhörer mit Gesang erheitern und ihren Sinn damit erquicken?

Schauspielerin.

Soll ich die Beschreibung einer Jahreszeit singen? und welche Jahreszeit hören Sie am liebsten beschreiben?

Theaterdirector.

Eine schönere Zeit kann man nicht wählen, als den Sommer, der jetzt eben beginnt und reich an Vergnügen ist. Wie süß ist der Schluß eines Sommertags, der unsere Jugend zum Bad in kühlen Bächen einladet, und zum leichten Schlummer verführt, im Schatten, wo säuselnde Waldlüfte sie kühlen, die über den blühenden Patalis hinstreifend, ihm seine Wohlgerüche raubten.

Schauspielerin (singt).

Seht die zarten Blüthen
des Nagakesar
von Bienen sanft geküßt!
Seht die Mädchen stecken
Sirischablüthen
sich niedlich hinters Ohr!

Theaterdirector.

Reizendes Lied! die ganze Versammlung funkelt gleichsam Beifall; die Musik zu den Worten erfüllt ihre Seele mit Entzücken. Mit welcher andern Vorstellung können wir die Fortdauer ihrer Gunst uns sichern?

Schauspielerin.

O mit keiner besser, als dem entscheidenden Ringe, den Sie eben angekündigt haben.

Theaterdirector.

Wie konnt' ich auch das vergessen? In jenem Augenblick wiegten mich deiner Stimme Melodien in Zerstreuung, und lockten mein Herz, wie den König Duschmanta jetzt die schnelle Antelope lockt.

(Beide gehen ab.)

Sakontala oder der entscheidende Ring.

Erster Aufzug.

Scene: ein Wald.

Duschmanta auf seinem Wagen verfolgt eine Antelope oder Gazelle mit Bogen und Köcher; sein Wagenführer begleitet ihn.

Der Führer.

(Sieht erst die Antelope und dann den König an.)

Wenn ich dort die schwarze Antelope und dann dich, o König! ins Auge fasse, mit deinem gespannten Bogen, so erblick' ich gleichsam vor mir den Gott Mahesa, wie er einen Hirsch verfolgt, mit seinem Bogen, genannt Pinaka, straff in seiner Linken.

Duschmanta.

Das schnelle Thier hat die Jagd sehr in die Länge gespielt. Dort läuft es nun wieder, mit seinem Halse so zierlich zurückgebogen, und sieht sich von Zeit zu Zeit nach dem Wagen um, der es verfolgt. Jetzt, aus Furcht vor dem herabsinkenden Pfeil, zieht es den Kopf ein, und streckt die biegsamen Hüften, und jetzt ermattet, hält es inne, mit halbgeöffneten Lippen das Gras auf seinem Pfade abzuweiden. Sieh, wie es springt und in langen Sätzen sich fortschnellt, leicht am Erdboden hinschwebt, und sich wieder hoch in die Luft bäumt. Jetzt wird seine Flucht so schnell, daß ich es kaum noch erkennen kann.

Der Führer.

Wir hatten rauhen Boden, und die Pferde wurden im besten Rennen aufgehalten. Der Flüchtling hat unsere Zögerung benutzt. Hier ist es eben, und es wird ein Leichtes sein, ihn einzuholen.

Duschmanta.

Laß ihnen den Zügel schießen.

Der Führer.

Wie der König befiehlt. (Er jagt im vollen Lauf und hernach gemach.) Entfliehen konnt' er nicht. Die Staubwolken von den Pferden aufgetrieben, berührten sie nicht einmal; sie schüttelten die Mähnen, spitzten die Ohren und galoppirten nicht, nein, sie flogen über die glatte Ebene.

Duschmanta.

Sie holten die schnelle Antelope bald ein. Gegenstände, die entfernt, ganz klein erschienen, wurden plötzlich groß; was wirklich getheilt war, schien Eins, indem wir vorüberkamen, und was krumm war, schien gerade. Die Bewegung der Räder war so schnell, daß einige Augenblicke nichts nah und nichts fern zu sein schien. (Er legt einen Pfeil an die Bogensehne.)

Stimme hinter der Scene.

Sie darf nicht getödtet werden! Diese Antelope, o König, hat in unserm Walde ihren Zufluchtsort; man darf sie nicht tödten!

Der Führer (horcht und sieht sich um).

Eben stand das Thier dir schußgerecht, da kommen ein paar Einsiedler dazwischen.

Duschmanta.

So halte den Wagen an.

Der Führer.

Des Königs Wille geschieht. (Er hält die Zügel an.)

Ein Einsiedler und sein Schüler.

Der Einsiedler (hebt die Hände auf).

Tödte nicht, mächtiger Herrscher, tödte nicht ein armes junges Thier, das einen Schutzort gefunden hat. Nein, gewiß, es darf nicht verletzt werden. Ein Pfeil in dem zarten Leibe eines solchen Thiers wäre wie Feuer in einem Ballen Baumwolle. Verglichen mit deinen scharfen Geschossen, wie schwach muß nicht das zarte Fell einer jungen Antelope sein! Verbirg doch schnell den Pfeil, mit dem du zieltest. Eure Waffen, ihr Könige, ihr Helden, sind zur Rettung der Bedrückten bestimmt, nicht zum Verderben des Schuldlosen.

Duschmanta (grüßt sie).

Seht, ich berge meinen Pfeil. (Er steckt ihn in den Köcher.)

Der Einsiedler (freudig).

Dein würdig ist diese That, glorreichster Fürst; ja sie ist eines Fürsten würdig, der von Puru stammt. Möchtest du einen Sohn haben, den die Tugend ziert, einen Beherrscher der Welt!

Der Schüler (beide Hände emporhebend).

Ja! allerdings, möge dein Sohn mit jeder Tugend geschmückt sein, ein Beherrscher der Welt!

Duschmanta (neigt sich gegen sie).

Mein Haupt trägt in Ehrfurcht die Aussprüche eines Bramen.

Der Einsiedler.

Wir sind hierher gekommen, großer König! um Holz zu einem feierlichen Opfer zu sammeln. Dieser Wald am Gestade des Malinistroms ist ein Zufluchtsort der wilden Thiere, die Sakontala hier beschützt; sie selbst aber hat unser heiliger Lehrer Kanna als ein theures, ihm anvertrautes Pfand empfangen. Wenn dich sonst nichts abhält, so begieb dich in jenen Hain, damit man dir die Pflichten der Gastfreundschaft erweisen möge. Siehst du dann mit eigenen Augen die tugendhafte Lebensweise derer, denen Frömmigkeit ihr alleiniger Reich=

thum ist, und deren irdische Sorgen nun schon überstanden sind, dann wirst du ausrufen:

„Wie manchen guten Unterthan
schützt dieser Arm, dem harte Schwielen schon
die Bogensehne schlug!"

Duschmanta.

Ist euer Hausherr zu Hause?

Der Einsiedler.

Unser Lehrer ist nach Somatirtha gegangen, und hofft daselbst durch sein Gebet ein Unglück abzuwehren, womit das Schicksal die unsträfliche Sakontala bedroht. In seiner Abwesenheit hat er ihr anbefohlen, alle Gastfreunde mit schuldiger Ehrerbietung zu empfangen.

Duschmanta.

Heiliger Mann, ich will ihr aufwarten; sie wird Zeugin meiner Andacht sein, und dem ehrwürdigen Weisen günstigen Bericht davon erstatten.

Beide Einsiedler.

Laß es so sein. Wir wollen jetzt unserm Geschäfte nachgehen.
(Der Einsiedler und sein Schüler gehen ab.)

Duschmanta.

Fahre zu! Indem wir diesen Wohnsitz der Heiligkeit besuchen, reinigen wir unsere Seelen.

Der Führer.

Wie der König (langes Leben ihm!) befiehlt. (Er fährt weiter.)

Duschmanta
(sieht sich nach allen Seiten um).

Daß wir uns ohnweit der Wohnung frommer Einsiedler befinden, hätte sich deutlich genug gezeigt, wenn es auch niemand gesagt hätte.

Der Führer.

An welchen Zeichen erkennt man das?

Duschmanta.

Wirst du sie nicht gewahr? Sieh, unter jenen Bäumen liegen die geweihten Körner, die dort hingestreut wurden, indeß die zärtlichen Papagaienweibchen ihre unbefiederten Jungen im hangenden Neste fütterten. Bemerke wieder an anderen Stellen die glänzenden Stücke von geglättetem Stein, womit man die ölige Frucht des heiligen Ingudi zerstoßen hat. Sieh die jungen Wildkälber, wie sie Zutrauen zum Menschen gewonnen und sich an den Laut seiner Stimme gewöhnt haben, wie sie sorglos umherhüpfen und ihren Lauf nicht verändern. Auch ist die Oberfläche des Flusses roth, von Streifen geweihter Rinde, die mit dem Strom herabschwimmen. Sieh noch einmal; die Wurzeln jener Bäume baden sich in dem Gewässer heiliger Teiche, und es zittert, indem der Wind darauf spielt; sieh, dort den hellen Glanz des frischen Laubes sich eine Zeit lang verhüllen im Rauch, der von dem Opfer des reinen Ghih aufsteigt. Sieh noch, die jungen Rehe grasen, ohne sich bei unserer Annäherung zu fürchten; der Grasplatz dort vor dem Garten ist ihr Aufenthalt, wo die Spitzen des Opfergrases, zu irgend einem frommen Gebrauch abgeschnitten, umhergestreut liegen.

Führer.

Jetzt bemerke ich alle diese Wahrzeichen einer Heiligenwohnung.

Duschmanta (indem er sich abwendet).

Freund! dieses ehrwürdige Heiligthum darf nicht verletzt werden. Hier also, laß den Wagen stehen bleiben, daß ich absteige.

Der Führer.

Ich halte die Zügel an. Der König steige nach seinem Willen hernieder.

Duschmanta
(ist abgestiegen und besieht seinen Anzug).

Die dem Gottesdienst geweihten Haine muß man in demüthigerem Aufzug betreten. Nimm diesen königlichen Schmuck der Führer empfängt ihn), und indeß ich die Einwohner dieses Orts (betrachte, sorge, daß die Pferde getränkt und geputzt werden.

Der Führer.

Es geschehe, wie du befiehlst. (Geht ab.)

Duschmanta (geht umher und sieht sich um.)

Nun dann betrete ich das Heiligthum. (Er geht in den Hain.) Ha! diese Stätte ist heilig; es zuckt in meinem rechten Arm! (Er hält inne und sinnt.) Welchen neuen Gewinn kann mir diese Vorbedeutung in einem abgelegenen Walde verheißen? Ei nun! die Thore vorherbestimmter Begebenheiten stehen überall offen!

Hinter den Scenen.

Kommt her, geliebte Gespielinnen! o kommt her!

Duschmanta (horcht).

Ha! ich höre weibliche Stimmen dort rechts von jener Laube. Ich muß wissen, wer da spricht. (Er geht herum und schaut.) Es sind Mädchen, seh ich, die zur Familie des Einsiedlers gehören. Sie tragen Wasserkrüge von verschiedener Größe, ihren Kräften angemessen, um die zarten Pflanzen zu wässern. O wie lieblich sind sie gestaltet! Ist die Schönheit der Mädchen, die im verborgenen Haine wohnen, dem Innern der Paläste so fremd? Dann hinweg mit den Gartenblüthen, und den Waldblumen Platz gemacht, die an Farbe und Duft sie übertreffen!

(Er bleibt stehen und staunt sie an.)

Sakontala, Anusuya und Priyamwada.

Anusuya.

O meine Sakontala! in deiner Gesellschaft scheinen mir erst die Bäume unseres Vaters Kanna schön und entzückend. Dir ziemt es, du Zarte, wie die frisch aufgeblühte Mallika so zart, die Kanäle mit Wasser zu füllen, die man rund um die niedlichen Stauden gegraben hat.

Sakontala.

Nicht blos, weil unser Vater es gebot, verrichte ich dieses Geschäft, wiewol der Beweggrund hinreichend wäre; ich fühle wirklich die Neigung einer Schwester für diese jungen Pflanzen.

(Begießt sie.)

Priyamwada.

Meine holde Freundin, die Sträuche, die du begossen hast, blühen im Sommer, der jetzt erst angeht; laß uns auch jenen Wasser geben, deren Blüthezeit verstrichen ist; je uneigennütziger, desto größer ist unsere Tugend.

Sakontala.

Herrlicher Rath! (Sie begießt andere Pflanzen.)

Duschmanta
(bei Seite, und voll Entzücken.)

Wie? ist das Kanna's Tochter, Sakontala? (mit Verwunderung) Der ehrwürdige Weise muß doch hartherzig sein, daß er einem so reizenden Mädchen diese niedrige Beschäftigung aufträgt und sie in den groben Mantel von gewebter Rinde kleidet. Wer es verlangen könnte, daß dieses wunderschöne Geschöpf, dem auf den ersten Blick meine entzückte Seele sich hingibt, alles Ungemach seiner strengen Andacht erdulden solle, der wird auch hartes Samiholz mit einem blauen Lotosblatt zerspalten wollen. Hinter diesem Baume will ich mich verbergen, um ihre Reize anzuschauen, ohne ihre Vertraulichkeit zu stören.

(Tritt ins Gebüsch.)

Sakontala.

Meine liebe Priyamwada hat mir den Mantel von Rinde so fest über die Brust gebunden, daß er mich schmerzt. Anusuya, ich bitte dich, bind' ihn los.

(Anusuya löset das Band des Mantels.)

Priyamwada (lachend).

Ja freilich, süße Freundin, genieße, so lange du kannst, die Blüthe der Jugend, welche deinem Busen diese reizende Wölbung giebt.

Duschmanta (für sich).

Wohlgesprochen, Priyamwada! Nein; ihre Reize lassen sich nicht verbergen, wenn gleich das Kleid von geflochtenen Fasern auf ihren Schultern liegt und einen Theil ihres Busens verbirgt, wie ein Schleier von gelben Blättern eine strahlende Blume umfaltet. Die Wasserlilie ist schön, wenn auch dunkles

Moos auf ihrem Haupte liegt, und der Mond mit seinen thautriefenden Strahlen nur desto hellglänzender, weil er schwarze Flecken hat. Erhält doch sogar die Rinde hier eine Zierde von dem Abglanz der Züge dieses Mädchens mit dem Gazellenauge; mehrt sie nicht meine Glut, anstatt sie abzukühlen? Viel sind der groben Stengel, welche die Wasserlilie stützen; aber auch zahlreich und erlesen die Blüthen, welche daran hangen.

Sakontala (vorwärts sehend).

Jener Amrabaum, meine Lieben, winkt mit den Fingerspitzen seiner Blätter, die der Wind leise bewegt; er will uns ein Geheimniß ins Ohr säuseln. Ich muß ihm näher treten.

(Sie nähern sich Alle dem Baum.)

Priyamwada.

O meine Sakontala, laß uns ein Weilchen hier im Schatten bleiben.

Sakontala.

Warum nun eben hier?

Priyamwada.

Weil der Amrabaum mit dir vermählt zu sein scheint, die du in voller Anmuth der blühenden Winde gleichst, welche sich um ihn schlängelt.

Sakontala.

Du heißest mit Recht Priyamwada, du Freundlichsprechende!

Duschmanta (bei Seite).

Sie spricht wahr. Glüht nicht ihre Lippe wie ein zartes Blumenblatt? Ihre Arme die biegsamen Stengel! Jugendliche Schöne, wie der Blüthenglanz, in allen ihren Zügen!

Anusuya.

Sieh, meine Sakontala, wie jene frische Mallika, die du Wanadosini, Ergötzen des Hains, genannt hast, den süßen Amra sich zum Bräutigam erwählt.

Sakontala
(tritt hinzu und betrachtet es mit Freude).

Wie reizend ist diese Jahreszeit, welche das Vermählungsfest der Pflanzen feiert. (Bleibt staunend stehen.)

Priyamwada (lächelnd).

Weißt du, Anusuya, warum Sakontala mit diesem Grad des Entzückens die Pflanzen betrachtet?

Anusuya.

Nein, wirklich nicht; ich dachte eben nach', ob ich's nicht errathen könnte. Ich bitte dich, sag' es mir.

Priyamwada.

Hat Wanadosini
sich dem rechten Baum vermählt,
wird auch mir ein Gatte,
wie mein Herz sich ihn gewählt.

Das denkt sie jetzt für sich.

Sakontala.

Das sind die Träume deiner Einbildungskraft.
(Sie kehrt den Wasserkrug um.)

Anusuya.

Hier ist eine Pflanze, Sakontala, die du vergessen hast, ob sie gleich, wie du selbst, unter Kanna's, unseres Vaters, Pflege aufgewachsen ist.

Sakontala.

Nun so werde ich auch mich selbst vergessen. O wunderbar! (indem sie sich der Pflanze nähert) O Priyamwada! (sie sieht die Pflanze freudig an) Ich habe eine fröhliche Nachricht für dich.

Priyamwada.

Was für eine Nachricht, Geliebte, für mich?

Sakontala.

Dieser Madhawistrauch, wiewol es nicht seine Blüthezeit ist, prangt über und über mit lieblichen Blumen von der Wurzel bis zum Wipfel.

Beide Mädchen (hinzuspringend).

Ist's wirklich so, theure Freundin?

Sakontala.

Ob es ist? Seht es selbst.

Priyamwada (schnell).

Aus diesem Zeichen, Sakontala, verkündige ich dir einen vortrefflichen Gemahl, der deine Hand in Kurzem fassen wird.

(Beide Mädchen sehen Sakontala an.)

Sakontala (unwillig).

Du hast auch seltsame Grillen.

Priyamwada.

In der That, Liebe, ich scherze nicht. Ich vernahm etwas von unserm Vater Kanna. Deine Pflege ist dir an diesen Pflanzen geglückt und daraus prophezeih' ich deine nahe Vermählung.

Anusuya.

Darum, meine Priyamwada, hat sie auch immer so rüstig begossen.

Sakontala.

Die Madhawipflanze ist meine Schwester; kann ich wol anders als ihrer pflegen? (Begießt sie.)

Duschmanta (für sich).

Ich fürchte, sie gehört zum heiligen Geschlecht ihres Pflegevaters. Oder quält mich eine ungegründete Besorgniß? Mein heißes Herz hängt so fest an ihr, und sie sollte nicht eines Kriegers Braut werden können? — Zweifel quälen wol eine Zeitlang den Redlichen; aber bald verschwinden sie, wenn seine Neigung stark und fest besteht. Ich liebe sie; nein, nimmermehr kann sie eines Bramen Tochter sein (die ich nicht heirathen darf).

Sakontala (schüttelt den Kopf).

Ah! da fährt eine Biene aus dieser Mallikablume und summt mir ums Gesicht. (Unruhig.)

Duschmanta
(mit zärtlichem Ausdruck für sich).

Wie oft habe ich nicht unsere Hoffräulein gesehen, mit absichtlichem Geziere den Kopf hin und her wenden vor einem flatternden Insekt, und Alles nur, um ihre Reize sehen zu lassen! Diese ländliche Schöne faltet die Stirne und rollt die anmuthsvollen Augen aus bloßer Furcht, ohne Kunst und Ziererei. — Glückliche Biene, du berührst den Winkel dieses so holdselig zitternden Auges! du näherst dich diesem Ohrläppchen und murmelst so leise, als lispeltest du ein Geheimniß der Liebe! Du trinkst, indeß sie mit der Grazienhand dich scheuchen will, den Honig dieser Lippe, die alle Schätze des Genusses verschließt! — und indeß du genießest, was mir der Seligkeiten höchste gewährte, grüble ich hier, von welchem Stamme sie entsproßt!

Sakontala.

Rettet mich, ich bitt' euch, von diesem überlästigen Insekt, das aller meiner Bemühungen, es zu scheuchen, spottet.

Priyamwada.

Wo hätten wir die Macht, dich zu befreien? Der König Duschmanta ist der alleinige Beschützer unseres geheiligten Waldes.

Duschmanta (bei Seite).

Das wäre eine gute Gelegenheit, mich zu erkennen zu geben. (Er tritt ein wenig hervor.) Ich kann und darf nichts fürchten. Doch — (indem er an sich hält und zurücktritt) so würde ich ihnen als König zu plötzlich bekannt. Lieber will ich als bloßer Fremdling erscheinen, der die Pflicht der Gastfreundschaft fordert.

Sakontala.

Die unverschämte Biene will nicht ruhen. Ich muß mich anderwärts setzen. (Sie tritt zur Seite und sieht sich um.) Fort! fort! Sie folgt mir, wo ich geh' und stehe. Rettet mich, o rettet mich aus dieser Noth.

Duschmanta (tritt schnell hervor.)

Ha! wo Puru's Enkel die Welt beherrschen und durch die treue Pflege weiser Gesetze selbst den Wüstling zügeln, dort wäre

noch ein Mensch verwegen genug, die lieblichen Töchter frommer Einsiedler zu ängstigen? (Sie sehen ihn verstört an.)

Anusuya.

Nein hier ist kein Mensch verwegen; diese Jungfrau, unsere geliebte Freundin, wurde von einer summenden Biene geneckt.

(Beide Mädchen sehen Sakontala an.)

Duschmanta (nähert sich ihr).

Jungfrau, beglückt sei deine Andacht!

(Sakontala blickt verschämt und schweigend zur Erde.)

Anusuya.

Unsern Gast müssen wir mit geziemender Ehrerbietung empfangen.

Priyamwada.

Fremdling, sei willkommen. Geh, meine Sakontala, hole von der Hütte ein Körbchen mit Blumen und Früchten. Der Fluß wird mittlerweile Wasser für seine Füße geben.

(Sieht die Wasserkrüge an.)

Duschmanta.

Heilige Jungfrau! deine gütige Rede erweiset mir hinlängliche Ehre.

Anusuya.

Setze dich eine Weile her auf diesen Erdsitz, mit Septapernablättern bestreut. Der Schatten ist erquickend, und unser Herr bedarf der Ruhe nach seiner Reise.

Duschmanta.

Ihr Alle müßt ermüdet sein von eurer gastfreien Aufmerksamkeit; also ruhet zugleich mit mir.

Priyamwada (bei Seite zu Sakontala).

Kommt, laßt uns Alle sitzen; unser Gast ist mit seiner Bewillkommnung zufrieden. (Alle setzen sich.)

Sakontala (bei Seite).

Beim Anblick dieses Jünglings empfinde ich eine Regung, die einem der Andacht geweihten Haine kaum angemessen ist.

Duschmanta (sieht sie nacheinander an).

Wie schön ist die Uebereinstimmung eurer Freundschaft, heilige Jungfrauen, mit der reizenden Gleichheit eures Alters und eurer Schönheit!

Priyamwada (bei Seite zur Anusuya).

Wer kann dies sein, meine Anusuya? Zartheit und Kraft in seiner Gestalt, Anmuth und Würde in seiner Rede vereinigt, deuten auf einen zur höchsten Herrschaft bestimmten Charakter.

Anusuya (bei Seite zur Priyamwada).

Ich habe ihn auch bewundert. Ich muß ihn nur ausfragen. (Laut.) Deine milde Rede flößt mir Zuversicht ein. Welchen kaiserlichen Stamm verschönert unser edler Gast? Wo ist sein Vaterland, das sicher jetzt um seine Abwesenheit trauert? Was konnte dich veranlassen, deine erhabene Gestalt so zu erniedrigen, um einen Wald zu besuchen, wo nur einfältige Einsiedler wohnen?

Sakontala (bei Seite).

O mein Herz, quäle nicht dich selbst! Die treue Anusuya soll die Gedanken, die in dir aufsteigen, mit ihrem Rathe leiten.

Duschmanta (bei Seite).

Wie soll ich mich zu erkennen geben, wie mich verstellen? (Sinnend.) Ich hab's. (Laut zur Anusuya.) Meine schöne Dame, ich bin ein Forscher des Weda, wohnhaft in der Stadt unseres Königs, von Puru entsprossen; und indem ich die Pflichten der Religion und Sittenlehre zu erfüllen suche, komm' ich her, das Heiligthum der Tugend zu schauen.

Anusuya.

Heilige Männer, so beschäftigt wie du, sind unsere Herren und Meister.

(Sakontala verräth Sittsamkeit mit zärtlichem Ausdruck in ihren Blicken, während daß ihre Begleiterinnen wechselsweise sie und den König ansehen.)

Anusuya (bei Seite zur Sakontala).

O wäre unser ehrwürdiger Vater zugegen —

Sakontala.

Und wenn er's wäre, was denn?

Anusuya.

Er würde unsern Gast mit mancherlei Erfrischungen bewirthen.

Sakontala (als ob sie ungehalten wäre).

Geh nur! Du hattest schon wieder was anders im Kopf; ich mag nicht mehr d'rauf hören.

(Sie setzt sich von den andern weg.)

Duschmanta

(bei Seite zur Anusuya und Priyamwada).

Auch mir, heilige Jungfrauen, sei es vergönnt, wegen eurer reizenden Freundin eine Frage zu thun.

Beide.

Du erzeigst uns Ehre, Herr, durch deine Bitte.

Duschmanta.

Der weise Kanna richtet meines Wissens unaufhörlich seine Gedanken zum höchsten Wesen, und hat allen irdischen Verbindungen entsagt. Kann nun diese Jungfrau, demungeachtet, wie die Sage geht, seine Tochter sein?

Anusuya.

Unser Herr wolle mich hören. In der Familie Kusa war ein Fürst von großer Macht, gleich ausgezeichnet durch Gottesfurcht und Tapferkeit.

Duschmanta.

Du sprichst gewiß von Kausika, dem Weisen und dem Herrscher.

Anusuya.

So wisse dann, daß Er ihr wahrer Vater ist, obgleich Kanna diesen verehrten Namen trägt, weil er sie großgezogen hat, da sie als Kind zurückgelassen ward.

Duschmanta.

Zurückgelassen? Das Wort macht mich neugierig; ich wünschte ihre Geschichte ganz zu wissen.

Anusuya.

Du sollst sie in wenig Worten hören. Als dieser weise König anfing die Früchte seiner strengen Büßungen einzuernten, fürchteten die Götter von Swerga seine zunehmende Macht, und schickten die Nymphe Menaka, deren Lockungen ihn um die völlige Wirkung seiner Gottesfurcht bringen sollten.

Duschmanta.

So furchtbar ist die Frömmigkeit eines Sterblichen den niedern Göttern? — Was geschah?

Anusuya.

In den schönsten Tagen des Frühlings erblickte Kausika die Schönheit der himmlischen Nymphe, und auf dem Fittig der Begierde — (sie hält inne und sieht verschämt).

Duschmanta.

Ich verstehe. Sakontala ist eines Königs Tochter von einer Nymphe des niedern Himmels.

Anusuya.

So ist's.

Duschmanta (bei Seite).

Der Wunsch meines Herzens ist erfüllt. (Laut.) Wie könnte auch ihre unvergleichliche Schönheit das Loos einer blos sterblichen Geburt geworden sein. Jenes Licht, das mit zitternden Strahlen funkelt, bricht aus keiner irdischen Höhle hervor.

(Sakontala sitzt bescheiden, die Augen auf die Erde geheftet.)

Duschmanta (für sich).

O wie glücklich bin ich! Meine Phantasie hat weiten Raum gewonnen. Aber der Spott der Mädchen über ihre Hochzeit — Peinlicher Zweifel! wie er mich zerreißt! Sollte sie vielleicht gänzlich dem geistlichen Leben bestimmt sein?

Priyamwada

(lächelnd, sieht erst Sakontala, sodann den König an).

Unser Herr scheint mehr noch fragen zu wollen.

(Sakontala gibt mit der Hand ein mißbilligendes Zeichen.)

Duschmanta.

Du schaust ins Verborgene meines Herzens. In der That ich bin begierig, des lieben Mädchens ganzes Schicksal zu wissen, und muß noch eine Frage thun.

Priyamwada.

Und darauf besinnst du dich so lange? (Bei Seite.) Sollte man doch glauben, dem frommen Manne verböten seine Gelübde, einem hübschen Mädchen den Hof zu machen.

Duschmanta.

Dies frage ich: muß Kanna die strengen Einsiedlerregeln so weit ausdehnen, daß er seine Tochter nicht verheirathen darf, daß er den natürlichen Trieben jugendlicher Liebe Einhalt thun muß? Sollte sie, verkehrtes Schicksal! bestimmt sein, ihr Leben unter ihren Lieblingsgazellen hinzubringen, deren schwarzer Augenglanz vom ihrigen weit übertroffen wird?

Priyamwada.

Bisher wohnte sie glücklich in diesem geheiligten Hain, der Heimat ihres geistlichen Vaters; allein jetzt bestimmt er sie einem Bräutigam, der ihres Gleichen sei.

Duschmanta (bei Seite, voll Entzücken).

Frohlocke, Herz, frohlocke! Alle Zweifel schwinden; was du vorhin wie Flammen scheutest, dem darfst du jetzt wie einem unschätzbaren Edelstein dich nähern.

Sakontala (scheint ungehalten).

Anusuya; ich bleibe nicht länger.

Anusuya.

Aber warum? ich bitte dich —

Sakontala.

Ich gehe zu der heiligen Matrone Gautami, und werde ihr sagen, wie vorwitzig unsere Priyamwada geplaudert hat. (Sie steht auf.)

Anusuya.

Es schickt sich nicht, meine Theure, daß eine Bewohnerin

dieses Heiligthums davongeht, ehe dem Gast vollkommene Ehre widerfahren ist.

(Sakontala antwortet nicht, und ist im Begriff zu gehen.)

Duschmanta (bei Seite).

Wie? sie geht schon fort? (Er steht auf, als wollte er sie zurückhalten, besinnt sich aber.) Die Handlungen des Verliebten sind so übereilt, wie sein Gemüth bewegt ist; mich, den die Leidenschaft antreibt, der Einsiedlerstochter zu folgen, mich hält die Pflicht zurück.

Priyamwada (tritt zur Sakontala).

Meine erzürnte Freundin, du darfst nicht fort.

Sakontala

(tritt zurück und sieht sie finster an).

Was kann mich halten?

Priyamwada.

Du bist mir, laut unserer Abrede, noch die Arbeit schuldig, zwei Sträuche zu begießen. Erst löse deine Schuld, um dein Gewissen zu beruhigen, dann magst du gehen, wenn du willst.

(Hält sie.)

Duschmanta.

Die Jungfrau ist müde, dünkt mich, vom vielen Begießen ihrer geliebten Pflanzen. Wie frische Blüthen die Stengel, so schmücken ihre Hände die sorglos hinunterhangenden Arme; ihr Busen bebt von tiefen Athemzügen; und ihre gelösten Locken, denen das Band jetzt entfällt, faßt eine der lieblichen Hände. Erlaube mir, daß ich die Schuld hiermit für sie bezahle. (Er gibt Priyamwada seinen Ring. Beide Mädchen, indem sie auf dem Ringe den eingegrabenen Namen Duschmanta lesen, sehen einander mit Verwunderung an.) Es ist eine Kleinigkeit, die deiner Aufmerksamkeit nicht werth ist, doch schätze ich's, als ein Geschenk des Königs.

Priyamwada.

Dann mußt du ihn nicht weggeben. Auf dein bloßes Wort erlaß ich ihr von diesem Augenblick die Schuld.

(Sie gibt den Ring zurück.)

Anusuya.

Jetzt, Sakontala, bist du frei, durch die Güte dieses Herrn — oder vielleicht ist's gar ein Monarch, der dich so begünstigt hat. Wohin willst du jetzt gehen?

Sakontala (bei Seite).

Soll mich's nicht wundern, wenn ich über allen diesen Dingen bei Sinnen bleibe?

Priyamwada.

Gehst du nicht, Sakontala?

Sakontala.

Bin ich Euch unterthan? Ich werde gehen, wenn es mir gefällt.

Duschmanta
(bei Seite, indem er Sakontala ansieht).

Entweder fühlt sie für mich, wie ich für sie, oder ich bin vor Freuden außer mir. Sie redet mich nicht an, und horcht doch sorgfältig, wenn ich spreche. Sie hat sich nicht in ihrer Gewalt; ihre Augen sind beständig auf mich gerichtet.

Hinter der Scene.

Ihr frommen Einsiedler, hütet, rettet die Thiere dieses geheiligten Waldes! Der König Duschmanta jagt heute darin. Der Staub, den die Hufe seiner Pferde emportreiben, wie sie auf die röthlichen Kiesel, röthlich wie die frühe Morgendämmerung, treten, fällt wie Schwärme verderblichen Mehlthaus au die geweihten Zweige, an denen Eure Mäntel von gewebter Rinde hängen, naß vom Wasser des Flusses, worin ihr gebadet habt.

Duschmanta (bei Seite).

Meine Leute werden mich gesucht haben, und beunruhigen jetzt diesen stillen Aufenthalt.

Hinter der Scene.

Hütet euch, ihr Einsiedler, vor jenem Elephanten, der daherkommt, und Alles niederwirft, was sich ihm widersetzt. Jetzt legt er seinen Rüssel um einen hohen Ast, der ihm im

Wege steht; jetzt verwickelt er sich in die schlängelnden Stengel des Wratati. Ach, wie werden unsere heiligen Gebräuche gestört! die geschützten Heerden zerstreut! Der wilde Elephant, aufgeschreckt durch die ungewöhnliche Erscheinung eines Wagens, verwüstet unsern Wald.

Duschmanta (bei Seite).

Ich beleidige wider Willen die frommen Waldbrüder; ich muß nur gleich zu ihnen.

Priyamwada.

Edler Fremdling! wir fürchten uns vor dem wüthenden Elephanten, und sind ganz verwirrt. Erlaube, daß wir uns in die Hütte des Einsiedlers verbergen.

Anusuya.

O Sakontala, die ehrwürdige Matrone wird deinetwegen in großen Aengsten sein. Komm nur geschwinde, daß wir Alle in Sicherheit kommen.

Sakontala (geht langsam).

O weh! ich kann nicht weiter; plötzlich schmerzt mich's in der Seite.

Duschmanta.

Fürchtet nichts, liebenswürdige Mädchen. Ich will schon sorgen, daß in euren geheiligten Hainen Alles ruhig bleibe.

Priyamwada.

Vortrefflicher Fremdling! wir wußten nichts von deinem Range; du verzeihst uns, daß wir dir nicht alle gebührende Ehre erzeigten; wir bitten, du wollest uns das Vergnügen eines Besuchs wieder gönnen, so unvollkommen auch die Beweise der Gastfreundschaft waren, womit wir dich empfingen.

Duschmanta.

Ihr laßt eurem Verdienste keine Gerechtigkeit widerfahren. Euer Anblick, meine Schönen, gereicht mir zur hinreichenden Ehre.

Sakontala.

Ach Anusuya! ein spitzer Halm von Kussagras verwundet meinen Fuß; und da! mein Kleid von Rinde hängt an den

Zweigen des Kuruwaka. Hilf mir mich loszumachen und unterstütze mich. (Sie geht ab, indem sie sich von Zeit zu Zeit nach dem König umsieht und sich auf die Mädchen stützt.)

Duschmanta (seufzend).

Sie sind Alle fort; und ich muß leider auch fort. Einen kleinen Augenblick lang war ich im Anblick der unvergleichlichen Sakontala beglückt. Meine Bedienten will ich in die Stadt schicken, und mich ohnweit dieses Waldes lagern. Nichts kann mich abziehen von der süßen Beschäftigung, sie in Gedanken anzuschauen. Kann ich anders? Zwar bewegt sich mein Körper vorwärts, aber mein unruhiges Herz eilt zurück zu ihr; wie ein leichtes Schilfblatt, das, an einem Stabe gegen den Wind getragen, immerfort in entgegengesetzter Richtung flattert.

(Geht ab.)

Zweiter Autzug.

Scene: eine Ebene, mit des Königs Gezelten am Rande des Waldes.

Madhawya (seufzt und beklagt sich).

Eine schöne Erholung! — Ach! ich möchte vergehen vor Müdigkeit. — Mein Freund, der König, hat einen seltsamen Geschmack. — Was soll ich von einem König denken, der das unnütze Jagen so leidenschaftlich treibt. — „Hier läuft eine Gazelle! dort geht ein Eber!“ — Anders wissen wir nichts zu sprechen. — Am hohen Mittag sogar, in der sengenden Hitze, wenn kein Baum im Walde Schatten gibt, müssen wir hüpfen und springen, wie die Thiere, denen wir nachlaufen. — Sind wir durstig, so haben wir nichts zu trinken als das Bergwasser der Gießbäche, das nach gebrannten Steinen und ekelhaften Blättern schmeckt. — Sind wir hungrig? so verschlingen wir gierig das magere Wildpret, und noch obendrein gebraten, bis es stockdürr ist. — Ruhe ich des Nachts einen Augenblick? gleich scheucht der Tritt der Pferde und Elephanten meinen Schlummer, oder die Sklavinnensöhne brüllen: „mehr Wildpret, mehr Wildpret her!“ und wie lange währt's, so durchdringt mein Ohr das Geschrei: „Auf! in den Wald, auf! auf!“ — Das ist der Jammer noch nicht alle; die alten Wunden brennen noch, und es setzt schon wieder neuen Schmerz ab. Wie sich der König von uns trennte, um ein einfältiges Reh zu jagen, hat er sich, merk' ich, in jene Einsamkeit verirrt. Dort, o unendlicher Kummer! hat er des Einsiedlers Tochter, eine gewisse Sakontala, gesehen, und von dem Augenblicke an

ist gar mit keiner Sylbe mehr die Rede von Rückkehr nach der Stadt! Ich habe die ganze Nacht vor allen den traurigen Gedanken kein Auge geschlossen. Ach! wenn wird's endlich wieder nach Hause gehn? Ich kann meinen lieben Freund Duschmanta nicht ansichtig werden, seitdem er so drauf versessen ist, noch eine Frau zu haben. (Sieht nach der Seite hin.) Ah! da ist er! — Wie verändert? Ja, den Bogen hat er noch in der Hand, aber statt der königlichen Binde trägt er einen Kranz von Waldblumen. Er kommt; ich muß meine Anstalten machen. (Er steht auf seinen Stab gelehnt und spricht laut.) So will ich hier einen Augenblick ausruhen.

Duschmanta
(wie er oben beschrieben ward, seufzend, für sich).

So leicht erlangt man sie nicht, die Geliebte. Doch die Art, wie sie gerührt zu sein scheint, flößt meinem Herzen Zuversicht ein; o gewiß! hat uns das Glück der Liebe noch nicht gelächelt, so sind doch Beider Neigungen auf Vereinigung gerichtet. (Lächelnd.) So pflegen Liebende sich selbst mit angenehmen Vorstellungen zu täuschen, wenn sie mit allen Kräften der Seele am geliebten Gegenstande hängen! Doch nein; ich täusche mich nicht. Selbst wenn sie ihre Gespielinnen ansah, glänzte Zärtlichkeit in ihren Augen; bewegte sie die zierlichen Arme, so sanken sie, wie von Liebe ermattend; wie ihre Freundin gegen ihr Weggehn Einwendung machte, sprach sie zürnend — Alles, alles, wer kann zweifeln, hat mir gegolten. Wie scharfsichtig ist doch die Liebe, ihren Vortheil zu erspähen!

Madhawya (gebückt wie zuvor).

Großer Fürst! meine Hände kann ich nicht bewegen, nur mit den Lippen bin ich noch im Stande, einen Segen über dich zu murmeln. Sieg dem Könige!

Duschmanta (sieht ihn lächelnd an).

Ei, Freund Madhawya, wie bist du zum Krüppel geworden?

Madhawya.

Du schlägst mit eignen hohen Händen mir ins Auge, und fragst noch, wovon es thränt?

Duschmanta.

Sprich verständlicher. Ich weiß nicht, was du willst.

Madhawya.

Sieh dort den Wetasbaum, der im Flusse zusammengebogen ist. Ist er krumm, ich bitte dich, aus eignem freiem Willen, oder hat's die Gewalt des reißenden Stroms gethan?

Duschmanta.

Wahrscheinlich bog ihn der Strom.

Madhawya.

Und mich, eure Majestät.

Duschmanta.

Wie so, Madhawya?

Madhawya.

Ziemt es dir, die wichtigen Angelegenheiten des Reichs zu verlassen, und den reizenden Aufenthalt in deinem Palast, um hier wie ein Waldbruder zu wohnen? Kannst du im Walde Rathsversammlung halten? Ich, ein ehrwürdiger Brame, kann meine Hände und Füße nicht mehr brauchen; sie sind verrenkt und gelähmt, weil ich den lieben langen Tag hinter den Hunden und den wilden Thieren herlaufe. Ich bitte dich, schenke mir die Erlaubniß, nur einen Rasttag zu halten.

Duschmanta (bei Seite).

So klagt der arme Schelm, indeß ich selbst, wenn ich an Kanna's Tochter denke, so wenig Lust zu jagen habe als er. Wie kann ich diesen Bogen spannen und einen Pfeil an die Sehne legen, um die schönen Rehe zu schießen, die mit meiner Geliebten in Einem Walde wohnen, und den Glanz der Augen von dem ihrigen entlehnen?

Madhawya (sieht den König starr an).

Was für ein Plan beschäftigt deinen königlichen Sinn? Ich habe, wie es scheint, in die Wildniß geschrieen.

Duschmanta.

Ich sinne nur, wie ich den Wunsch meines alten Freundes befriedigen kann.

Madhawya (freudig).

Nun dann, lange lebe der König!

(Er richtet sich, doch mit einem Anschein von Schwäche, in die Höhe.)

Duschmanta.

Bleib; höre mich aufmerksam.

Madhawya.

Der König befehle!

Duschmanta.

Sobald du ausgeruht hast, werd' ich deiner zu einem Geschäfte bedürfen, das dich nicht ermüden wird.

Madhawya.

Was in aller Welt kann das sein, wenn's nicht Reisbrei essen ist.

Duschmanta.

Zu seiner Zeit wirst du's schon erfahren.

Madhawya.

Ich werd' es mit Freuden vernehmen.

Duschmanta.

Holla! wer ist da?

Der Kämmerer.

Der Monarch geruhe mir seinen Befehl zu ertheilen.

Duschmanta.

Raiwataka! befiehl dem Feldherrn hereinzukommen.

Der Kämmerer.

Ich gehorche. (Er geht hinaus und kommt mit dem Feldherrn zurück.) Eile! der König steht und wartet auf dich.

Der Feldherr
(bei Seite, indem er den König ansieht).

Wie kommt's, daß die Jagd, welche bei den Sittenlehrern ein Laster heißt, in den Augen eines Königs eine Tugend scheint? Denn thäte sie das nicht, wie hätte sonst die unauf=

hörliche Anstrengung in der Hitze unsern Herrn so abgezehrt, daß die Sonnenstrahlen fast gar nicht mehr auf ihn wirken. Wie groß er ist! uns anderen kleinen Menschen sieht er aus wie ein Elephant, der auf einem Berge weidet; er ist lauter Seele! (Laut, indem er sich dem König nähert.) Möge unser Herrscher stets siegreich sein! Dieser Wald, o König, wird von Raubthieren besucht; wir bemerken die Spur ihrer ungeheuren Füße auf jedem Pfade. Was für Befehle gefällt es dir zu ertheilen?

Duschmanta.

Bhadrasena! dieser moralisirende Madhawya hat unseren Lustbarkeiten Einhalt gethan, und uns das Vergnügen der Jagd untersagt.

Der Feldherr (bei Seite zu Madhawya).

Freund, sei standhaft und bleib bei deiner Rede, indeß ich des Königs wahre Gesinnung erforsche. (Laut). O mein König, der Narr spricht albern. Bedenke die Freuden der Jagd. Es ist wahr, der Körper zehret ab; allein er wird nur desto leichter und gewandter in allen Uebungen. Sieh, wie die wilden Thiere von verschiedener Art bald Furcht, bald Wuth blicken lassen. Gibt es einen Genuß über den des stolzen Bogenschützen, wenn sein Pfeil das Ziel im Fluge trifft? — Mit welchem Rechte nennt man die Jagd ein Laster? Wahrlich! es gibt keinen Zeitvertreib, der sich damit vergleichen ließe!

Madhawya (als wär' er zornig).

Fort, du falscher Schmeichler! Der König folgt seinem natürlichen Hange, das läßt sich entschuldigen; du aber, du Sklavensohn! hast keine Entschuldigung. Fort in den Wald! Wollt' ich doch, daß ein Tiger oder ein alter Bär dich gepackt hätte, statt des Schakals, dem er auflauerte, dessen Ebenbild du bist.

Duschmanta.

Wir haben hier, Bhadrasena, unser Lager ohnweit einer heiligen Einsiedelei aufgeschlagen; daher kann ich für jetzt deinen Lobsprüchen auf die Jagd keinen Beifall geben. Heute, sag' ich, sollen die wilden Büffel ungestört sich wälzen im seichten Wasser, oder den Sand mit ihren Hörnern in die Höhe werfen; die

Antelopenheerde, im dichtesten Schatten versammelt, soll wiederkäuen ohne Furcht; die ungeheuren Eber sollen am Rande jenes Teiches die Wurzeln der Pflanzen aufwühlen, und mein Bogen hier soll mit abgespannter Sehne ruhen!

Der Feldherr.

Wie unser Herr befiehlt.

Duschmanta.

Ruft die Bogenschützen zurück, die vor mir vorangegangen sind; verbietet den Offizieren, sich von diesem heiligen Hain zu entfernen. Daß sie ja sich hüten, die Frommen zu reizen. Duldsame Tugend ist das auszeichnende Verdienst heiliger Männer, aber in ihrem Busen bergen sie eine verzehrende Flamme; wie der Karfunkel, der natürlich kalt anzufühlen ist, die Hand verbrennt, wenn er die Sonnenstrahlen eingesogen hat.

Madhawya.

Nun geh und triumphire von den Freuden der Jagd.

Der Feldherr.

Des Königs Befehle werden vollstreckt. (Er geht ab.)

Duschmanta (zu seinem Gefolge).

Legt eure Jagdkleider ab; und du, Raiwataka, warte in der Nähe.

Der Kämmerer.

Ich werde gehorchen. (Geht ab.)

Madhawya.

So! die Luft ist wieder rein; es ist keine Fliege geblieben. Ich bitte dich, auf diesem Pflaster von glatten Kieseln laß dich nieder, und der Schatten dieses Baums sei dein Baldachin. Ich setze mich zu dir; denn mich verlangt zu wissen, — was mir keine Mühe machen wird.

Duschmanta.

Geh du nur erst hin und setze dich.

Madhawya.

Komm mein königlicher Freund.

(Sie setzen sich Beide unter einen Baum.)

Duschmanta.

Freund Madhawya! deine Augen haben noch nicht den Anblick eines Gegenstandes genossen, der vor allen am meisten gesehen zu werden verdient.

Madhawya.

Ei, ja wohl! sie haben ja einen König vor sich.

Duschmanta.

Die Menschen pflegen zwar vortheilhaft von sich selbst zu urtheilen; aber diesmal meinte ich Sakontala, die glänzendste Zierde dieser Wälder.

Madhawya (bei Seite).

Ich werde mich wol hüten, diese Leidenschaft zu nähren. (Laut.) Was kannst du gewinnen, wenn du sie auch siehst? Sie ist eines Bramen Tochter, mithin keine Partie für dich.

Duschmanta.

Wie? Starren die Menschen den Neumond an, mit aufgehobenem Haupte und unverwandten Augen, in der Hoffnung, ihn zu besitzen? Doch, du sollst wissen, Duschmanta's Herz hängt nicht an einem Gegenstande, den er zu besitzen verzweifeln müßte.

Madhawya.

Das wäre! Erkläre dich.

Duschmanta.

Sie ist eines frommen Fürsten und Kriegers Tochter, von einer himmlischen Nymphe geboren; und da ihre Mutter sie auf der Erde zurückgelassen hatte, pflegte Kanna ihrer; wie eine frische Malatiblume, wenn sie ihr Haupt am Stengel senkt, im Sonnenlichte sich wieder aufrichtet und entfaltet.

Madhawya (lachend).

Dein Verlangen, dieses Landmädchen zu besitzen, da du schon Weiber, glänzend wie Edelsteine, in deinem Palast wohnen hast, gleicht dem Gelüste eines Menschen, der den Geschmack an Datteln verloren hat, und saure Tamarinden begehrt.

Duschmanta.

Kenntest du sie, du sprächst nicht so ungezähmt.

Madhawya.

Nun, es versteht sich, was ein König bewundert, muß freilich der Inbegriff alles Reizenden sein.

Duschmanta (lächelnd).

Es bedarf keiner weitern Beschreibung. Wenn ich die Macht des Brama und ihre Züge zugleich erwäge, so verdunkelt, wie mich dünkt, die Schöpfung eines so unerreichbaren Kleinods, alle seine übrigen Werke. Gebildet ward sie und gleichsam abgedruckt in dem ewigen Gemüthe, das in seiner äußersten Anstrengung die Ideale vollkommner Gestalten hervorrief und die von ihnen entlehnten Schönheiten zu einem Ganzen vereinigte.

Madhawya.

So muß sie alle übrigen Schönen verächtlich machen.

Duschmanta.

Nach meinem Sinne thut sie's in der That. Noch weiß ich nicht, welcher gesegnete Bewohner dieser Erde zum Besitzer dieser tadellosen Schönheit auserkoren ist. Jetzt gleicht sie einer Blüthe, deren Wohlgeruch sich noch nicht verbreitet hat; einem jungen Blatt, das noch keine Hand vom Stiele riß; einem reinen Diamanten, den noch kein Schleifer berührte; dem frischen Honig, dessen Süßigkeit noch nicht gekostet ward, oder besser — der himmlischen Frucht vereinigter Tugenden, zu deren Vollkommenheit man nichts mehr hinzuthun kann.

Madhawya.

So eile nur, oder dieses Tugendfrüchtchen wird irgend einem frommen Bauernlümmel in die Hand fallen, dessen Haar von Sesamöl glänzt.

Duschmanta.

Sie hängt nicht von sich ab, und ihr Pflegevater ist fern.

Madhawya.

Wie ist sie gegen dich gesinnt?

Duschmanta.

Freund, die Jungfrauen in eines Eremiten Familie pflegen zurückhaltend zu sein. Allein sie blickte mich an, und wollte doch nicht darauf ertappt werden; dann lächelte sie, und brachte auf etwas Anderes die Rede. Es ist die Art der Liebe, sich nicht plötzlich mitzutheilen, und bis jetzt kann ich nicht sagen, daß sie in ihrem Benehmen gegen mich sich ganz zu erkennen gibt, aber auch eben so wenig, daß sie sich ganz verbirgt.

Madhawya (lacht).

So im Vorübergehn gesehn, hat sie schon von deinem Herzen Besitz genommen?

Duschmanta.

Indem sie mit ihren beiden Gespielinnen umherging, sah ich sie noch besser, und meine Leidenschaft für sie stieg nur noch höher. Lieblich, doch unwahr, sagte sie: „Die Spitzen des Kussagrases verwunden meine Füße;" jetzt stand sie still; bald wieder that sie einige Schritte vorwärts; dann wendete sie ihr Gesicht zurück, unter dem Vorwand ihren Mantel von gewebter Rinde loszumachen von den Zweigen, die ihn doch nicht gefangen hielten.

Madhawya.

Mit der Antelopenjagd hast du angefangen; jetzt treibst du ein anderes Wild auf. Das ists also vermuthlich, weswegen du den geweihten Hain so lieb gewonnen hast.

Duschmanta.

Jetzt, das Geschäft für dich, wovon ich vorhin sprach. Du, als ein Brame, mußt irgend einen Vorwand ausfindig machen, damit ich mich zum zweitenmal in jenen Zufluchtsort der Tugend begeben könne.

Madhawya.

Und mein Rath ist dieser: Erinnere dich, daß du König bist.

Duschmanta.

Was folgt?

Madhawya.

„Ha! befehlt den Einsiedlern mir meinen sechsten Theil ihres Getreides zu bringen.“ Sprich du dies, und begib dich ohne Besorgniß in den Hain.

Duschmanta.

Nein, Madhawya. Sie zahlen einen andern Tribut, sie, die alles Gold und Geschmeide der Welt verlassen haben, und weit köstlichere Schätze besitzen. Der Reichthum der Fürsten, von den vier Klassen ihrer Unterthanen erhoben, ist vergänglich; die Frommen hingegen geben uns ein Sechstheil der Früchte ihrer Gottesfurcht; Früchte, die nimmermehr vergehen!

Hinter der Scene.

O wir Glücklichen! das Ziel unsrer Wünsche ist erreicht.

Duschmanta.

Ja! ich höre die Stimme frommer Einsiedler.

Der Kämmerer.

Sieg dem Könige! Zwei Jünglinge, eines Einsiedlers Söhne, warten auf meinem Posten, und bitten um Gehör.

Duschmanta.

Laßt sie herein, ohne Verzug.

Kämmerer.

Wie der König befiehlt. (Geht hinaus und kommt mit den beiden Bramen zurück.) Kommt nur, kommt hierher.

Erster Brame (indem er den König erblickt).

Wie viel Zuversicht flößt nicht dieser herrliche Anblick ein; Oder entspringt sie vielmehr aus seiner Neigung zur Tugend und Heiligkeit? Wie kömmts, daß meine Furcht verschwindet? In dem Walde, der uns jeden Genuß gewährt, nimmt er jetzt seinen Aufenthalt, und so ernstlich er sich unsere Beschützung angelegen sein läßt, steigt doch mit jedem Tage seine Andacht. — Das Lob eines Herrschers, der über seine Leidenschaften den Sieg davongetragen hat, steigt gen Himmel. Begeisterte Dichter singen immerdar: „Seht den tugendhaften Fürsten!“ aber

bei uns steht der königliche Name voran: „Seht, unter Königen, den Weisen!"

Zweiter Brame.

Freund, ist das der wahrhaft tugendreiche Duschmanta?

Erster Brame.

Er ists.

Zweiter Brame.

So wundre ich mich nicht, daß er allein, dessen Arm stark und erhaben ist, wie der Hauptriegel an den Thoren seiner Stadt, die ganze Erde besitzt, des Oceans dunkle Grenze; oder daß die Götter von Swerga, die furchtbar kämpfen mit den bösen Mächten in der Schlacht, es laut verkünden, sein gespannter Bogen habe den Sieg gewonnen, nicht Indras Donnerkeil.

Beide (sich nähernd).

Sei siegreich, o König!

Duschmanta (steht auf).

Ich grüße euch beide ehrfurchtsvoll.

Beide.

Segen über dich!

Duschmanta (ehrerbietig).

Darf ich die Veranlassung dieses Besuchs erfahren?

Erster Brame.

Unsern Herrscher grüßen die frommen Bewohner dieser Wälder, und flehen —

Duschmanta.

Wie lautet ihr Befehl?

Erster Brame.

In Kanna's, unseres geistlichen Führers Abwesenheit, stören feindselige Dämonen unsern heiligen Wohnort. Du wollest demnach geruhen, von deinem Wagenführer begleitet, Herr unseres Schutzorts zu sein, wenn auch nur auf wenige, kurze Tage.

Duschmanta (schnell).

Durch eure Einladung erweiset ihr mir die größte Gunst.

Madhawya (bei Seite).

O die vortrefflichen Beförderer deines Plans! Sie ziehen dich ja mit den Haaren herbei, aber nicht wider deinen Willen.

Duschmanta.

Raiwataka! befiehl dem Führer meinen Wagen zu bringen, nebst Bogen und Köcher.

Der Kämmerer.

Ich gehorche. (Geht hinaus.)

Erster Brame.

Diese Herablassung ziemt dir, dem allgemeinen Beschützer.

Zweiter Brame.

So erfüllen Puru's Nachkommen das Versprechen, ihre Unterthanen von der Furcht vor Gefahren zu befreien.

Duschmanta.

Geht voran, heilige Männer! ich folge euch unverzüglich.

Beide.

Sei stets siegreich! (Sie gehen ab.)

Duschmanta.

Wirst du dich nicht freuen, lieber Madhawya, meine Sakontala zu sehen?

Madhawya.

Anfänglich hatte ich nichts dawider; aber jetzt hätte ich unendlich viel einzuwenden, seit der Geschichte mit den Dämonen.

Duschmanta.

O fürchte nichts, du bleibst in meiner Nähe.

Madhawya.

Und hoffentlich wirst du auch Zeit haben, mich vor ihnen zu schützen?

Der Kämmerer.

Siegreich sei unser Herrscher! Der königliche Wagen ist bereit, und Alles erwartet deine siegreiche Ankunft. Auch ist Karabba, ein Bote von der Königin-Mutter, so eben aus der Stadt angelangt.

Duschmanta.

Kommt er wirklich von der verehrungswürdigen Königin?

Der Kämmerer.

Ohn' allen Zweifel.

Duschmanta.

Laßt ihn vor. (Der Kämmerer geht hinaus und kommt mit dem Boten wieder.)

Der Kämmerer.

Dort steht der König. O Karabba, nahe dich zu ihm mit Ehrfurcht.

Karabba (wirft sich zur Erde).

Der König sei siegreich immerdar! Die königliche Mutter sendet diese Botschaft —

Duschmanta.

Sag' an ihren Befehl.

Karabba.

Innerhalb vier Tagen wird der gewöhnliche Fasttag wegen der Thronbesteigung ihres Sohnes gefeiert, und des Königs Gegenwart (Verlängerung der Tage ihm!) wird alsdann nöthig sein.

Duschmanta.

Von einer Seite, dieser Auftrag der heiligen Bramen; von der andern, ein Befehl von meiner verehrten Mutter; beides heilige Pflichten, deren keine versäumt werden darf.

Madhawya (lacht).

Schwebe zwischen beiden, wie der König Trisanku zwischen Himmel und Erde, als die frommen Männer riefen: „Steige!" und die Götter von Swerga: „Falle!"

Duschmanta.

Im Ernste, ich bin in großer Verlegenheit, zumal, da die Entfernung der beiden Orte, wohin die Pflicht mich ruft, so groß ist: mein Gemüth ist einem Strom ähnlich, dessen Lauf durch Felsen in seiner Mitte getheilt wird. (Sinnt nach.) Freund Madhawya, meine Mutter hat dich großgezogen, wie ihren eigenen Sohn, mir zum Gespielen, und um mir Freude zu machen in meiner Kindheit. Du kannst meine Stelle bei den Andachten der Königin schicklich vertreten. Kehre daher zurück in die Stadt, und erzähle ihr die Verlegenheit, worin mich der Auftrag dieser ehrwürdigen Waldbewohner versetzt.

Madhawya.

Es soll geschehen; — aber, du hast doch nicht im Ernste geglaubt, daß ich mich vor den Dämonen fürchtete?

Duschmanta.

Wie kommst du Erzbramine dazu, auf einmal so keck zu thun?

Madhawya.

O ich bin jetzt ein junger König!

Duschmanta.

Ja freilich; ich werde mein ganzes Gefolge abfertigen, um eure Hoheit begleiten zu lassen, indeß ich die Unruhen dieser Einsiedelei beendige.

Madhawya (schreitet einher).

Sieh, ich bin ein regierender Fürst.

Duschmanta (bei Seite).

Dieser windige Brame mit seinem Leichtsinn könnte mein jetziges Vorhaben den Weibern im Palast verrathen. Ich muß ihm auf eine falsche Spur helfen. (Er nimmt Madhawya bei der Hand.) Ich versichere dich, ich gehe lediglich aus Achtung für die frommen Einsiedler in den Wald, nicht daß ich für die Tochter eines Waldbruders eine Neigung empfände. Wie weit bin ich nicht über ein Mädchen erhöht, das mitten unter den Antelopen erzogen ward, ein Mädchen noch dazu, deren Herz die Liebe

ewig fremd bleiben muß! — Ich erfand das Geschichtchen blos zu meinem Zeitvertreib.

Madhawya.

Allerdings — blos zu deinem Zeitvertreib!

Duschmanta.

So fahre wohl, Freund; verrichte getreulich deinen Auftrag, indeß ich gehe — die Waldbrüder zu schützen.

(Alle gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Scene: die Einsiedelei im Hain.

Ein Schüler des Einsiedlers trägt geweihtes Gras.

Der Schüler (nachdenkend und erstaunt).

Wie groß ist Duschmanta's Macht! Kaum hatte der Monarch mit seinem Wagenführer unsern Hain betreten, so konnten wir ungestört die heiligen Gebräuche verrichten. Wer vermag ihn in Worten zu schildern? Zielt er blos seinen Pfeil, erklingt nur seine Bogensehne, schnurrt der zitternde Bogen nur, so zerstreut er plötzlich unsere Widerwärtigkeiten. Ich bringe schon dieses Gebund von frischem Kussagras den Priestern, die es um den Opferplatz streuen müssen. (Er sieht in die Scene.) Wie, Priyamwada? für wen trägst du die Salbe von Usirawurzel, und die Wasserlilienblätter? (Er horcht.) Hör' ich recht? Von der Sonnenhitze hätte Sakontala sehr gelitten, und du hättest ihr eine kühlende Arznei geholt? Daß sie ja sorgfältig gewartet werde, meine Priyamwada! denn sie ist der Liebling unseres ehrwürdigen Vaters Kanna. Ich werde ihr, durch Gautami's Hand, ein heilendes Wasser schicken, das in der (Ceremonie) Waitana geweiht worden ist. (Er geht ab.)

Duschmanta.
(tritt auf, als ein verzweifelnder Liebhaber.)

Ich weiß, wieviel die Frömmigkeit über sie vermag. Sie wird Niemandem, außer Kanna, das Recht zugestehen, sie wegzugeben; ich weiß es nur allzugewiß. Dennoch kann mein Herz

so wenig zu seiner vorigen Ruhe wiederkehren, als das Wasser die Höhe ersteigen, von welcher es herabstürzte. O Gott der Liebe, wie können deine Pfeile so scharf sein, da sie nur mit Blumen zugespitzt sind! Jetzt entdeck' ich die Ursache ihrer Schärfe. Ihre Spitzen sind Flammen, die Hara's Zorn angezündet hat, und die noch diesen Augenblick wie das Barawafeuer unter den Fluthen brennen. Wie könntest du anders, der du selbst zu Asche verbranntest, noch jetzt die Herzen entzünden? Du und der Mond, ob ihr gleich Vertrauen zu verdienen scheint, so hintergeht ihr doch aufs grausamste uns arme Liebhaber. Wenn man liebt, wie ich, so hat man Unrecht, dir blumige Geschosse, und dem Monde kühlende Strahlen zuzuschreiben. Der Mond schüttet Feuer herab auf uns, mit seinen thaureichen Strahlen, und du schärfst mit schneidenden Diamantenspitzen die Pfeile, welche nur mit Blüthen befiedert scheinen. Entzücken gewährte mir gleichwol dieser Gott, mit dem Fisch in seinem Panier, ob er gleich mich in der Seele verwundet, wenn er mich nur mit Hülfe meiner Geliebten vernichten wollte, deren Augen groß und schön sind, wie die Augen des Rehes. O du mächtige Gottheit, hast du kein Mitleid, wenn ich so deine Eigenschaften anbete? Hunderte meiner eitlen Gedanken, o Liebe! fächeln dein Feuer zur Glut. — Ziemt es dir, deinen Bogen bis ans Ohr zu spannen, damit der Pfeil, den du nach meiner Brust zielest, mich tiefer verwunde? — (seufzend) Nichts kann mir Linderung geben, als der Anblick meiner Geliebten. — (Er blickt auf.) Diesen glühendheißen Mittag wird Sakontala mit ihren Gespielinnen gewiß am Ufer dieses von Tamalas beschatteten Flusses zubringen. Recht so: ich will ihm näher treten. (Geht umher und späht.) Meine süße Freundin hat, wie mich dünkt, kürzlich unter dieser Reihe von jungen Bäumen gewandelt, denn ich sehe die Stengel der Blumen, die sie wahrscheinlich pflückte, noch unverwelkt; und von diesen frischen, eben abgestreiften Blättern fließt noch der Milchsaft. (Er fühlt ein wehendes Lüftchen.) Welch eine köstliche Luft an diesem Ufer! Umfangt mich hier, säuselnde Winde, weht mir Wohlgerüche von den Wasserlilien zu, und kühlt meine Brust, die der unkörperliche Gott entzündet, kühlt sie mit den flüssigen Theilchen, die ihr der Welle des Malini raubt! — (Er sieht auf die Erde.) Glücklicher! Sakontala muß sich irgendwo in diesem Labyrinth von blühenden Schlingenstauden aufhalten, denn im gelben Sande,

am Eingang jener Laube erblick' ich frische Tritte, vorn ein wenig erhöht, und hinten eingedrückt vom Gewicht ihrer niedlichen Glieder. Hinter diesem dicken Laubgebüsch seh' ich besser. (Er versteckt sich und späht sorgfältig.) — Jetzt genießen meine Augen den vollen Anblick. Die Geliebte meines Herzens, mit ihren beiden treuen Begleiterinnen ruht auf einem glatten Felsen mit frischen Blumen bestreut. Diese Zweige verbergen mich, indeß ich auf ihre liebliche Unterredung horche.

(Er steht verdeckt und schaut.)

Sakontala
mit ihren beiden Jungfrauen werden gesehen.

Die Mädchen (sie lächeln).

Sage, geliebte Sakontala! erquickt dich die Luft, die wir mit unsern Fächern von breiten Lotosblättern erregen?

Sakontala (traurig).

Ach, warum gebt ihr, Lieben, euch diese Mühe? (Beide sehen einander traurig an.)

Duschmánta (bei Seite).

Sie scheint sehr krank zu sein. Woher kommt ihr dieses heftige Fieber? Ist die Ursache, was mein Herz mich überreden möchte — oder — (sinnt). Ich verliere mich in Zweifeln. Ich sehe, man hat ihr die Arznei, aus der balsamischen Usira bereitet, auf ihren Busen gelegt. Ihr einziges Armband ist von den zarten Fasern der Wasserlilienstengel gemacht, und auch dieses nur locker um ihren Arm gebunden, Dennoch ist sie auch als Kranke noch schön, von unvergleichlicher Schönheit. — So stehts um die Herzen der Jugend! Die Liebe und die Sonne können uns beide mit gleicher Glut durchdringen! aber die sengende Sommerhitze führt nicht zum schönen Genusse, wie die Glut des jugendlichen Verlangens.

Priyamwada (bei Seite zur Anusuya).

Bemerktest du nicht, wie der erste Anblick unseres frommen Monarchen auf das Herz unserer Sakontala wirkte? Ich vermuthe, ihre Krankheit rührt nur daher.

Anusuya (bei Seite zur Priyamwada).

Ich hege denselben Verdacht, und will sie geradezu fragen.

(Laut) Meine süße Sakontala, erlaube mir eine Frage. Was ist die wahre Veranlassung deines Uebelbefindens?

Duschmanta (bei Seite).

Jetzt muß es heraus. Aber ach! auf ihren Armspangen von Lotos, wie Mondstrahlen so glänzend, hat ihre Fieberhitze schwarze Flecken gezeichnet.

Sakontala (richtet sich halb in die Höhe).

O sagt, was vermuthet ihr?

Anusuya.

Wir können unmöglich wissen, Sakontala, was in deinem Busen vorgeht; allein es kommt uns vor, daß es dir geht, wie wirs oft in Liebesmährchen erzählen hörten. Sag' uns unverholen, was deine Krankheit verursacht. Der Arzt kann nicht anfangen Hülfsmittel zu verordnen, ehe er die Ursache der Krankheit erfahren hat.

Duschmanta (bei Seite).

Ich schmeichle mir mit demselben Verdacht.

Sakontala (bei Seite).

Mein Schmerz ist unleidlich; und gleichwol kann ich nicht eilen, die Veranlassung dazu zu entdecken.

Priyamwada.

Süße Freundin, Anusuya spricht vernünftig. Bedenke die Heftigkeit deines Leidens. Es wird dich täglich mehr und mehr erschöpfen, obwol du noch nichts von deiner unvergleichlichen Schönheit verloren hast.

Duschmanta (bei Seite).

Sehr wahr. Ihre Stirne ist trocken; ihr Hals neigt sich; ihr Körper ist schlanker als zuvor; ihre Schultern sinken ermattet; ihre Farbe welkt dahin; sie gleicht einer Madhawiwinde, die der heiße Sturm verzehrt; lieblich zwar, auch in dieser Verwandlang entzückt sie meine Seele.

Sakontala (seufzend).

Was kann ich noch sagen? Wozu sollt' ich eure Bekümmerniß vermehren?

Priyamwada.

Eben darum, Geliebteste, verlangen wir dein Geheimniß zu wissen. Wenn jede ihr Theil von deiner Unruhe trägt, wird deine eigne Last daran dir leichter werden.

Duschmanta (bei Seite).

Aufgefordert von zwei Freundinnen, die Freude und Leid mit ihr theilen, muß sie unfehlbar die verborgene Ursache ihrer Krankheit offenbaren; und ich, den sie bei unsrer ersten Zusammenkunft so zärtlich anblickte, harre mit ängstlichem Verlangen auf ihre Antwort.

Sakontala.

Von dem Augenblick an, da ich den trefflichen Fürsten erblickte, der eben jetzt unserm geheiligten Walde die Ruhe wieder gab, — (sie hält inne und sieht beschämt).

Beide.

Rede weiter, liebste Sakontala.

Sakontala.

Von dem Augenblick an, liebte ich ihn mit unwandelbarer Zärtlichkeit, und — das ists, was mich jetzt niederwirft.

Anusuya.

Zum Glück hast du deine Neigung einem Manne geschenkt, der deiner würdig ist.

Priyamwada.

Konnte auch ein schöner Strom den Ozean verlassen, um in einen See zu fließen?

Duschmanta (freudig).

Was ich sehnlich zu wissen begehrte, haben ihre eigenen Lippen bekannt. Liebe verursachte mein Leiden, Liebe hat mich geheilt; wie der Sommertag, wenn die Wolken ihn schwärzen, die ganze Thierschöpfung von der Hitze rettet, die er selbst verursacht hatte.

Sakontala.

Wenn es euch nicht lästig ist, sucht, ich bitte euch, ein Mittel, wie ich Gnade finde in des Königs Augen.

Duschmanta (bei Seite).

Dies Gesuch verscheucht alle meine Sorgen, und erfüllt mich mit Entzücken in dieser peinlichen Lage.

Priyamwada (bei Seite zur Anusuya).

Es wird schwer halten, meine Liebe, ein Heilmittel für sie zu finden. Strenge nur alle deine Gemüthskräfte an, denn ihre Krankheit leidet keinen Aufschub.

Anusuya (bei Seite zur Priyamwada).

Auf welche Art läßt sich ihre Kur beschleunigen und zugleich geheimhalten?

Priyamwada (wie zuvor).

O geheimhalten ist leicht; aber sie schnell zu bewirken, hält beinah unüberwindlich schwer.

Anusuya (wie vorhin).

Wie so?

Priyamwada.

Der junge König schien zwar auf den ersten Augenblick in sie verliebt; das verriethen seine zärtlichen Blicke. Man will auch bemerkt haben, daß er innerhalb dieser wenigen Tage, blaß und hager geworden ist, als hätte ihn seine Leidenschaft am Schlaf gehindert.

Duschmanta (bei Seite).

Allerdings hat sie das. — Dieses goldne Armband, das seinen Glanz verloren hat von der Glut, die mich verzehrt, und die kein Thau mir lindert, außer den Thränen, welche nächtlich von meinen Augen fließen — mehrmals ists mir herabgeglitten bis an die Hand, und eben so oft habe ich es auf dem geschwundenen Arm wieder befestigt.

Priyamwada (laut).

Mir fällt etwas ein, Anusuya. Laß uns einen Liebesbrief schreiben, ich will ihn in einer Blume verstecken, die ich unter dem Vorwand eines ehrerbietigen Geschenks, selbst in des Königs Hände überliefern will.

Anusuya.

Eine vortreffliche Erfindung! Sie gefällt mir außerordentlich. Aber was sagt unsre theure Sakontala?

Sakontala.

Ich muß die möglichen Folgen eines solchen Schritts bedenken.

Priyamwada.

Besinne dich auch auf ein paar Verse, die deine Leidenschaft ausdrücken, und sich zum Charakter eines liebenswürdigen Mädchens von erhabener Herkunft schicken.

Sakontala.

Ich werde zu seiner Zeit dran denken. Mir schlägt das Herz mit banger Besorgniß, daß er mich verwerfen könnte.

Duschmanta (wird nicht gesehen).

Hier, höchst beglückt in deiner Gegenwart, steht der Mann, von dem du, schüchternes Mädchen, verworfen zu werden besorgst? Hier steht der Mann, der dich bis zum Wahnsinn liebt, und du fürchtest, schönes Kind, daß er dich nicht annimmt? Wer dich besitzen soll, wird nach keinem glänzendern Juwel verlangen; du bist das Kleinod, nach dessen Besitz ich mit Sehnsucht trachte.

Anusuya.

Du lästerst, Sakontala, deinen eignen unvergleichlichen Werth. Wäre wol der Mann bei Sinnen, der das herbstliche Mondlicht mit einem Schirme auffinge, da es allein die Fieberhitze, die der Mittag erregte, wieder löschen kann?

Sakontala (lächelnd).

Ich besinne mich auf etwas. (Sie meditirt.)

Duschmanta.

So schaue ich dann unverwandt die liebliche Dichterin, und schließe die Augen nicht, indeß sie die Füße des Sylbenmaßes zählt. Wie reizend wiegt sie ihre Stirne nach dem Takt! Ihr ganzer Anblick zeugt von reiner Zärtlichkeit.

Sakontala.

Ich habe einen Vers gemacht, allein es fehlt an einem Schreibzeug.

Priyamwada.

Laß uns nur die Worte hören, ich will sie mit meinem Nagel auf dieses Lotosblatt rizen, das so weich und grün ist, wie die Brust eines jungen Papagaien, und sich leicht in die Gestalt eines Briefes schneiden läßt. Sag an den Vers.

Sakontala.

„Dein Herz kenne ich freilich nicht; aber Grausamer! meines wärmt die Liebe Tag und Nacht, und alle meine Seelenkräfte neigen sich zu dir.“

Duschmanta
(kommt schnell zum Vorschein, und spricht einen Vers in demselben Sylbenmaße).

„Dich, schlankes Mädchen, wärmt Amor nur; mich brennt er aber wie der Stern des Tages nur den Duft der Tuberose unterdrückt, aber den leuchtenden Mond gänzlich auslöscht.“

Anusuya (blickt ihn freudig an).

Willkommen, großer König! Meiner Freundin reifen die Früchte ihrer Phantasie ohne Säumen.

(Sakontala scheint aufstehen zu wollen.)

Duschmanta.

Bemühe dich nicht. Die zarten Glieder, die auf dem Blumenbett ruhen, die Arme, deren Lotosspangen ein leichter Druck verrückt, die ganze liebliche Gestalt, die der heiße Mittag zu beängstigen scheint, dürfen nicht durch den Zwang der Sitten noch mehr ermatten.

Sakontala (bei Seite).

O mein Herz! nach allem deinem Leiden kannst du noch nicht ruhen?

Anusuya.

Laß unsern Herrscher Platz nehmen auf dem Felsen, an dem sie ruht. (Sakontala macht ihm Platz.)

Duschmanta (setzt sich).

Priyamwada, hat nicht das Fieber deiner reizenden Freundin ein wenig nachgelassen.

Priyamwada (lächelnd).

Eben hat sie eine heilsame Arznei genommen, und bald wird sie wieder gesund sein. Allein, mächtiger Fürst, da ich deine und ihre Gunst habe, fordert mich meine Freundschaft für Sakontala auf, einige Augenblicke mit dir zu sprechen.

Duschmanta.

Sprich ohne Rückhalt, treffliches Mädchen; verhalte mir nichts.

Priyamwada.

Unser Herrscher soll hören.

Duschmanta.

Ich gebe Acht.

Priyamwada.

Indem du unseren frommen Einsiedlern ihre Besorgniß nahmst; hast du eines großen Monarchen Pflicht erfüllt.

Duschmanta.

O sprich lieber ein wenig von etwas anderm.

Priyamwada.

Wohlan! dann muß ich dir nur sagen, daß unsere geliebte Gespielin dich liebgewonnen hat, und daß Amor, der rastlose Gott, ihre Erschöpfung jetzt verursacht. Du allein kannst ihr unschätzbares Leben erhalten.

Duschmanta.

Süße Priyamwada! gegenseitig ist unsere Leidenschaft, aber ich bins, dem Ehre widerfährt.

Sakontala
(lächelt, mit einem gemischten Ausdruck von Zärtlichkeit und Unmuth).

Warum wollt ihr den tugendhaften Herrscher aufhalten, den eine so lange Abwesenheit von den geheimen Zimmern seines Palasts betrüben muß.

Duschmanta.

Dieses Herz — o du, die ihm vor allen Dingen auf Erden das theuerste bist — wird außer dir kein Ziel haben, außer dir nicht, deren Augen schwarzer Glanz mich entzückt, wenn du nur sanfter deine Rede stimmtest, der Pfeil der Liebe hätte mich bald getödtet; deine Worte vernichten mich.

Anusuya (lacht).

Fürsten heißt es, haben viele begünstigte Gemahlinnen. Versprich uns also, daß unsere geliebte Freundin durch unsere Aufführung nicht in Betrübniß geräth.

Duschmanta.

Bedarf es noch vieler Worte? Es mögen noch so viele Weiber in meinem Palast sein, ich habe nur zwei Gegenstände, denen ich mich ganz widmen kann; die seeumgürtete Erde, die ich beherrsche, und eure süße Freundin, die ich liebe.

Beide.

Unsere Besorgnisse sind gehoben.
(Sakontala bemüht sich vergebens ihre Freude zu verbergen.)

Priyamwada (bei Seite zur Anusuya).

Sieh nur, wie allmälig unsere holde Freundin ihre Kräfte wieder bekommt; so die Pfauhenne, wenn die Sommerhitze sie drückt: ein sanftes Säuseln, ein milder Regen erquicken sie wieder.

Sakontala (zu ihren Gespielinnen).

Verzeiht, ich bitte euch, meinen Verstoß, daß ich Worte ohne Bedeutung sprach; um euch die Zeit zu kürzen sprach ich sie, um euch die zärtliche Sorge für mich zu vergelten.

Priyamwada.

Sie veranlaßten doch unsern ernstlichen Rath. Wer aber verzeihen muß, ist der König; denn wer sonst ist beleidigt?

Sakontala.

Der große Monarch, hoffe ich, wird das entschuldigen, was in seiner Gegenwart oder Abwesenheit gesprochen ward.

(Bei Seite zu den Mädchen.) Ich bitte euch, legt ein Vorwort bei ihm ein.

Duschmanta (lächelnd).

Gern verzeih ich dir jede Beleidigung, reizende Sakontala, du, die mein Herz beherrscht, wenn du mir vollends Platz machen wolltest, bei dir zu sitzen, und auf dem Blüthenteppich, den du mit zarten Gliedern drückst, mich von meiner Ermüdung erholen zu lassen.

Priyamwada.

Mach ihm Platz: es wird ihn besänftigen und beglücken.

Sakontala
(stellt sich böse; bei Seite zur Priyamwada).

Stille boshaftes Mädchen; kannst du der Schwachen spotten?

Anusuya (sieht in die Scene).

Ach, meine Priyamwada, sieh! dort läuft deine junge Lieblingsgazelle, und blickt nach allen Seiten wild umher: das arme Thier sucht gewiß seine Mutter, die sich im weiten Walde verirrt hat. Ich muß nur gehen und ihm suchen helfen.

Priyamwada.

Ich kenne seine Schnelligkeit. Du allein kannst es nicht einfangen; ich muß dich begleiten. (Gehn beide hinaus.)

Sakontala.

Ich kann nicht zugeben, daß ihr euch entfernt; ihr laßt mich ja allein.

Beide (lächelnd).

Allein? und der Herr der Welt an deiner Seite! (Gehn ab.)

Sakontala.

Wie konnten mich meine Gefährtinnen beide verlassen?

Duschmanta.

Holdes Mädchen, das kümmere dich nicht. Bin ich nicht hier, an ihrer Stelle, um deine Gnade zu bitten? — (Bei Seite.) Ich muß meine Leidenschaft ihr offenbaren. — (Laut.) Kann ich

nicht, wie sie, diesen Fächer von Lotosblättern wiegen, um die kühle Luft dir zuzuwehen, und deine Unruhe zu verscheuchen? Kann ich nicht, wie sie, sanft in meinen Schooß legen die zarten Füße, wie Wasserlilien roth, und Zauberin! sie drücken, um deine Schmerzen zu mindern?

Sakontala.

Ich würde mich selbst beleidigen, wenn ich dort Dienstleistungen annähme, wo ich selbst Ehrerbietung schuldig bin.
(Sie steht auf, geht aber langsam und schwach.)

Duschmanta.

Noch, Geliebte, ist der Mittag nicht vorbei, und deine zarten Glieder sind matt. Wie wenig vermagst du, mit einem so schwachen Körper diese übermäßige Hitze zu ertragen, wenn du dich vom Lager erhebst, wo frische Blumen deine Brust beschatten? (Zieht sie sanft zurück.)

Sakontala.

Verlaß mich, o verlaß mich. Ich hänge in der That von Andern ab, ich kann nicht thun, was ich will, sonst — Jene beiden Mädchen haben allein den Auftrag mich zu bedienen. — Was soll ich nun anfangen?

Duschmanta (bei Seite).

Die Besorgniß zu beleidigen macht mich schüchtern.

Sakontala (die es gehört hat).

Der König kann nicht beleidigen. Ich klage nur mein hartes Schicksal an.

Duschmanta.

Warum thust du das? Deine Bestimmung ist ja so schön!

Sakontala.

Sage vielmehr, wie kann ich mich enthalten, dieses Schicksal zu schelten, das mein Herz von liebenswürdigen Eigenschaften rühren läßt, und mich nicht unabhängig machte?

Duschmanta (bei Seite.)

Sollte man nicht glauben, das reizende Geschlecht, anstatt,

wie wir, von Liebe gequält zu werden, hielte Amorn selbst in ihrem Herzen gefangen, um ihn durch Zögerung zu quälen?

(Sakontala im Begriff zu gehen.)

Duschmanta (für sich).

Wie? soll ich mein Glück verscherzen? (Folgt ihr und ergreift den Saum ihres Mantels.)

Sakontala (kehrt zurück).

Puru's Sohn! bewahre deine Vernunft; o bewahre sie! — Die Einsiedler sind auf allen Seiten des Hains in der Arbeit.

Duschmanta.

Geliebteste! Deine Furcht ist eitel. Kanna selbst, der tiefgelehrte Kenner des Gesetzes, wird sich unserer Vereinigung nicht widersetzen. Viele Töchter der heiligsten Männer heiratheten nach dem Ceremoniel, das Gandharwa genannt wird, wie es unter Indras Verehrern üblich ist, und ihre Väter selbst bestätigten sie. (Er schaut umher.) Du sagst nichts? Bist noch unerbittlich? Ach, so muß ich gehen.

(Geht einige Schritte und sieht zurück.)

Sakontala

(geht auch einige Schritte, und wendet dann ihr Gesicht nach ihm).

Ob ich gleich dir versagte, dich nur einen Augenblick mit mir sprechen ließ, — dennoch, o Puru's Sohn, gänzlich vergiß Sakontala nicht. —

Duschmanta.

Bezauberndes Mädchen! Würdest du hinweggerückt an der Welt Ende, so wurzelst du dennoch in diesem Herzen — wie der Schatten noch bei dem Baume bleibt, nachdem der Tag verschwunden ist.

Sakontala (im Hinausgehen für sich).

Seitdem ich seine Betheurungen höre, bewegen sich meine Füße zwar, allein ich komme nicht mehr weiter. Ich will mich hinter diesem blühenden Gesträuch (Kuruwaka) verbergen, und merken wie seine Leidenschaft wirkt.

(Verbirgt sich hinter das Gesträuch.)

Duschmanta (bei Seite).

Kannst du mich verlassen, geliebte Sakontala? Mich verlassen, den Allzärtlichen? Nicht einen Augenblick konntest du weilen? Zart ist deine liebliche Gestalt, das Kennzeichen einer milden Seele; und ist dein Herz so hart? wie am rauhen Stengel die zarte Sirischa?

Sakontala (für sich).

Ich bin wie gefesselt an diese Stätte.

Duschmanta (für sich).

Was soll ich beginnen an diesem verlassenen Ruheplatz? — (schaut nachsinnend um sich her) — Ha! welch ein Glück, daß ich noch nicht weggegangen bin! Hier liegt ihre Armspange von Blumen; sie duftet den köstlichen Geruch der Usirawurzel, die ihren Busen durchbalsamte; und indem sie dem niedlichen Arm entschlüpfte, ward sie meinem Herzen eine neue Fessel.
(Hebt die Armkette ehrerbietig auf.)

Sakontala
(bei Seite, blickt auf ihre Hand).

Weh mir! war ich so matt, daß die Fasern des Lotosstengels, die meinen Arm umschlangen, von mir unbemerkt zur Erde fallen konnten?

Duschmanta
(für sich, steckt die Spange in seinen Busen).

O himmlisches Gefühl dieser Berührung! — Von diesem Zierrath deines schönen Arms, Geliebteste, leblos und sinnlos wie er ist, gewinnt dein unglücklicher Liebhaber neues Vertrauen — Seligkeit, die du ihm weigertest!

Sakontala (bei Seite).

Hier bleib' ich nicht länger. Unter diesem Vorwand darf ich zurückgehn. (Sie geht langsam auf ihn zu.)

Duschmanta (entzückt).

Ha! die Fürstin meiner Seele beglückt diese Augen wieder! Gütiger Himmel, du bestimmtest mir Freude nach so vielem Leiden. Der Vogel Tschatak, dessen Kehle vor Durst trocken war, bat um einen Tropfen Wassers, und plötzlich floß ein

kühler Strom in seinen Schnabel aus der Milde einer frischen Wolke.

Sakontala.

Mächtiger König! Als ich auf halbem Wege nach der Hütte war, bemerkte ich, daß meine Armspange von feinen Stengeln mir von der Hand gefallen war, und ich kehre zurück, weil ich in meinem Herzen beinah überzeugt bin, daß du sie gesehen und aufgehoben hast. Gieb sie mir zurück, ich bitte dich, damit du nicht beide dich und mich den Vorwürfen der Einsiedler Preis gebest.

Duschmanta.

Wohlan! auf eine Bedingung geb' ich sie dir wieder.

Sakontala.

Welche Bedingung? sprich. —

Duschmanta.

Daß ich sie wieder um deinen Arm befestigen darf.

Sakontala (bei Seite).

Mir bleibt kein anderer Ausweg übrig.

Duschmanta.

Laß uns beide auf diesem glatten Felsen sitzen, daß ich sie wieder befestige. (Setzen sich.)

(Er nimmt ihre Hand.) O unaussprechliche Zartheit. Diese Hand hat ihre angeborne Stärke und Schönheit wieder erhalten, wie ein junger Kamalataspresse; oder vielmehr — dem Liebesgott selbst ist sie ähnlich, da ihn das Feuer von Hara's Zorn verzehrt hatte, und ein Nektarregen, herabgeträufelt von den Unsterblichen ihn wieder belebte.

Sakontala (drückt ihm die Hand).

Der Sohn meines Herrn eile die Armspange anzubinden.

Duschmanta (für sich mit Entzücken).

Nun bin ich wahrlich beglückt. „Der Sohn meines Herrn?" So spricht man nur von einem Gemahl. (Laut.) Das Schloß dieses Geschmeides läßt sich nicht gut lösen, meine

Theuerste, du solltest es zurecht machen lassen, daß es dir besser paßte.

Sakontala (lächelnd).

Wie es dir gefällt.

Duschmanta
(indem er ihre Hand fahren läßt).

Sieh, meine Theure! Dies ist der Neumond, der das Firmament verläßt, um der höhern Schönheit zu huldigen; er ist herabgestiegen auf deinen bezaubernden Arm, und umschlingt ihn mit seinen Hörnern in Gestalt eines Armbandes.

Sakontala.

Ich sehe freilich nichts, das dem Monde ähnelt. Vielleicht wehte vom Säuseln des Windes der Blüthenstaub aus dem Lotos hinter meinem Ohr, und verdunkelte mein Gesicht.

Duschmanta (lächelnd).

Erlaubst du mir, so hauche ich den süßduftenden Staub von deinem Auge.

Sakontala.

Das wäre gütig! doch ich traue nicht.

Duschmanta.

O fürchte nichts, fürchte nichts. Ein neuer Knecht übertritt nie die Befehle seiner Gebieterin.

Sakontala.

Ein allzudienstfertiger flößt kein Vertrauen ein.

Duschmanta (für sich).

Diese herrliche Gelegenheit soll mir nicht entgehen. (Versucht es ihr Haupt aufwärts zu heben. Sakontala stößt ihn sanft zurück, bleibt aber sitzen.) — O Mädchen, mit dem Gazellenauge, besorge keinen Ungehorsam. (Sakontala blickt auf, einen Augenblick, und hängt ihr Haupt gleich wieder. Duschmanta bei Seite, indem er es wieder stützt.) Diese Lippen, deren Zartheit nur noch geahnet, nicht erprobt worden ist, scheinen mit entzückendem Zittern ihre Einwilligung zu geben, daß ich meinen Durst lösche.

Sakontala.

Der Sohn meines Herrn scheint geneigt, sein Versprechen zu vergessen.

Duschmanta.

Geliebte! mich täuschte die Nähe des Lotos zu diesem Auge, das ihm an hellem Glanze gleicht.

(Er haucht sanft auf ihr Auge.)

Sakontala.

Ich sehe einen Fürsten Wort halten, wie es Fürsten ziemt. In der That bin ich beschämt, daß ich so verdienstlos, des liebevollen Dienstes von meines Herrn Sohn gewürdigt werde.

Duschmanta.

Kann ich einen andern Lohn wünschen, außer dem größten von allen, den nahen Hauch dieser reizenden Lippen?

Sakontala.

Genügt dir der?

Duschmanta.

Der Biene gnügt der bloße Duft der Wasserlilie.

Sakontala.

Sonst wüßt' ich auch keinen Rath.

Duschmanta.

Nicht? — Doch dies — und dies — und dies —

(küßt sie feurig).

Hinter der Scene.

Horch! die Tschakrawaka ruft ihren Gatten am Ufer des Malini. Schon breitet die Nacht ihre Schatten.

Sakontala (horcht ängstlich).

O Sohn meines Herrn! Die Matrone Gautami nahet herzu, um nach meinem Befinden zu fragen. Ich bitte dich, verbirg dich hinter jenen Bäumen.

Duschmanta.

Ich weiche der Nothwendigkeit. (Verbirgt sich.)

Gautami tritt herein mit einem Gefäß in der Hand.

Gautami
(sieht Sakontala mit ängstlicher Besorgniß an).

Mein Kind, hier hast du heiliges Wasser. Wie? du bist nicht wohl und hast keine anderen Gesellschafter als die unsichtbaren Götter?

Sakontala.

Priyamwada und Anusuya sind so eben beide an den Fluß hinabgegangen.

Gautami (besprengt sie).

Kind, hat dein Fieber etwas nachgelassen?
(Ergreift ihre Hand.)

Sakontala.

Ehrwürdige Matrone, ich fühle mich besser.

Gautami.

So bist du außer Gefahr. Mögest du viele Jahre leben! Der Tag will uns verlassen: wir wollen zusammen in die Hütte gehn.

Sakontala
(für sich, indem sie langsam aufsteht).

O mein Herz! kaum hattest du angefangen Seligkeit zu kosten, so entfloh der schöne Augenblick! (Sie geht einige Schritte vorwärts und kehrt wieder nach der Laube zurück.) O Laube schlängelnder Pflanzen, die meinen Kummer verscheuchte, dich ruf' ich an! Es glüht in mir die Hoffnung, unter deinen Schatten wieder glücklich zu sein. (Geht hinaus mit Gautami.)

Duschmanta
(kehrt zur Laube zurück mit einem Seufzer).

Ach! mußten meine Wünsche so vereitelt werden? Konnt' ich anders, als die Lippen der Holdseligen küssen, wandte sie gleich halb die keusche Wange! Entzückendes Süß dieser Lippen, selbst wenn sie Weigerungen sprachen! Wohin soll ich gehen? Ich bleibe noch in diesem Ruheplatz von schlängelnden Pflanzen, den die Gegenwart meiner Erwählten durchstrahlte. (Er schaut umher.) Ja! dies ist ihr Felsensitz mit Blumen bestreut, auf

denen ihre zarten Glieder ruhten. Hier liegt ihr rührender Brief der Liebe auf einem Wasserlilienblatt; hier lag ihr Armband von zarten Fäserchen, als es ihrer lieben Hand entschlüpfte. Zwar die Laube von Wetasassträuchen ist verlassen, öde ist sie, seitdem die Holde daraus verschwand; allein so lang mein Auge auf diesen Denkmälern ihres Hierseins haftet, kann ich nicht hinweg. (Nachdenkend.) O des unvollendeten Glückes! Bin ich ein Liebhaber? ich! der seiner Geliebten zur Seite die schöne Gelegenheit entschlüpfen ließ? Sollte Sakontala wieder diese stillen verborgenen Schatten besuchen, dann sei der Augenblick mein! Vergänglich sind ja die Freuden der Jugend! — Thöriges Herz! Mit neuen Vorsätzen schweigst du die Verzweiflung über ein zerstörtes Glück? O warum ließest du mich unbefriedigt die Gegenwart der Geliebten fliehen?

Hinter der Scene.

O König! indem wir das Abendopfer beginnen, gleiten über den heiligen Heerd die Gestalten blutgieriger Dämonen; bräunlich im Schatten der Wolken, die sich an der Neige des Tages sammlen, breiten sie Schrecken umher!

Duschmanta.

Fürchtet nichts, heilige Männer! — Euer König wird euch beschützen. (Geht ab.)

Vierter Aufzug.

Scene: ein Grasplatz vor einer Hütte.

Die beiden Gespielinnen sammeln Blumen.

Anusuya.

O meine Priyamwada, unsere süße Freundin ist nun zwar glücklich nach der Ordnung Gandharwa mit einem Bräutigam vermählt, der ihr an Rang und Vollkommenheit gleicht; dennoch ist mein zärtliches Herz nicht ohne Besorgniß, und ein Zweifel insbesondere ängstigt mich.

Priyamwada.

Welcher Zweifel, meine Anusuya?

Anusuya.

Diesen Morgen entließen unsere Einsiedler den frommen Fürsten mit Dankbarkeit, nachdem sie ihre Weihe vollendet hatten. Er geht jetzt nach seiner Hauptstadt, Hastinapura und dort in den verborgenen Tiefen seines Palasts, umringt von hundert Frauen, — wird er sich da noch seiner lieblichen Braut erinnern?

Priyamwada.

Darüber kannst du dich beruhigen. Ein so gebildeter, so einsichtsvoller Mann kann nicht ehrlos handeln. Noch eins aber ist bedenklich. Wenn unser Vater Kanna zurückkommt von sei-

ner Wallfahrt, und hört was geschehen ist, wie wird er die Nachricht empfangen?

Anusuya.

Fragst du mich, so will ich dir nur sagen, ich vermuthe, er wird die Heirath gut heißen.

Priyamwada.

Wie so?

Anusuya.

Weil er nichts besseres verlangen kann, als einen so erhabenen, so verdienstvollen Gemahl für seine Sakontala. Du weißt, seines Herzens erster Wunsch war immer eine glückliche Heirath für sie. Jetzt hat der Himmel für ihn gesorgt und seinen Wunsch erfüllt. Wie könnt' er noch unzufrieden sein?

Priyamwada.

Du urtheilst sehr richtig, aber — (indem sie ihren Korb ansieht) Liebe, wir haben schon einen hinreichenden Blumenvorrath gepflückt, um die Opferstätte damit zu bestreuen.

Anusuya.

Laß uns noch mehr zusammenlesen, um die Tempel der Göttinnen zu schmücken, denen Sakontala ihr Glück verdankt.
(Beide sammeln noch Blumen.)

Hinter der Scene.

Ich bins — He da!

Anusuya (horcht).

Mich dünkt ich höre die Stimme eines Gasts, der die Einsiedelei besucht.

Priyamwada.

Laß uns hineilen. Sakontala ruht, und ob sie gleich wachend uns mit ihrer Gegenwart erfreut, so ist doch ihr Sinn den ganzen Tag abwesend, und umschwebt den heimgezogenen Gemahl.

Anusuya.

Meinetwegen! aber du weißt, wir werden noch alle diese Blumen brauchen. (Sie gehen vorwärts.)

Wieder hinter der Scene.

Wie? Du erweisest einem Gast keine Aufmerksamkeit? So höre meine Flüche:

„Er, den du denkst,
an dem dein Herz so einzig hängt, indeß
das reine Kleinod echter Gottesfurcht
umsonst von dir des Gastfreunds Rechte heischt;
vergessen wird er dich, wenn du ihn wieder
erblickst, wie Nüchternwordene vergessen
die Worte, die der Rausch aus ihnen sprach."

(Die beiden Mädchen sehen einander traurig an.)

Priyamwada.

Weh mir! welch schreckliches Mißgeschick! Unsere geliebte Freundin wird in ihrer Zerstreuung einen heiligen Mann, der Ehrfurcht von ihr erwartete, vernachlässigt und beleidigt haben.

Anusuya.

Es kann nicht anders sein. (Sieht hinein.) Dort geht der jähzornige Durwasas mit schnellen Schritten zurück.

Priyamwada.

Wer sonst hätte Macht, Alles, was ihn beleidigt, wie zerstörendes Feuer zu verzehren? Geh, meine Anusuya; fall' ihm zu Füßen und wo möglich, bered' ihn, daß er zurückkehrt. Ich geh indeß ihm Wasser und Erfrischung zu bereiten.

Anusuya.

Ich eile. (Geht ab.)

Priyamwada.

(Im schnellen Gange gleitet ihr Fuß.)

Ach ich war zu eilig; darum fiel mein Korb. Die Pflicht des Opfers durft' ich ja nicht versäumen!

(Sie sammelt frische Blumen.)

Anusuya (kommt zurück).

Sein Zorn, meine Liebe, hat keine Grenzen, und wenn man im Staube flehend vor ihm gelegen hätte, jetzt besänftigte man ihn nicht. Endlich ließ er sich doch ein wenig erweichen.

Priyamwada.

Das wenige ist von ihm noch immer sehr viel. Sprich, wie gelang es dir, ihn auch nur wenig umzustimmen?

Anusuya.

Wie er sich schlechterdings zurückzukommen weigerte, fiel ich ihm zu Füßen und sprach: Heiliger Weiser! verzeih, ich bitte dich, das Vergehen eines holden Mädchens, die gewiß für dich die höchste Ehrfurcht hegt, aber in ihrer Zerstreuung nur nicht wußte, wer der Erhabene war, der ihr rief.

Priyamwada.

Nun dann?,was sagt' er dir?

Anusuya.

„Unwiderruflich," sprach er, „ist mein Wort! doch dann verschwinden seine Zauber, wenn ihr Gatte seinen Ring erblickt."
Mit diesen Worten verschwand er.

Priyamwada.

So dürfen wir uns wieder trösten; denn als der König abreiste, steckte er mit eigner Hand den Ring an Sakontala's Finger, mit dem Namen Duschmanta darauf gegraben, den er unverzüglich wieder erkennen muß. Das Mittel unserm Unglück ein Ende zu machen liegt also in diesem Ringe beschlossen.

Anusuya.

Komm! gehn wir an die Altäre der Göttinnen, um uns ihren Beistand zu erflehen. (Sie gehen.)

Priyamwada (sieht in die Scene).

Sieh meine Anusuya, dort sitzt unsere liebliche Freundin, starr wie ein Bild und stützt ihr welkes Haupt auf ihren linken Arm. So auf Einen Gegenstand gerichtet, denkt sie nicht an sich selbst, viel weniger bemerkt sie einen Fremdling.

Anusuya.

Der schreckliche Fluch, Priyamwada, sei ein Geheimniß unter uns beiden. Dem reizbaren Gefühl unserer Holden müssen wir jede heftige Erschütterung ersparen.

Priyamwada.

Wer möchte siedendes Wasser auf die Blüthen des zarten Mallika gießen? (Beide gehen ab.)

Ein Schüler Kanna's tritt auf.

Schüler.

Hierher sendet mich Kanna, der Ehrwürdige, der von seiner Pilgerschaft zurückgekommen ist; die Zeit der Nacht soll ich erforschen: ich komme zu sehen, wie viel davon noch übrig ist.)Er geht umher und beobachtet die Gestirne.) Auf einer Seite versinkt nun bald in seinem abendlichen Bette der Mond, der die Blüthen des Oschaddi anzündet; auf der andern beginnt ihren Lauf die Sonne, sitzend hinter Arun, ihrem Wagenführer. Beider Glanz ist sichtbar, wenn sie aufgehn und untergehn, und nach ihrem Beispiel sollte der Mensch in Glück und Unglück gleich standhaft sein. — (Pause.) — Jetzt verschwand der Mond und die Blume der Nacht gefällt nicht länger; sie läßt nur das Andenken ihres Wohlgeruchs zurück und hängt ihr Haupt wie eine zarte Braut, die in der Abwesenheit ihres Gatten unleidlichen Schmerz erduldet. — Der Morgen röthet sich: er färbt mit seinem Purpur die Thautropfen auf den Zweigen jenes Gesträuchs (Wadari). Der Pfau schüttelt den Schlaf von sich ab und eilt hinunter von den mit heiligem Grase durchflochtenen Einsiedlerhütten. Und siehe! dort springt plötzlich die Antelope von der Opferstätte auf, die sie mit ihrem Huf bezeichnete, bäumt sich hoch empor und streckt ihre niedlichen Glieder. — Wie ist der Mond vom Himmel gefallen mit erblassenden Strahlen, der Mond der seinen Fuß auf Su-Meru setzte, dem König der Gebirge auf das Haupt trat, und das Gefolge der Finsterniß zerstreuend, hinanstieg bis in Wischnu's mittlern Palast! So steigen die Großen dieser Erde mit äußerster Anstrengung hinan zum Gipfel des Ehrgeizes, und schnell und leicht sinken sie wieder hinunter.

Anusuya
(tritt auf, nachdenkend; für sich).

Sakontala, zu strengen Andachtsübungen erzogen, und vom Sinnengenuß entfernt, konnte so zärtlich lieben? — Wol unfreundlich war der König, daß er sie verließ!

Schüler (für sich).

Die Zeit des Opfers (Homa) naht heran! ich gehe, unsern Lehrer davon zu benachrichtigen. (Geht ab.)

Anusuya.

Die Schatten der Nacht sind entflohn; kaum bin ich erwacht; doch hätt' ich alle meine wachen Sinne, was vermöcht' ich jetzt? Meine Hände bewegen sich nicht willig zum gewöhnlichen Morgengeschäfte. Liebe trage die Schuld, Liebe allein; denn Liebe hat unsere Freundin durch einen wortbrüchigen König gekränkt. Wirkt etwa schon Durwasa's Fluch? Wie könnte sonst ein tugendhafter Fürst, nach einem so feierlichen Bündniß diesen langen Zeitraum verstreichen lassen, ohne ihr nur eine Botschaft zu senden? Sollen wir ihm den Ring, an dem ihr Schicksal hängt, überschicken? — Ach, daß ich ein Mittel wüßte, Linderung der Unvergleichlichen zu geben, die ohn' Unterlaß trauert! Wer nennt einen Fehltritt, den sie begangen hätte? Und gleichwol gibt mein Eifer um ihr Glück mir nicht den Muth, unserm Vater Kanna ihre Schwangerschaft zu verkünden. Wohin, ach wohin wend' ich mich, um ihren bangen Kummer zu scheuchen?

Priyamwada (tritt auf).

Komm, Anusuya, komm geschwind! Es wird schon Anstalt gemacht, Sakontala in den Palast ihres Gemahls zu geleiten.

Anusuya (mit Verwunderung).

Was sagst du, meine Gute?

Priyamwada.

Höre mich an. Jetzt eben ging ich zu Sakontala; ich wollte nur fragen, ob sie gut geschlafen hätte —

Anusuya.

Weiter! o was gabs?

Priyamwada.

Sie saß, ihr Haupt aufs Knie gestützt, als Kanna, unser Vater hereintrat, sie umarmte und ihr Glück wünschte. „Mein

süßes Kind," sprach er, „wir sahen ein glückliches Zeichen. Der junge Brame, der unser Morgenopfer verrichtete, obschon die Rauchwolke ihn nicht zusehen ließ, warf das reine Ghih genau in den Mittelpunkt selbst der anbetungswürdigen Flamme. Die fromme Handlung meines Jüngers gelang nicht umsonst; meine Pflegetochter darf nicht länger in Gram verschmachten, und heute noch bin ich fest entschlossen, dich von der Hütte des alten Einsiedlers, deines Erziehers, in den Palast des Monarchen der deine Hand genommen hat, zu entlassen."

Anusuya.

Meine Freundin, wer hat Kanna gesagt, was in seiner Abwesenheit geschehen ist?

Priyamwada.

Indem er den Ort betrat, wo das heilige Feuer lodert, hörte er eine Stimme vom Himmel, die in göttlichen Rhythmen sprach —

Anusuya (verwundert).

Ha! ich erstaune!

Priyamwada.

Höre den himmlischen Vers: „Wisse, frommer Brame, deine angenommene Tochter hat von Duschmanta einen Lichtstrahl des Ruhms empfangen, zur Herrschaft der Erde bestimmt; wie das Holz Sami geschwängert wird mit geheimnißreichem Feuer."

Anusuya (umarmt ihre Freundin).

Ich bin entzückt, meine Theure, ich bin vor Freuden außer mir! — Aber ach! Heute schon wollen sie uns unsere Geliebte entreißen? Nun fühle ich, daß mein Schmerz wenigstens eben so groß als meine Freude ist.

Priyamwada.

Wir müssen uns dem Schmerz der Trennung mit Geduld unterwerfen. Unsere Geliebteste wird glücklich sein; — das muß uns trösten.

Anusuya.

Eilen wir dann, sie bräutlich zu schmücken. Schon habe

ich in dieser Absicht die Kokosschale, die an jenem Amrabaum hängt, mit wohlriechendem Nagakesarasstaube gefüllt. Nimm sie herunter, und bewahre den Staub in einem frischen Lotosblatt; ich sammle indeß von der Stirne einer heiligen Kuh etwas Goratschana, etwas Erde von geweihter Stätte, und ein wenig frisches Kussagras, wovon ich einen glückbringenden Teig bereiten will.

Priyamwada.

Recht gut! (Sie nimmt den Wohlgeruch herab. Anusuya geht.)

Hinter der Scene.

Gautami! sage den beiden Misras, Sarngarawa und Saraduata, sich fertig zu halten, mein Kind Sakontala zu begleiten.

Priyamwada (horcht).

Verliere keine Zeit, verliere ja keine Zeit. Unser Vater ordnet schon die Reise nach Hastinapura.

Anusuya
(kommt mit den Ingredienzien des Zaubers zurück).

Hier bin ich; laß uns gehn, meine Priyamwada.

Priyamwada (sieht sich um).

Dort steht unsere Sakontala, nach ihrem Morgenbade, und die glückwünschende Schar heiliger Frauen mit Körben voll geweihten Korns. Laß uns eilen sie zu begrüßen.

Sakontala, Gautami und Einsiedlerinnen.

Sakontala.

Ich werfe mich nieder vor der Göttin.

Gautami.

Tochter, nie kannst du zu oft das Wort Göttin aussprechen: so wirst du deinem Herrn großes Heil erwerben.

Einsiedlerin.

Mögest du, königliche Braut, eines Helden genesen!
(Die Einsiedlerinnen gehen ab.)

Anusuya und Priyamwada
(zugleich, sich Sakontala nähernd).

Geliebte Freundin, war dein Bad heut angenehm?

Sakontala.

O meine Freundinnen! seid mir willkommen! setzen wir uns ein wenig zusammen. (Sie setzen sich.)

Anusuya.

Halte mir still, daß ich dir einen Zauber anbinde, der dir gutes Glück sichert.

Sakontala.

Du bist gütig. — Viel ward am heutigen Tage entschieden, und das Vergnügen meine süßen Freundinnen so um mich her zu sehen, kehrt nicht so bald wieder zurück!
(Sie trocknet sich die Thränen.)

Priyamwada.

Geliebte! es ziemt sich nicht zu weinen, wenn du deinem Glück entgegen gehst. (Die beiden Mädchen brechen in Thränen aus, indem sie Sakontala ankleiden.) Dein schlanker Wuchs wäre eines reicheren Schmuckes werth. Wir zieren ihn mit den wilden Blumen, die der Wald uns darbot.

Kanna's Schüler
(tritt herein mit kostbaren Kleidern).

Schüler.

Hier ist ein vollständiger Anzug. Die Königin trage ihn und sei beglückt! Langes Leben der Königin! (Die Frauen sehen einander mit Verwunderung an.)

Gautami.

Mein Sohn Harita, woher kam dieser Anzug?

Schüler.

Von der Gottesfurcht unseres Vaters Kanna.

Gautami.

Wie verstehst du das?

Schüler.

Merkt auf! Der ehrwürdige Weise gab diesen Befehl: „Bringt frische Blumen für Sakontala, von den schönsten der Bäume!“ und plötzlich erschienen die Nymphen des Waldes und erhoben ihre Hände, die mit jungen Blättern wetteifern an Weichheit und Schöne. Einige webten ein Unterkleid, glänzend wie der Mond, zur Vorbedeutung ihrer Glückseligkeit: eine andere drückte aus den Lakschasaft, um ihre Füße köstlich roth zu färben; die übrigen waren beschäftigt mit Verfertigung des glänzendsten Schmucks, und alle mit eifrigem Bemühen schütteten ihre Gaben über uns aus.

Priyamwada (sieht Sakontala an).

Sogar die Biene, die im hohlen Stamm des Baumes nistet, huldigt dem Honig der Lotosblume.

Gautami.

Die Glücksgöttin des Königs muß es den Nymphen aufgetragen haben, ihr den Besitz eines reicheren Schmucks im königlichen Palast voraus zu verkünden.

(Sakontala sieht bescheiden.)

Schüler.

Ich eile zu Kanna, der im Malini badet, und melde ihm die auszeichnende Huld der Waldnymphen. (Geht ab.)

Anusuya.

Süße Freundin, wie unvermuthet kam mir dieses Kleid! Wie werd' ich's dir schicklich anlegen? (nachsinnend) — — Gut, daß ich zeichnen kann; das wird mir Winke geben, dein Gewand nach der Kunst zu ordnen.

Sakontala.

Ich kenne deine Liebe.

Kanna (tritt nachdenkend auf; bei Seite).

Heute soll Sakontala fort: ich will's! Aber welch' ein Schmerz verwundet meine Seele! Der Thränenstrom, den die Vernunft unterdrückt und in sich kehren will, hemmt meine Stimme und trübt meinen Blick. — Seltsam, daß ein Waldbewohner fern

von den Wohnsitzen der Menschen dieses Uebermaß von Betrübniß empfinden kann! O wie schrecklich müssen nicht die Leiden des Hausvaters sein, wenn er seine Tochter von sich läßt.

(Er geht sinnend umher.)

Priyamwada.

Jetzt, meine Sakontala, bist du gehörig geschmückt; jetzt lege noch dieses Unterkleid an, das Geschenk der Waldgöttinnen.

(Sakontala steht auf und schlägt sich das Kleid um.)

Gautami.

Meine Tochter, dein geistlicher Vater, dessen Augen überfließen von Freudenthränen, steht da und verlangt dich zu umfassen; eile ihm deine Ehrfurcht zu bezeigen.

(Sakontala neigt sich bescheiden gegen ihn.)

Kanna.

Dein Gemahl liebe dich, wie Sarmischta geliebt ward von Yayati! Gebäre du einen Beherrscher der Welt, wie sie Puru gebar!

Gautami.

Kind! dies ist nicht bloße Segensformel; es ist eine wirklich ertheilte Gabe.

Kanna.

Komm, meine Geliebteste, komm und wandle mit mir um das Opferfeuer. (Alle treten vor.) Mögen dich diese Feuerflammen behüten! Feuerflammen, die an ihren bestimmten Platz auf dem geweihten Heerde hüpfen und das gesegnete Holz verzehren, indeß die frischen Halme des geheimnißreichen Kussa umhergestreut liegen! Feuer der Weihe, welche die Sünden tilgen mittels der aufsteigenden Dämpfe des reinen Opfers. (Sakontala umgeht den Heerd mit feierlichem Schritt.) — Jetzt, meine Theure, tritt an deinen Zug mit guten Vorbedeutungen. (Er sieht sich um.) — Wo sind die Begleiter, die beiden Misras?

Sarngarawa und Saraduata (beide hereintretend).

Heiliger Weiser, wir sind hier.

Kanna.

Mein Sohn Sarngarawa, gehe voran, zeige deiner Schwester den Weg.

Sarngarawa.

Komm! — (Alle gehen weiter.)

Kanna.

Hört, ihr Bäume dieses heiligen Hains! ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen, hört und verkündets, daß Sakontala zum Palast ihres Ehgemahls geht; sie, die auch dürstend nicht trank, bis ihr gewässert waret; sie, die aus Liebe zu euch, nicht eines eurer frischen Blättchen brach, so gern sie ihr Haar damit geschmückt hätte; sie, deren größte Freude die Jahreszeit war, wann ihr mit Blüthen prangt.

Chor der unsichtbaren Waldnymphen.

Heil begleite sie auf ihrem Wege! Mögen beglückende Lüfte, ihr zum Genuß, den wohlriechenden Staub köstlicher Blüthen umherstreun! Teiche klaren Wassers, grün von Lotosblättern, sie erquicken, wo sie wandelt, und belaubte Zweige sie vor dem sengenden Sonnenstrahl decken! (Alles horcht erstaunt.)

Sarngarawa.

War das die Stimme des Kokila, der unserer Sakontala eine beglückte Reise wünscht? Oder sangen die Nymphen, die Befreundeten der frommen Bewohner dieses Hains dem harmonischen Vogel nach und machten seinen Gruß zum ihrigen?

Gautami.

Tochter! die Waldgöttinnen, die ihre verwandten Einsiedler lieben, haben dir Glück gewünscht; ihnen gebührt dein ehrfurchtsvoller Dank. (Sakontala geht umher und neigt sich gegen die Nymphen.)

Sakontala (bei Seite zur Priyamwada).

Entzückt mich gleich der Gedanke, meinen Gatten bald wieder zu sehen, so wollen mich doch alle Kräfte verlassen, meine Priyamwada, da ich jetzt von diesem Hain, dem Zufluchtsorte meiner Jugend, scheiden soll.

Priyamwada.

Du klagst nicht allein. — Sieh, der Hain selbst trauert, nun die Stunde des Abschieds herannaht. Die Gazelle frißt nicht länger vom gesammelten Kussagrase; die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wiese; die Pflanzen im Walde lassen ihre bleichen Blätter zur Erde sinken; ihre Kraft und ihre Schöne sind dahin.

Sakontala.

Ehrwürdiger Vater, erlaube mir diese Madhawistaude anzusprechen, deren rothe Blumen den Hain in Glut setzen.

Kanna.

Mein Kind, ich kenne deine Liebe für dieses Gewächs.

Sakontala (umfaßt die Pflanze).

O strahlendste der schlängelnden Pflanzen! empfange meine Umarmung! Erwidre sie mit deinen biegsamen Zweigen! Von diesem Tage an, groß wie die Entfernung ist, die mich von dir trennt, bin ich dein immerdar! — O geliebter Vater, sieh diese Pflanze an, wie mein anderes Ich.

Kanna.

Meine Theuerste! Deine Liebenswürdigkeit hat dir einen Gatten erworben, der dir gleich ist. Lange hat mein Herz um deinetwillen diesen Wunsch vor allen andern genährt. Jetzt, da meine Sorge um deine Heirath ein Ende hat, will ich deine Lieblingspflanze mit dem Bräutigam Amra vermählen, der in ihrer Nähe Wohlgerüche verbreitet. — Ziehe weiter, mein Kind; setze deine Reise fort.

Sakontala (nähert sich den beiden Mädchen).

Holde Freundinnen! dieser Madhawistrauch sei ein kostbares Unterpfand in euren Händen.

Anusuya und Priyamwada.

Ach! und in wessen Obhut bleiben wir? (Beide weinen.)

Kanna.

Thränen sind eitel, Anusuya. Euer Muth sollte un=

sere Sakontala stärken, und ihr erweicht sie durch eure Thränen. (Sie gehen Alle vorwärts.)

Sakontala.

Mein Vater! Du siehst die Antelopenkuh, die dort wegen der Bürde, womit sie trächtig ist, so langsam sich fortbewegt; wenn sie dieser Bürde los sein wird, sende mir, ich bitte dich, eine gütige Botschaft, mit der Nachricht ihres Wohlseins. — Vergiß es nicht!

Kanna.

Liebe! ich vergeß' es nicht.

Sakontala (geht voran, und hält dann inne).

Ah! Was ists, das den Saum meines Kleides ergreift und mich zurückhält? (Sie sieht sich um.)

Kanna.

Es ist das Rehkalb, dein angenommener Pflegling, auf dessen Lippen, wenn die scharfen Spitzen des Kussagrases ihn verwundet hatten, du so oft mit eigener Hand das heilende Sesamöl legtest; den du so oft mit einer handvoll Syamakakörner füttertest; er will die Fußstapfen seiner Beschützerin nicht verlassen.

Sakontala.

Was weinest du, zärtliches Geschöpf, für mich, die unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muß? Wie ich dein pflegte, da du deine Mutter bald nach deiner Geburt verlorest, so wird mein Pflegevater, wenn wir scheiden, dich hüten mit sorgsamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, zurück — wir müssen scheiden! (Sie bricht in Thränen aus.)

Kanna.

Kind, deine Thränen ziemen deinem Vorhaben nicht. Wir werden uns wiedersehn. Fasse dich. Siehe den geraden Weg vor dir, und folge ihm. Wenn unter der schönen Wimper die schwellende Thräne lauert, widersetze dich mit festem Muth ihrem ersten Bemühen hervorzubrechen. Auf deiner Wanderschaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch, bald niedrig gehen, und

der rechte selten kenntlich ist, wird allerdings die Spnr deiner Tritte nicht immer gleichförmig sein; aber die Tugend wird dich in gerader Richtung vorwärts treiben.

Sarngarawa.

Eine ehrwürdige Vorschrift, heiliger Weiser! befiehlt dem Wohlwollenden, daß er den Reisenden begleite, bis er Ueberfluß an Wasser findet. Du hast diese Regel sorgfältig befolgt; wir sind jetzt am Rande eines großen Teichs. So gib uns nun deine Befehle, und kehre zurück.

Kanna.

Laß uns hier ein wenig ausruhen im Schatten dieses Watabaums. (Sie gehn in den Schatten.) Was für eine schickliche Botschaft soll ich dem erhabenen Duschmanta sagen lassen?

(Nachdenkend.)

Anusuya (bei Seite zur Sakontala).

Meine geliebteste Freundin! Aller Herzen in unserer Einsamkeit hangen einzig an dir, und alle sind über deine Abreise betrübt. Sieh, der Vogel Tschakrawaka, den seine Gattin halb verborgen in den Wasserlilien, ruft, antwortet ihr nicht; die Fasern des Lotosstengels, die er gepflückt hatte, fallen ihm aus dem Schnabel und er starrt dich an mit unnennbarer Empfindung.

Kanna.

Sarngarawa, mein Sohn, erinnere dich, wenn du Sakontala dem König überlieferst, ihn in meinem Namen, mit diesen Worten anzureden: „Erwäge, daß wir Einsiedler, tugendhaft zwar, aber auch blos in unserer Andacht reich sind; erwäge deine eigene hohe Geburt, und erhalte diesem Mädchen deine Liebe, die ohne Zuthun ihrer Verwandten in deiner Brust entstand. Blicke herab auf sie unter deinen Weibern mit der Huld, die ihnen widerfährt; mehr fordern wir nicht, denn besondere Neigung hängt vom Willen des Himmels ab.“

Sarngarawa.

Deine Botschaft, Ehrwürdigster, ist tief in meinem Gedächtniß gewurzelt.

Kanna (blickt Sakontala zärtlich an).

Jetzt, mein Liebling, auch dir meine sanfte Ermahnung. Wir demüthigen Waldbewohner kennen doch die Welt, die wir verlassen!

Sarngarawa.

Nichts ist den Weisen verborgen.

Kanna.

Höre, meine Tochter. — Wenn du in deines Gemahls Behausung eingerichtet bist, erweise ihm und denen die er achtet, die schuldige Ehrerbietung. Ob er gleich andere Weiber hat, sei du ihnen vielmehr eine zärtliche Handmagd, als eine Nebenbuhlerin. — Sollte er dir mißfallen, so lasse nicht deine Empfindlichkeit dich zum Ungehorsam reizen. — Gegen deine Hausgenossen sei unparteiisch und übe strenge Gerechtigkeit; suche nicht deine eigene Befriedigung mit heftiger Begierde. Dieses Betragen erwirbt jungen Weibern Achtung; aber verkehrte Weiber sind die Pest des Haushalts. Was sagt Gautami zu dieser Lehre?

Gautami.

Sie ist vortrefflich. Kind, du mußt sie ja behalten!

Kanna.

Komm, liebes Mädchen, umarme mich und deine zärtlichen Gespielinnen zum Abschied.

Sakontala.

Anusuya und Priyamwada müssen zurückkehren zur Einsiedelei?

Kanna.

Auch sie, meine Tochter, sollen verheirathet werden nach ihrem Stande; noch schickt sichs nicht, daß sie die Stadt besuchen, aber Gautami begleitet dich.

Sakontala (umarmt ihn).

Von meines Vaters Brust gerissen, wie der junge Sandelbaum von den Malayagebirgen, wie werd' ich wachsen auf fremdem Boden?

Kanna.

Sorge nicht so ängstlich. Wenn du Hausfrau und Gemahlin eines Königs bist, dann freilich kannst du zuweilen in Verlegenheit kommen über die verwickelten Angelegenheiten, die aus dem Uebermaß des Reichthums entspringen; das gegenwärtige vorübergehende Leid wird dir dann geringfügig scheinen, zumal wenn du einen Sohn haben wirst, (und haben sollst du einen Sohn!) glänzend wie der Stern des Tages. — Wisse auch mit Zuverlässigkeit, daß der Leib nothwendig, zur bestimmten Stunde von der Seele getrennt werden muß; wer wollte denn sich so unmäßig betrüben, wenn die schwächeren Bande äußerer Verwandtschaft gelöset, oder seis auch, zerrissen werden?

Sakontala (fällt ihm zu Füßen).

Mein Vater! in Demuth bezeuge ich dir meine Verehrung.

Kanna.

Vortreffliches Mädchen, möge mein Bestreben, dein Glück zu befestigen, mir gelingen!

Sakontala (nähert sich ihren Gespielinnen).

So kommt, meine Theuersten! umarmt mich zusammen.

(Sie umarmen sich.)

Anusuya.

Liebe Freundin, sollte der tugendhafte Monarch sich deiner nicht sogleich erinnern, so zeige ihm nur den Ring, auf welchem sein Name eingegraben ist.

Sakontala (erschrickt).

Mein Herz bebt bei der bloßen Besorgniß, die du in mir erweckst.

Priyamwada.

Fürchte nichts, holde Sakontala! die Liebe bringt immer Vorstellungen von Elend hervor, die aber selten oder niemals zur Wirklichkeit gelangen. —

Sarngarawa.

Heiliger Weiser! die Sonne ist bereits ziemlich höch gestiegen: laß die Königin eilen, ihre Reise anzutreten.

Sakontala (umarmt Kanna nochmals).

Wann, mein Vater, ach, wann werd' ich diesen Zufluchtsort der Tugend wiedersehen?

Kanna.

Tochter, wenn du dem frommen Monarchen lange, wie diese fruchtbare Erde, vermählt gewesen bist, und ihm einen Sohn gegeben hast, dessen Wagen keines Gleichen finde in der Schlacht; dann wird dein König ihm die Bürde des Reichs übertragen, dann wirst du mit deinem Duschmanta, vor eurer letzten Reise, die Ruhe wieder suchen in diesem geliebten und geheiligten Hain.

Gautami.

Kind, die beste Zeit zu unserer Reise geht schnell vorüber. Laß deinen Vater zurückkehren. — Geh, Ehrwürdigster, geh zurück in deine Wohnung, von welcher sie ihr Schicksal zu so langer Abwesenheit verurtheilt.

Kanna.

Holdes Kind, diese Zögerung unterbricht meine gottesdienstlichen Pflichten.

Sakontala.

Du, mein Vater, wirst sie lange ohne Kummer üben; ich Arme bin zum Leiden bestimmt.

Kanna.

O zwinge mich nicht, meine tägliche Andacht zu versäumen. — (Seufzend.) Nein, meinen Kummer wird nichts mindern. Wie könnte er aufhören, meine Liebste, da ich die Pflanzen stets vor Augen behalte, üppig hervorsprossend aus den heiligen Körnern, die deine Hand vor meiner Hütte streute? — Gehe hin und beglückt sei deine Reise!

(Sakontala geht ab mit Gautami und den beiden Misras.)

Anusuya und Priyamwada
(beide, ihr schmerzlich nachsehend).

Weh, weh, die dichten Bäume verbergen schon die Geliebte!

Kanna.

Kinder, nun eure Freundin uns verlassen hat, mäßigt euren grenzenlosen Kummer und folgt mir. (Sie kehren zurück.)

Beide Mädchen.

Heiliger Vater, der Hain ohne Sakontala wird eine leere Einöde sein.

Kanna.

Eure Liebe wird ihn dazu umschaffen. (Nachdenkend.) — Ach! — Wohl! Endlich erlangt das schwache Herz seine Festigkeit wieder, nun meine Sakontala hinweggezogen ist. — Im Grunde, früher oder später, wird eine Tochter immer eines Andern Eigenthum. Ich habe sie ihrem Herrn zugesandt, und fühle meine Seele rein und ruhig, wie Jemand, der ein unschätzbares Unterpfand, das er lange mit ängstlicher Sorgfalt bewahrte, seinem Eigenthümer wiedergegeben hat.

(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Scene: ein Pallast.

Ein alter Kämmerer (seufzt.)

Ach, wie bin ich doch so alt und hinfällig geworden? Dieser Stab, den ich einst zum Zeichen meiner Amtsverrichtung in des Königs Zimmer in Händen hielt, muß mich jetzt stützen, wenn ich kraftlos daherschleiche, entkräftet von der Menge verlebter Jahre. — Ich soll dem König, wenn er durch den Palast geht, etwas sagen, das ihn selbst betrifft; es leidet keinen Aufschub. (Er geht langsam weiter.) Ja, was war es denn? — Ah, ich besinne mich: die frommen Schüler Kannas begehren eine Audienz. — Es ist doch ein seltsames Ding um des Menschen Leben! Der Verstand eines alten Mannes scheint einmal so hell, und dann plötzlich hüllt sich Alles wieder in Dunkel; wie das Lampenflämmchen, wenn es am Erlöschen ist. (Er geht umher und schaut.) Dort ist Duschmanta. Eben hat er für sein Volk gesorgt, als wären es seine Hausgenossen. Mit leichtem Herzen sucht er jetzt sein einsames Zimmer; so der Elephant, das Haupt der Heerde, wenn er den ganzen Morgen geweidet hat und von der Sonne erhitzt ist, sucht er Kühlung im Schatten. — Der König steht nun eben vom Richterstuhl auf, er bedarf Ruhe. Fast scheu ich mich, ihm gerade jetzt zu hinterbringen, daß Kanna's Schüler angekommen sind. Doch wie? Sollten die Stützen der Völker ruhen? Die Sonne führt ihr schimmerndes Gespann zur Arbeit vieler Stunden; der

Wind weht Tag und Nacht; der Schlangenfürst trägt immerdar die Last dieser Erde! So rastlos ist auch die Mühe des Mannes, dessen Einkünfte den sechsten Theil des Erwerbs seines Volks betragen. (Er geht herum.)

Duschmanta

(tritt herein mit Madhawya und Gefolge; er scheint gedrückt von Geschäften).

Jedem Bittenden ist sein Recht widerfahren, Jeder ging beglückt von dannen; aber Könige, die ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen, müssen dulden ohne Ende. Durchdringend ist der Schmerz des ängstlichen Strebens nach Herrschaft; und ist sie nun fest gegründet, dann quält den Monarchen die immerwährende Sorge für die Erhaltung des Volks; wie ein großer Sonnenschirm, den man selbst in der Hand trägt, zugleich ermüdet, indem er Schatten gibt.

Hinter der Scene.

Der König sei siegreich!

Zwei Sänger recitiren Verse.

Erster Sänger.

„Du suchest nicht dein Vergnügen; für das Volk allein ermattest du Tag und Nacht. Als du geschaffen wardst, erfüllte dieser Hang deine Seele. So trägt ein astreicher Baum den sengenden Sonnenstrahl auf seinem Haupte, indeß sein ausgebreiteter Schatten die Fieberhitze derer kühlt, die unter ihm Zuflucht nehmen."

Zweiter Sänger.

„Wenn du den Stab der Gerechtigkeit führst, lenkest du zurecht, Alle die vom Pfad der Tugend wichen; du gebietest dem Zwist, daß er ende; du wardst gebildet zum Schutz deines Volks. Groß ist der Reichthum deiner Verwandten; denn so grenzenlos ist deine Liebe, daß du alle deine Unterthanen zu deinen Verwandten zählst."

Duschmanta (horchend).

Wie erquickend ist der holden Dichtkunst Stimme, wenn man die Last des Richteramts getragen hat!

Madhawya.

O ja! es erquickt wol auch den müden Stier, wenn die Leute sagen: dort geht der Herr der Heerde.

Duschmanta (lächelnd).

Bist du da, Freund? Setzen wir uns zusammen.

(Der König und Madhawya setzen sich. Hinter den Scenen wird Musik gehört.)

Madhawya.

Horche, mein königlicher Freund. Ich höre eine wohlgestimmte Wina, aus jenem Zimmer, gleichsam im Zusammenklang mit den Lauten der Götter. Ich glaube, die Königin Hansamati macht Anstalt, dich mit einem neuen Liede zu begrüßen.

Duschmanta.

So schweige, damit ich hören kann.

Kämmerer (bei Seite).

Der König scheint beschäftigt. Ich will warten, bis er Muße hat. (Geht zur Seite.)

Lied hinter der Scene.

„Holde Biene, auf frischen Honig erpicht, pflegtest du den weichen Rand der neugeöffneten Amrablume zu küssen; wie gnügt dir jetzt die Wasserlilie? wie vergissest du der ersten Liebe?"

Duschmanta.

Das Lied athmet zärtliche Leidenschaft.

Madhawya.

Kann es der König fassen? Mir ist es zu hoch.

Duschmanta (lächelnd).

Ich war einmal verliebt in Hansamati; jetzt erhalte ich einen Verweis wegen meiner langen Abwesenheit von ihr. Freund Madhawya, melde der Königin in meinem Namen, daß ich den Vorwurf fühle.

Madhawya.

Wie der König befiehlt; aber — (aufstehend) Freund, du willst mit fremder Hand eine scharfe Lanze fassen. Dein Auftrag an ein beleidigtes Weib will mir nicht recht behagen. Der Einsiedler ist eben nicht glücklich, als bis er jeder Leidenschaft entsagt.

Duschmanta.

Geh, mein gütiger Freund; die Milde deiner Rede wird sie besänftigen.

Madhawya.

Welch eine Botschaft! (geht ab.)

Duschmanta (für sich).

Was ists, daß ich so traurig werde, bei dem bloßen Liede über die Abwesenheit? Bin ich doch von keinem Gegenstande meiner Neigung wirklich getrennt! Diese schwermüthige Stimmung bei sonst glücklichen Menschen, wenn sie schöne Gestalten erblicken und harmonische Töne hören, entsteht vielleicht gar aus einer dunklen Erinnerung verflossener Freuden, ist eine Spur unserer Verbindungen in einem vorigen Zustande unseres Daseins! (Sitzt nachsinnend und traurig.)

Kämmerer (naht sich demüthig).

Sieg dem Herrscher! Zwei geistliche Männer und einige Weiber kommen von ihrem Aufenthalt im Walde ohnweit der Schneegebirge und bringen eine Botschaft von Kanna. Der König wird befehlen.

Duschmanta (mit Verwunderung).

Wie? fromme Einsiedler in Gesellschaft von Weibern?

Kämmerer.

So ists.

Duschmanta.

Befiehl dem Priester Somarata in meinem Namen ihnen schuldige Ehrfurcht zu bezeigen, wie es im Weda verordnet ist; sodann laß ihn zu mir kommen. Ich werde meine frommen

Gäste an einer Stätte erwarten, wo ich sie schicklich empfangen kann.

Kämmerer.

Ich gehorche. (geht ab.)

Duschmanta.

Wächter! zeige den Weg zum Heerd des geheiligten Feuers.

Wächter.

Dies, o König! ist der Weg. (Er geht voran.) Hier ist der Eingang der geweihten Einfassung; dort steht die verehrungswürdige Kuh, die zum Opfer gemolken wird; glänzend steht sie da, von der eben vollbrachten Besprengung mit mystischem Wasser. Der König steige hinan.

Duschmanta

(wird auf den Schultern seiner Schloßwächter auf die Opferstätte gehoben).

Welche Botschaft kann der fromme Kanna mir senden? Haben feindliche Geister, oder andere Ursachen die Andachtsübungen seiner Schüler gestört? Oder ist den armen Heerden, die im heiligen Walde weiden, ein Unglück zugestoßen? Oder haben die Sünden des Königs die Blüthen und Früchte der Stauden vergiftet, welche die Einsiedlerinnen pflanzten? — Ich verirre mich in einem Labyrinth von dunklen Vermuthungen.

Wächter.

Was unser Monarch besorgt, kann nicht geschehen sein; denn der bloße Klang seiner Bogensehne hat die Einsiedelei gegen alles Böse gesichert. Ich vermuthe, die frommen Männer, die des Königs Güte beglückte, kommen ihm Ehrfurcht zu erweisen.

Sarngarawa, Saraduata und Gaudami

treten herein und führen Sakontala an der Hand; vor ihnen der alte Kämmerer und der Priester.

Kämmerer.

Hieher, ehrwürdige Fremdlinge, hieher.

Sarngarawa.

Freund Saraduata, dort sitzt der König der Menschen: ihr Glück hängt an seinem Geheiß, und dennoch erweiset er Allen gleiche Achtung. Hier wird kein Unterthan, und sei er von der letzten Klasse, mit Verachtung aufgenommen. Doch meine Seele war stets frei von aller Anhänglichkeit an irdische Dinge; daher ist mir dieser Heerd, umringt von der Menge, nur der bestimmte Ort des heiligen Feuers.

Saraduata.

Wie du, erstaunte ich beim Eintritt in diese volkreiche Stadt; jetzt aber ist sie mir wie einem, der eben in reinem Wasser gebadet hat, der Anblick eines mit Oel und Staub besudelten Menschen; wie das Unreine dem Reinen, wie der Schlafende dem Wachenden, der Gefangene dem Freien, der Sclave dem Unabhängigen!

Priester.

Daher kommt es, daß Männer, wie ihr beide, so hoch erhaben sind über andere Sterbliche.

Sakontala
(wird eine schlimme Vorbedeutung gewahr).

Ehrwürdige Mutter, mir zittert das rechte Auge. Was bedeutet diese unwillkürliche Bewegung?

Gautami.

Der Himmel wende die Vorbedeutung ab, mein süßes Kind! Möge dich jede Freude begleiten! (Sie treten Alle vor.)

Priester (zeigt ihnen den König).

Dort, iht frommen Männer, ist der Schutzherr des Volks; er hat seinen Sitz eingenommen und harret eurer.

Sarngarawa.

Das war unser Wunsch; kein Eigennutz beseelt uns dabei. So ist es jederzeit; die Bäume beugen sich unter dem Ueberfluß der Früchte; die Wolken senken sich, wenn heilsamer Regen sie füllt, und die Wohlthäter des Menschengeschlechts blähen sich nicht in ihrem Reichthum.

Wächter.

O König, die heiligen Gäste erscheinen vor dir mit dem milden Blick, dem Zeichen ihrer Zuneigung.

Duschmanta (sieht Sakontala an).

Ha! welch ein Mädchen! die schöne Gestalt im Mantel halbverhüllt! — Unter den Einsiedlern erscheint sie, wie eine frische grüne Knospe unter gewelkten, gelben Blättern.

Wächter.

Soviel ist offenbar; diese Gestalt verdient nähere Betrachtung.

Duschmanta.

Sie bleibe verhüllt! sie scheint schwanger zu sein, und eines Andern Weib darf auch von mir nicht gesehen werden.

Sakontala (bei Seite, die Hand auf die Brust).

O mein Herz, warum klopfst du? — Erinnere dich, wie deines Herrn Liebe entstand, und sei ruhig.

Priester.

Glück dem Könige! Den heiligen Gästen ist Ehre widerfahren, wie das Gesetz befiehlt. Jetzt geruhe der König die Botschaft anzuhören, die sie von ihrem geistlichen Führer bringen

Duschmanta (ehrerbietig).

Ich höre.

Die beiden Misras (ihre Hände ausstreckend).

Sieg folge deinen Fahnen!

Duschmanta.

Ich grüße euch beide mit Ehrerbietung.

Beide.

Segen über unsern Herrscher!

Duschmanta.

Ist eure Andacht ungestört geblieben?

Sarngawara.

Was könnte unsere Uebungen stören, da du der Erhalter aller Geschöpfe bist? Wie, wenn die helle Sonne strahlt, sollte Finsterniß die Welt bedecken?

Duschmanta (bei Seite).

Der Königsname bringt also wol allen weltlichen Vortheil! (laut) Lebt dann der heilige Kanna glücklich?

Sarngarawa.

O König! wer die Früchte der Gottesfurcht sammelt, darf dem Glück gebieten. Zuvor erkundigt er sich liebevoll, ob deine Waffen siegreich sind; dann redet er dich an in diesen Worten:

Duschmanta.

Wie lauten seine Befehle?

Sarngarawa.

„Die Eheverbindung zwischen dir und diesem Mädchen, meiner Tochter, bestätige ich mit zärtlicher Achtung; denn du bist berühmt als der ehrenvolleste der Menschen und meine Sakontala ist die Tugend selbst in menschlicher Gestalt. In Zukunft wird die Lästerzunge nicht mehr Brahma vorwerfen, daß er ungleiche Ehen duldet; er hat eine Braut und einen Bräutigam vereint, von gleich vortrefflicher Art. Weil sie nun schwanger von dir ist, so nimm sie auf in deinen Palast, daß sie mit dir vereint, die Pflichten erfülle, welche die Religion auferlegt."

Gautami.

Großer König, dein Anblick ist sanft und gütig, ich wünsche dir wenige Worte zu sagen.

Duschmanta (freundlich).

Rede, ehrwürdige Matrone.

Gautami.

Sie hat die Rückkehr ihres geistlichen Vaters nicht erwartet, keinen von ihren Angehörigen um Rath gefragt. Ihr

beide waret allein zugegen bei eurer Hochzeitfeier: so sprecht nun ohne Scheu miteinander, wenn ihr euch selbst gelassen seid.

Sakontala (bei Seite).

Was wird mein König sagen?

Duschmanta (für sich, verwirrt).

Welch ein seltsames Abenteuer!

Sakontala (bei Seite).

Weh mir! wie verächtlich empfängt er die Botschaft!

Sarngarawa (bei Seite).

Was soll der Ausdruck, den ich hörte? „Ein seltsames Abenteuer!" — (Laut.) Monarch, du kennst die Herzen der Menschen. Eine Ehefrau sei noch so ehrbar, so denkt die Welt Arges, wenn sie nur bei ihren väterlichen Verwandten wohnt. Hier bittet jetzt die rechtmäßige Gattin, und demüthig bitten ihre Angehörigen, sie werde geliebt oder nicht, daß sie ihre Tage zubringen möge in der Wohnung ihres Gemahls.

Duschmanta.

Was sagst du? Bin ich der Gatte dieses Frauenzimmers?

Sakontala (schmerzlich).

O mein Herz! deine Besorgniß trifft ein.

Sarngarawa.

Ziemt es einem erhabenen Fürsten von den Vorschriften der Religion und der Ehre zu weichen, blos weil ihn seine Bündnisse gereuen?

Duschmanta.

Wie ists möglich, daß man dieses luftige Mährchen ersann, und sich schmeicheln durfte Glauben zu finden?

Sarngarawa (zornig).

Wankelmüthig sind die Mächtigen, die sich berauschen lassen von ihrer Macht!

Duschmanta.

Ich höre einen viel zu strengen Vorwurf.

Gautami (zur Sakontala).

Erröthe nicht, mein holdes Kind; laß mich deinen Mantel abnehmen, damit sich der König deiner erinnere.

Duschmanta (bei Seite, indem er Sakontala ansieht).

Im Zweifel, ob nicht ein Anderer diese tadellose, meinem Blicke jetzt enthüllte Schönheit besessen hat, bin ich der Biene ähnlich, die am Eintritt der Nacht über einer thaugefüllten Blume schwebt; gleich unfähig ihrer froh zu werden und sie zu verlassen.

Wächter (bei Seite zum König).

Der König kennt am besten seine Rechte und Pflichten: doch wer möchte noch anstehen, wenn ein Weib, schön wie ein Edelstein, den Zimmern seines Palasts neuen Glanz verleiht?

Sarngarawa.

Was bedeutet, o König, dein seltsames Sillschweigen?

Duschmanta.

Heiliger Mann, ich sinn' und sinne wieder, aber meiner Heirath mit diesem Frauenzimmer entsinn' ich mich nicht. Darf ich die Würde meines Kschetrastamms verleugnen und in meinen Palast ein junges Weeb aufnehmen, die von einem andern Gatten schwanger ist?

Sakontala (bei Seite).

Ach, weh mir! Konnte noch über unser Bündniß ein Zweifel entstehen? So zerbricht der Baum meiner Hoffnung, der so üppig trieb!

Sarngarawa.

Hüte dich, daß der göttliche Weise, der dir das unschätzbare Kleinod, welches du ihm wie ein unwürdiger Räuber nahmst, als freie Gabe schenken will, hüte dich, daß er nicht

aufhöre deiner, des rechtmäßigen Gemahls seiner Tochter, zu gedenken, und alle seine Sorge auf sie allein beschränke, die deine Treulosigkeit entehrt.

Saraduata.

Halt ein, theurer Sarngarawa, und du Sakontala, sprich jetzt, an dir ist die Reihe, da dein Herr dich vergessen zu haben bekennt.

Sakontala (bei Seite).

Ist seine Liebe dahin, was hilfts, daß ich die Erinnerung an mich in ihm zurückrufe? Doch, wenn meine Seele zur Qual bestimmt ist, so sei's; ich will sprechen. — (Laut zu Duschmanta.) O mein Gemahl! — (Pause.) Oder, bezweifelst du noch die richtige Anwendung dieses heiligen Namens — o Puru's Sohn! ziemt es dir, der mich liebte im heiligen Hain mit ausschweifender Leidenschaft, daß du mich heute mit bitterm Spott verleugnest?

Duschmanta (hält die Hände vor die Ohren).

Fern sei das Verbrechen von meiner Seele! — Man hat dich abgerichtet in hämischer Absicht mich zu schänden, und von der Würde zu stürzen, die ich bis jetzt behaupte; wie ein Strom, der seine Ufer überwältigt und seinen ruhigen Lauf verändert, die hohen Bäume hinabstürzt.

Sakontala.

Ist es bloßer Fehler des Gedächtnisses, so will ichs dir wieder geben, indem ich dir deinen eigenen Ring zeige, worauf dein Name gegraben ist.

Duschmanta.

Trefflich ersonnen!

Sakontala (besieht ihren Finger).

Weh mir! ich habe keinen Ring. (Sie sieht Gautami wehmüthig an.)

Gautami.

Der unglückliche Ring wird dir von der Hand gefallen sein, als du Wasser schöpftest um dirs auf das Haupt zu gie-

ßen, im Teiche Satschitirtha, ohnweit des Orts Sakrawatara.

Duschmanta (lächelnd).

Daß es den Weibern je an Ausflüchten fehlte!

Sakontala.

Brahma's Macht muß Alles weichen! Doch will ich eines Umstands noch erwähnen.

Duschmanta.

Ich muß mir das Geschichtchen nur gefallen lassen.

Sakontala.

Einst, in einer Wetasaslaube, schöpftest du Wasser in deine Hand, aus seinem natürlichen Gefäß, dem Lotosblatt —

Duschmanta.

Was folgte?

Sakontala.

In dem Augenblick nahte sich dir ein kleines Rehkalb, das ich wie mein Kind gezogen hatte; da sagtest du gütig: „Trinke du erst, sanftes Thier!“ Es wollte aber nicht trinken aus fremder Hand; aus der meinigen schlürft' es begierig das Wasser. Mit steigender Rührung sagtest du: „So liebt jedes Geschöpf seine Gespielen; ihr beide seid Waldbewohner, und beide liebenswürdig seid ihr.“

Duschmanta.

Mit solchen eigennützigen und überzuckerten Erdichtungen fängt man die Seele des Wollüstlings.

Gautami.

Enthalte dich, erhabenster Fürst, des strengen Urtheils. Sie ward im geweihten Hain erzogen, wo sie keinen Trug erlernte.

Duschmanta.

Fromme Matrone, die Verschmitztheit des weiblichen Geschlechts erscheint auch ohne Unterricht, sogar bei einer andern

Gattung als der unsrigen. Was wäre sie nicht erst, wenn Unterweisung hinzukäme? — Die Kokilahennen, ehe sie in die Lüfte fliegen, hinterlassen andern, ihnen fremden Vögeln, ihre Eier zum Brüten, ihre Jungen zum Füttern.

Sakontala (aufgebracht).

O Ehrloser! du missest alle Welt nach deinem verderbten Herzen. War je ein Fürst dir ähnlich, wird je dir einer ähnlich sein, im Gewand der Religion und Tugend, ein niedriger Betrüger? dem tiefen Brunnen gleich, dessen Oeffnung einladende Pflanzen verdecken!

Duschmanta (für sich).

Die bäurische Erziehung läßt sie so zornig und mit Verleugnung der weiblichen Sittsamkeit sprechen. Aus ihren Blikken schießt der Unwille; ihr Auge glüht, und ihre Zunge versagt ihr, indem sie die rauhen Worte spricht. Ihre Lippe, roth wie die Bimbafrucht, zittert, als schüttelte sie der Frost, und ihre regelmäßig gewölbten Augenbrauen ziehn sich zusammen. — Die Lockung der Einfalt hat ihre Wirkung auf mich verfehlt; jetzt versucht sie, was der Zorn vermag, — und zerbricht den Bogen des (Liebesgottes) Kama, der, wäre sie nicht eines Andern Eigenthum, mich leicht verwundet hätte. — (Laut.) Duschmanta's Herz, junge Frau, ist Allen bekannt; das deinige verräth sich in deinem Betragen.

Sakontala (spöttisch).

Euch Königen ist man auf alle Fälle unbedingten Glauben schuldig; ihr wißt genau, wie viel Achtung man der Tugend und den Menschen erweisen muß; — Weiber, wie sittsam, wie tugendhaft sie auch sein mögen, wissen nichts, und reden nichts mit Wahrheit. — In glücklicher Stunde bin ich hergekommen, den Gegenstand meiner Liebe zu suchen; in einem glücklichen Augenblick empfing ich die Hand eines Fürsten, von Puru entsprossen, eines Fürsten, der mein Zutrauen durch den Honig seiner Worte gewann, indeß sein Herz den Dolch verbarg, der meines durchbohren sollte. (Sie verbirgt ihr Gesicht und weint.)

Sarngarawa.

Dieser unerträgliche Wankelmuth des Königs reizt meinen Zorn. Hüte sich fernerhin ein Jeder, wie er geheime Verbindungen eingeht; die schnell entstandene Freundschaft, eh beider Herzen sich kannten, verwandelt sich bald in Haß.

Duschmanta.

Willst du mich zwingen ein großes Verbrechen zu begehen, indem ich mich auf ihre glatte Rede verlasse?

Sarngarawa (verächtlich).

Du hast die Antwort gehört. — Die Worte der Unvergleichlichen, die nie gelernt hat, was Ungerechtigkeit sei, sollen hier keinen Glauben finden; aber wer nur Andere anzuklagen, wer nur Verbrechen nachzuspähen weiß, der allein soll Wahrheit sprechen!

Duschmanta.

O Mann von unbescholtener Glaubwürdigkeit, ohne Zweifel bin ichs, den du beschreibst; doch was gewinne ich durch die Anklage deiner Begleiterin?

Sarngarawa.

Ewiges Elend.

Duschmanta.

Nein! Elend wird nie das Loos von Puru's Nachkommen sein.

Sarngarawa.

Was nützt unser Streit? — O König, wir haben den Befehlen unseres Lehrers Folge geleistet und kehren jetzt zurück. Sakontala ist nach dem Gesetz dein Weib, gleichviel ob du sie verlassest oder anerkennst; und des Ehegatten Herrschaft ist unumschränkt. — Gautami, gehe voran!

(Die beiden Misras und Gautami abgehend.)

Sakontala.

Dieser Treulose hat mich hintergangen; aber ihr meine Freunde, könnt' ihr mich auch verlassen? (Folgt ihnen.)

Gautami (sieht sich um).

Mein Sohn, Sakontala fnlgt uns mit zärtlichen Bitten. Was kann sie hier bei einem ungetreuen Gatten weilen, sie, die lautere Zärtlichkeit ist?

Sarngarawa (streng gegen Sakontala).

Weib! du siehst die Fehler deines Mannes; verlangst du frei zu sein? (Sakontala bleibt zitternd stehen.)

Saraduata.

Die Königin höre mich. Bist du, wofür dich der König ausgibt, was für Recht hast du zu klagen? Kennst du aber die Reinigkeit deiner Seele, so ziemt es dir als eine Handmagd zu warten in der Behausung deines Herrn. Bleibe, wo du bist; wir müssen zu Kanna zurückkehren.

Duschmanta.

Täuscht sie nicht, heilige Männer, mit eitler Erwartung. Der Mond öffnet die Nachtblume; die Sonne macht die Wasserlilie blühen; Jeder bleibt bei dem besondern Gegenstand seiner Neigung, und der Tugendhafte enthält sich von dem Weibe eines Andern.

Sarngarawa.

Gleichwol, o König! der du Religion und Tugend zu beleidigen fürchtest, du scheust dich nicht, deine geehlichte Gattin zu verlassen, unter dem Vorwande, daß du über der Menge deiner öffentlichen Geschäfte dein persönliches Bündniß vergessen habest.

Duschmanta (zu seinem Priester).

Ich kann mich wirklich keines Versprechens dieser Art erinnern, und frage dich, meinen geistlichen Rathgeber, welche Sünde größer sei, mein eigenes Weib zu verlassen oder mit eines Andern Weibe mich zu verbinden?

Priester (nach einigem Nachdenken).

Wir können zwischen beidem einen Ausweg wählen.

Duschmanta.

Mein ehrwürdiger Führer befehle.

Priester.

Das junge Weib mag bis zu ihrer Niederkunft in meinem Hause wohnen.

Duschmanta.

In welcher Absicht?

Priester.

Weise Sterndeuter haben dem König versichert, daß er eines ruhmvollen Fürsten Vater werden soll, dessen Herrschaft grenzen wird an das Meer gegen Aufgang und Niedergang. Wird nun die Tochter des heiligen Mannes einen Sohn gebären, an dessen Händen und Füßen die Zeichen weit ausgebreiteter Herrschaft sich offenbaren; so will ich ihr, als meiner Königin huldigen, und sie in die königlichen Zimmer führen; wo nicht, so kehre sie zu gesetzter Zeit zu ihrem Vater zurück.

Duschmanta.

Es sei, wie du entschieden hast.

Priester (zu Sakontala).

Hierher, meine Tochter; folge mir.

Sakontala.

O Erde, milde Göttin, gib mir einen Platz in deinem Schooße! (Sie geht weinend ab mit dem Priester. Die beiden Misras und Gautami gehen von einer andern Seite ab. Duschmanta steht und sinnt nach über die schöne Sakontala; allein der Fluch trübt noch sein Gedächtniß.)

Hinter der Scene.

O wundervolles Ereigniß!

Duschmanta.

Was kann geschehen sein?

Priester (wieder hereintretend).

Höre, o König, das erstaunende Ereigniß. Als Kanna's Schüler abgereiset waren, stand Sakontala, beklagte ihr hartes Schicksal, breitete ihre Arme aus, und weinte; da —

Duschmanta.

Nun?

Priester.

Da stieg ein Lichtkörper, in weiblicher Gestalt, hernieder bei Apsarastirtha, wo man die Nymphen des Himmels verehrt; umfing sie schnell und verschwand. (Alle erstaunen.)

Duschmanta.

Ich habe gleich etwas von Zauberei geahnet. Doch das ist nun vorbei, und alles Vernünfteln darüber ist unnütz. Beruhige dich, Somarata.

Priester.

Der König sei siegreich! (Geht ab.)

Duschmanta.

Kämmerer, ich bin sehr ermüdet, und du, Wächter, führe mich nach dem Ruheplatz.

Wächter.

Der König komme hierher.

Duschmanta (im Gehen, für sich).

Umsonst suche ich mich auf die Hochzeit mit des Einsiedlers Tochter zu besinnen; und doch ist mein Herz so unruhig, daß ich ihrer Geschichte beinah Glauben beimessen möchte.

(Alle gehen ab.)

Sechster Aufzug.

Scene: die Straße.

Ein Polizeiaufseher nebst zwei Beamten treten auf und führen einen Mann mit gebundenen Händen.

Erster Beamter (schlägt den Gefangenen).

Da hast du eins, Kumbhilaka, wenn du so heißest; und bekenne, woher hast du den Ring mit dem großen Edelstein, worauf des Königs Name gegraben steht?

Kumbhilaka (zitternd).

Erbarmt euch meiner, ich bitt' euch; ich bin des Verbrechens nicht schuldig, weswegen ihr mich in Verdacht habt.

Erster Beamter.

Ei du vortrefflichster Bramine, hat ihn dir der König für irgend einen wichtigen Dienst geschenkt?

Kumhilaka.

Hört mich nur: ich bin ein armer Fischer, und wohne zu Sakrawatara.

Zweiter Beamter.

Wer fragt dich, du Dieb, um deinen Stamm und Aufenthalt?

Polizeiaufseher.

O Sutschaka, laß den Kerl seine Geschichte auserzählen. Jetzt, Schurke, verhehle uns nichts.

Erster Beamter.

Hörst du? Thu, was unser Meister befiehlt.

Kumbhilaka.

Ich ernähre meine Familie vom Fischfang: ich fische mit Netzen, mit der Angel und sonst auf allerlei Art.

Aufseher (lachend).

Eine tugendhafte Art sein Brot zu verdienen!

Kumbhilaka.

Wirf mir das nicht vor, Meister. Wir dürfen die Beschäftigung unserer Väter nicht verlassen, wie niedrig sie auch sei, und wer Thiere umbringt und verkauft, kann doch ein weiches Herz haben, wenn er gleich eine grausame Handlung begeht.

Aufseher.

Nur weiter, weiter.

Kumbhilaka.

Eines Tages fing ich einen großen Rohitafisch, schnitt ihn auf und fand diesen schönen Ring in seinem Magen. Wie ich ihn verkaufen wollte, habt ihr mich festgenommen. So weit und nicht weiter kann man mir Schuld geben, daß ich den Ring genommen habe. Wollt ihr nun noch fortfahren mich zu schlagen? Wollt ihr mich nun ums Leben bringen?

Aufseher (beriecht den Ring).

Dschaluka, der Stein hat wirklich in einem Fisch gesteckt; es ist doch ein merkwürdiger Fall und ich will ihn Jemand von des Königs Hofstaat melden.

Die Beamten (zum Fischer).

Komm mit, Beutelschneider! (Sie gehen weiter.)

Der Aufseher.

Sutschaka, bleib hier am großen Stadtthor stehen, und warte, bis ich mit einem von den Officianten im Palast gesprochen habe.

Die Beamten.

Geh, Radschayukta; der König sei dir gnädig!

(Der Aufseher geht ab.)

Zweiter Beamter.

Ich fürchte, unser Meister wird lang ausbleiben.

Erster Beamter.

Ja, Könige spricht man nur nach ihrer Muße.

Zweiter Beamter.

Freund Dschaluka, mir jucken die Fingerspitzen, daß ich diesem Beutelschneider den Rest gebe.

Kumbhilaka.

Du würdest einen Unschuldigen umbringen.

Erster Beamter.

Hier kommt unser Meister. Der König hat schnell entschieden. Jetzt, Kumbhilaka, wirds drauf ankommen, ob du deine Gesellen wieder siehst, oder Futter für Geier und Schakalle wirst.

Aufseher (wiederkommend).

Laßt den Fischer sogleich —

Kumbhilaka (in Todesängsten).

Ach, ich bin verloren!

Aufseher.

— auf freien Fuß gestellt werden. Der König sagt, er wisse um seine Unschuld, seine Erzählung sei wahr.

Zweiter Beamter.

Wie unser Meister befiehlt! — Der Kerl war auf dem Wege nach den Wohnungen Yama's, und wird zurückgeführt.

(Indem er den Fischer losbindet.)

Kumbhilaka (bückt sich).

Herr, ich verdanke deiner Güte mein Leben.

Aufseher.

Freund, steh auf und höre mit Entzücken, daß dir der König eine Summe Geldes schenkt, welche so viel als der volle Werth des Rings beträgt; für einen Menschen in deiner Lage ist es ein großes Vermögen. (Gibt ihm das Geld.)

Kumbhilaka (freudig).

Ich bin vor Freuden außer mir.

Erster Beamter.

Der Landstreicher kommt mir vor, als hätte man ihn vom Pfahl genommen und auf einen Staatselephanten gesetzt.

Zweiter Beamter.

Ich vermuthe, der König setzt einen besondern Werth auf seinen Ring.

Aufseher.

Er schätzt ihn nicht um den innern Werth; aber ich kann mir die Ursache seines Entzückens beim Anblick desselben wol denken.

Beide Beamte.

Was veranlaßte dieses Entzücken?

Aufseher.

Wahrscheinlich rief der Ring Jemanden in sein Andenken zurück, der eine Stelle in seinem Herzen hat; denn so fest er sonst ist, so außerordentlich erschütterte ihn doch der Anblick des Rings auf mehrere Minuten.

Zweiter Beamter.

Unser Meister hat dem König große Freude verursacht.

Erster Beamter.

Ja, und das vermittels dieses Fischfängers.

(Blickt ihn grimmig an.)

Kumbhilaka.

Werdet nicht böse; die Hälfte des Geldes theile ich unter euch, um euch Wein zu kaufen.

Erster Beamter.

Ei, nun bist du unser liebes Brüderchen. — Guter Wein ist der erste Gegenstand unserer Neigung. — Kommt, laßt uns zusammen zum Weinhändler gehen. (Alle gehen ab.)

Scene: Der Garten des Palasts.

Die Nymphe Misrakesi erscheint in der Luft.

Misrakesi.

Mein erstes Geschäft habe ich ausgerichtet; ich habe im Teich der Nymphen gebadet; jetzt muß ich mit eigenen Augen sehen, wie der tugendhafte König sich betrübt. — Sakontala ist seinem Herzen theuer; weil sie die Tochter meiner geliebten Menaka ist, die mir beide Aufträge gab. — (Sie schaut umher.) Ach, an diesem Tage des Entzückens scheint der ganze Haushalt des Königs von neuem Kummer niedergedrückt. Wollte ich meine übernatürlichen Kräfte anwenden, so könnte ich wissen, was hier vorgegangen ist; doch Menaka's Wünsche heischen Gehorsam. In jenem Gesträuch will ich eine unsichtbare Beobachterin sein.

(Sie steigt herab und geht auf ihren Standort.)

Zwei Jungfrauen, Dienerinnen des Liebesgottes, treten auf.

Erste Jungfrau (sieht eine Amrablume an).

Jene Blüthen des Amra, am grünen Stengel schwebend, sind frisch und leicht wie der Athem des Frühlingsmonds. Ich muß der Göttin Reti einen Korb voll davon darbringen.

Zweite Jungfrau.

Warum, meine Parabritika, willst du sie allein darbringen?

Erste Jungfrau.

O meine liebe Madukarika, wenn eine Kokilahenne (die Deutung meines Namens) einen blühenden Amra sieht, wird sie verzückt und verliert alle Besonnenheit.

Zweite Jungfrau (mit Entzücken).

Wie? ist die Jahrszeit süßer Freuden wirklich wieder da?

Erste Jungfrau.

Ja, die Jahrszeit, wenn wir nur von Wein und Liebe singen.

Zweite Jungfrau.

Halte mich, ich will auf den Baum steigen, und ihm seine duftenden Knospen rauben, damit wir sie dem Kama zum Opfer bringen können.

Erste Jungfrau.

Wenn ich dir helfen soll, so muß ich die Hälfte der Belohnung haben, die der Gott dafür geben wird.

Zweite Jungfrau.

Das versteht sich, auch ohne Abrede. Wir sind nur Eine Seele, wie du weißt, ob ihr gleich Brahma zwei Körper gegeben hat. — (Steigt hinauf und pflückt die Blumen.) Ach, die Knospen sind kaum erst offen. — Hier hab' ich eine, die ein wenig aufgeschlossen ist und lieblichen Geruch duftet — (Nimmt eine Hand voll Knospen.) Diese Blüthe ist heilig dem Gotte mit dem Fisch in seinem Panier! O süße Blüthe, die ich jetzt weihe, wol würdig bist du Kamadewa's sechsten Pfeil zu spitzen, Kamadewa's, der jetzt seinen Bogen nimmt, um die jungen Herzen bei Tausenden zu verwunden.

(Sie wirft eine Blume herab.)

Der alte Kämmerer (hereintretend, zornig).

Hört auf die halb offenen Knospen zu brechen; es gibt kein Jubeljahr, der König hat es abbestellt.

Beide Jungfrauen.

Verzeih; wir wußten nichts von dem Verbot.

Kämmerer.

Ihr hättet es nicht gewußt? — Die Bäume selbst, die der Frühling schmückte, und die Vögel, die sich auf ihren Aesten wiegen, empfinden mit unserm Monarchen. Daher wollen jene Knospen, die schon längst hervorgekommen sind, ihren befruchtenden Staub nicht hergeben; darum bleibt die Kuruwakablume, vollständig gebildet, wie sie ist, im geschlossenen Kelche verschleiert; die Stimme des Kokila bleibt in seiner Kehle stecken, wenngleich kein kalter Thau mehr fällt und Smara selbst, der Gott der Begierde, steckt den halb hervorgezogenen Pfeil wieder in seinen Köcher.

Misrakesi (bei Seite).

Der König ist ohne Zweifel noch treu und zärtlich.

Erste Jungfrau.

Vor einigen Tagen sandte uns Mitrawassu, der Befehlshaber unserer Provinz, des Königs Füße zu küssen, und wir sind hergekommen, um seine Haine und Gärten mit allerlei Devisen zu schmücken; daher erfuhren wir nichts von dem Verbot.

Kämmerer.

So hütet euch, daß ihr euch nicht zum zweitenmale vergeht.

Zweite Jungfrau.

Wir gehorchen unserm Herrn mit Freuden; allein, wenn es erlaubt ist, die Geschichte zu wissen, so erzähle uns, wir bitten dich, was unserm Herrscher Veranlassung gegeben hat, die gewöhnlichen Feierlichkeiten einzustellen. —

Misrakesi (bei Seite).

Könige pflegen den festlichen Pomp zu lieben; das Verbot muß also einen wichtigen Grund haben.

Kämmerer (für sich).

Die Sache ist ja öffentlich bekannt, warum sollt' ich sie ihnen nicht sagen? (Laut) Habt ihr von der unglücklich verlassenen Sakontala nichts gehört.

Erste Jungfrau.

Bis zum Anblick des unglücklichen Rings hat uns der Befehlshaber ihre Geschichte erzählt.

Kämmerer.

So bleibt mir wenig hinzuzufügen übrig. Sobald der König beim Anblick seines Edelsteins sein Gedächtniß wieder bekam, rief er unverzüglich: „Ja, die unvergleichliche Sakontala ist meine rechtmäßige Gattin, und als ich sie verwarf, hatte ich den Verstand verloren." — Zugleich gab er alle Zeichen der äußersten Betrübniß und Reue, und verabscheute von dem Augenblick an jede Freude des Lebens. Er übt nicht mehr seine verehrungswürdigen Gaben von Tag zu Tage zum Besten seines Volks; er durchwacht die langen Nächte ohne ein Auge zu schließen, und wälzt sich auf seinem Ruhebett. — Steht er auf, so spricht er kein verständiges Wort; er verwechselt die Namen der Weiber in seinen Zimmern und nennt sie in Gedanken Sakontala; dann sitzt er wieder niedergeschlagen, das Haupt auf seine Knie gestützt.

Misrakesi (bei Seite).

Wie freut mich das!

Kämmerer.

Der tiefe Kummer, der an seinem Herzen nagt, ist Ursache, daß der Frühlingsjubel untersagt worden ist.

Beide Jungfrauen.

Ein schickliches Verbot!

Hinter der Scene.

Platz gemacht, der König kommt!

Kämmerer (horcht).

Hier kommt der Monarch; kehrt zurück, Jungfrauen, in eure Provinz.

(Die beiden Jungfrauen gehen ab.)

Duschmanta
in Trauer, vor ihm her ein Schloßwächter, und neben ihm Madhawya.

Kämmerer (sieht den König an).

O wie majestätisch ist doch eine edle Gestalt in jeder Kleidung! Unser Fürst selbst in der Hülle der Betrübniß flößt Ehrfurcht ein. Vergnügen, Schmuck, Geschäfte hat er verlassen; er ist hager geworden, und seine Armspange gleitet hinab bis an das Handgelenk; seine Lippen sind zersprungen von heißen Seufzern; offen starren seine Augen von langwierigem Kummer und von Schlaflosigkeit: dennoch blendet mich der Tugendglanz, den sein Antlitz, wie ein schön geschliffener Diamant, von sich strahlt.

Misrakesi (bei Seite, indem sie den König ansieht).

Mit Recht trauert meine geliebte Sakontala, ob sie gleich verstoßen und verachtet ward, über die Abwesenheit dieses Jünglings.

Duschmanta (tritt langsam vor, in Gedanken vertieft).

Da mich meine Geliebte mit dem Gazellenauge an unsere Liebe mahnte, da schlummerte ich ohne Zweifel; aber das Uebermaß des Kummers hat mich geweckt.

Misrakesi (bei Seite).

Das entzückende Mädchen wird noch glücklich sein.

Madhawya (bei Seite).

Unser König hat wieder Liebesluft eingehaucht, und ich weiß kaum, wie seine Krankheit zu heilen ist.

Kämmerer (nähert sich dem Könige).

Sieg dem Könige! — Möge der König jenes schöne waldumschattete Land, diese kühlen Gänge, und diesen blühenden Garten besuchen, wo sichs herrlich ruhen läßt auf reizenden Lagern.

Duschmanta (der nicht Acht gegeben hat).

Wächter, berichte dem ersten Minister, in meinem Namen, ich sei gesonnen, mich auf lange Zeit von der Stadt zu

entfernen, und werde folglich nicht im Tribunal sitzen; er solle an mich schreiben; und alle vorkommende Klagen meiner Unterthanen einsenden.

Wächter.

Wie der König befiehlt! (Geht ab.)

Duschmanta (zum Kämmerer).

Und du, Parwatayana, versäume nicht dein bestimmtes Geschäft.

Kämmerer.

Auf keine Weise. (Geht ab.)

Madhawya.

Du hast keine Fliege im Garten gelassen. Jetzt ergötze dich in diesem Aufenthalt, der sich des Schlusses der thaubringenden Jahrszeit zu freuen scheint.

Duschmanta.

O Madhawya, wenn Leute, die man großer Vergehen anklagt, unschuldig erfunden werden, sieh, wie dann der Kläger Strafe leidet. Im Wahnsinn vergaß ich meine Liebe für die Tochter des Weisen, und der herzgeborne Gott, der seine Freude daran hat, Schmerz zu verursachen, legt nun einen neuen Pfeil mit einer Amrablüte gespitzt an seine Bogensehne. — Der Ring gab mir mein Gedächtniß wieder, und jetzt beklage ich mit Thränen der Reue den Verlust meiner Allgeliebten, die ich ohne Ursach verstieß. Sieh, ich erliege dem Kummer, da des Frühlings Wiederkehr Aller Herzen mit Freude erfüllt.

Madhawya.

Beruhige dich, mein Freund; ich will die Geschosse des Liebesgottes mit meinem Stabe zerbrechen. (Er schlägt einige Blüthen vom Amrabaum ab.)

Duschmanta (nachdenkend).

Ja, ich bekenne Brahma's höchste Macht. — (Zu Madhawya.) Wo, Freund, wo soll ich mich setzen, und mein Gesicht

erquicken an den zarten Stauden, die eine entfernte Aehnlichkeit haben mit Sakontala's Wuchs?

Madhawya.

Bald wirst du die Malerin sehen, der du gesagt hast, daß du den Morgen in jener Laube von Madhawisträuchen zubringen würdest; sie wird dir das Bild der Königin bringen, wozu du ihr den Auftrag gegeben hast.

Duschmanta.

Ihr Bild sogar wird meine Seele entzücken. — Führe mich zur Laube.

Madhawya.

Hierher, mein Freund. — (Beide gehen und Misrakesi folgt ihnen.) Die Laube von schlängelnden Madhawis, geschmückt mit Stückchen von Steinen, gleich glänzenden Juwelen, scheint dich stillschweigend in ihrer Anmuth zu begrüßen. — Laß uns hineingehn und uns setzen.

(Sie setzen sich beide in der Laube.)

Misrakesi (bei Seite).

Hinter jenem dichten Gesträuch will ich das Bildniß meiner Sakontala schauen; sodann eile ich, um die aufrichtige Liebe ihres Gemahls zu berichten. (Sie verbirgt sich.)

Duschmanta (seufzend).

O mein geprüfter Freund! jetzt ist das ganze Abenteuer in der Einsiedelei frisch in meinem Gedächtniß. Wie tief mich der Anblick des Mädchens rührte, habe ich dir damals gesagt; aber als ich sie verstieß, warst du nicht zugegen. In unserer Unterredung ward ihres Namens oft gedacht; wie konnt' es auch anders sein! — — Hattest du denn auch, wie ich, den ganzen Vorgang vergessen?

Misrakresi (bei Seite).

Die Weltbeherrscher dürfen, wie ich sehe, keinen Augenblick vom Gegenstande ihrer Liebe allein gelassen werden.

Madhawya.

Nicht doch; ich habe ihn nicht vergessen; aber beim Schluß

der Unterredung versichertest du, das Geschichtchen hättest du blos zum Zeitvertreib ersonnen. Das habe ich in der Einfalt meines Herzens geglaubt. Es scheint, daß im Himmel ein großes Ereigniß beschlossen ist, welches sich durch diese Sache entwickeln wird.

Misrakesi (bei Seite).

Nichts kann wahrer sein.

Duschmanta (nach langem Sinnen).

O mein Freund, lehre mich ein Mittel gegen diese Qualen.

Madhawya.

Welcher neue Schmerz peinigt dich? So sollte der Tugendhafte nie sich härmen; der heftigste Sturm erschüttert kein Gebirge.

Duschmanta.

Wenn ich an die Lage deiner Freundin Sakontala denke, die ich tief betrüben mußte, indem ich sie verließ, dann bleibt mir kein Trost mehr übrig. Sie wollte den Bramen und der Matrone folgen: Bleib! rief der Schüler des Weisen, den man verehrte wie den Weisen selbst; bleib! rief er mit lauter Stimme. Da blickte sie mich noch einmal an, mich, ihren Verräther, und ein Strom von Zähren floß über das himmlische Antlitz. -- O die bloße Vorstellung ihres Schmerzes brennt mich wie ein vergifteter Wurfpfeil.

Misrakesi (bei Seite).

Wie er sich härmt! er dauert mich.

Madhawya.

Ohne Zweifel wird irgend ein Bewohner des Himmels sie zu sich aufgenommen haben.

Duschmanta.

Nein! Welcher Gott hätte es je versucht, ein Weib, das so an ihrem Gatten hing, zu entführen? Menaka, die Nymphe von Swerga, ist ihre Mutter; ich vermuthe also, einige ihrer dienenden Nymphen haben sie auf Verlangen der Mutter verborgen.

Misrakesi (bei Seite).

Sakontala zu verstoßen, war freilich die That eines Wahnsinnigen, nicht eines Wachenden.

Madhawya.

Wenn das ist, wirst du sie bald wieder finden.

Duschmanta.

Ach, warum glaubst du das?

Madhawya.

Weil die Väter und Mütter es doch immer nicht lange ansehen können, daß ihre Tochter den Gatten entbehren muß.

Duschmanta.

War es der Schlaf der mein Gedächtniß schwächte? War es Täuschung? War's ein Fehler der Beurtheilung? Oder der bestimmte Lohn meiner bösen Handlungen? — Was es auch gewesen sein mag, bis Sakontala in diese Arme wiederkehrt, fühle ich mich in einen Abgrund des Jammers versenkt.

Madhawya.

Verzweifle nicht: der entscheidende Ring ist ja schon ein Beispiel, daß man Verlornes wieder finden könne. — Vom Himmel vorherbestimmte Ereignisse soll man nicht bejammern.

Duschmanta (sieht seinen Ring an).

So darf ich wenigstens das Schicksal dieses Ringes beklagen, der von einer Stelle gefallen ist, wohin er sich so bald nicht wieder hinaufschwingen wird. — O edler Stein, du bist hinweggethan vom zarten, schönen Finger mit röthlicher Spitze, wo dir ein Platz gewidmet war; und so klein du bist, kommen doch deine bösen Eigenschaften ans Licht, durch die Aehnlichkeit deiner Strafe mit der meinigen.

Misrakesi (bei Seite).

Wäre der Ring an irgend eine andere Hand gekommen, dann wäre erst sein Loos beklagenswerth. — O Menaka! wie würde diese Unterredung, die ich hier anhöre, dich entzücken!

Madhawya.

Sage mir, ich bitte dich, wie kam der Ring an Sakontala's Finger?

Duschmanta.

Du sollst es wissen, Freund. — Als ich von dem heiligen Hain nach der Hauptstadt ging, redete mich meine Geliebte mit Thränen in den Augen in diesen Worten an: „Wie lange wird der Sohn meines Herrn sich meiner erinnern?"

Madhawya.

Gut; und weiter?

Duschmanta.

Da steckte ich ihr diesen Ring an den Finger und antwortete: „Sprich jeden Tag eine von den drei Sylben, die in diesen Stein gegraben sind, und eh du das Wort Duschmanta auf diese Art ausgesprochen hast, soll einer meiner edelsten Hofbeamten dir aufwarten und meine Geliebteste in ihren Palast führen." — Dennoch vergaß und verließ ich sie in meinem Wahnsinn.

Misrakesi (bei Seite).

Ein reizender Zwischenraum war zwischen ihrem Scheiden und Wiedersehen bestimmt, aber Brahma's Wille hat ihn unglücklich gemacht.

Madhawya.

Wie kam denn der Ring, statt eines Angelhakens, dem Karpfen ins Maul?

Duschmanta.

Wie das liebe Geschöpf am Teiche Satschitirtha Wasser auf ihr Haupt heben wollte, muß der Ring unvermerkt ihr entschlüpft sein.

Madhawya.

Sehr wahrscheinlich.

Misrakesi (bei Seite).

Das war also die Ursache, daß der König, der nichts fürchtet, außer der Ungerechtigkeit, an der Wirklichkeit seiner Heirath zweifelte? Ich begreife nur nicht, welchen Zusammenhang sein Gedächtniß mit einem Ringe hat.

Duschmanta.

Ich bin im Ernst recht böse auf den Ring.

Madhawya (lachend).

Und ich auch auf meinen Stab.

Duschmanta.

Wie so, Madhawya?

Madhawya.

Weil er sich untersteht so gerade zu sein, da ich so krumm bin. — Ein impertinenter Stock!

Duschmanta (ohne darauf zu achten).

Wie konntest du, Ring, jene Hand, mit dem zierlichen Finger geschmückt, verlassen und in den Teich gleiten, der nur mit Wasserlilien prangt? — Die Antwort ist klar; du bist nicht vernünftig. — Aber wie konnte ich mit einer vernünftigen Seele geboren, meine Einziggeliebte verlassen?

Misrakesi (bei Seite).

Er nimmt mir die Bemerkung aus dem Munde.

Madhawya (bei Seite).

So! da muß ich hier seine Betrachtungen abwarten und vor Hunger vergehen.

Duschmanta.

O Geliebte, die ich mißhandelte und ohne Ursach verließ, wann wird dem Verräther, dessen Herz die reuigste Betrübniß tief verwundet, die Seligkeit deines Anblicks wieder geschenkt?

Eine Jungfrau (tritt auf mit einem Gemälde).

Großer König, das Gemälde ist fertig.

(Sie hält es ihm vor.)

Duschmanta.

Ja! das ist ihr Gesicht; das sind ihre schönen Augen, das ihre Lippen, denen das Lächeln neuen Reiz verleiht, und deren Röthe an Glanz die Karkandhufrucht übertrifft. Ihr Mund scheint auch im Gemälde zu sprechen, und in ihrem Antlitz leuchten die Strahlen der Zärtlichkeit, die sich ins zarte Farbenspiel mischen.

Madhawya.

Wahrlich, Freund, das Gemälde ist lieblich, wie die Liebe selbst; mein Auge durchläuft es in jeder Richtung und schwelgt im Anblick aller seiner Theile. Es macht mir so viel Vergnügen, als unterhielte ich mich mit der lebendigen Sakontala.

Misrakesi (bei Seite).

Welch ein treffliches Gemälde! Meine geliebte Freundin scheint vor meinen Augen dazustehen.

Duschmanta.

Das Bild ist noch unendlich unter dem Original; nur ergänzt meine lebhafte Phantasie seine Mängel und gibt mir auf diese Art eine Vorstellung der Liebenswürdigkeit meiner Erwählten.

Misrakesi (bei Seite).

Seine Gedanken stimmen mit dem Uebermaß seiner Liebe und Reue überein.

Duschmanta (seufzt).

Ach! jüngst stieß ich sie von mir, da sie zu mir kam; jetzt huldigt mein Herz ihrem Bildniß; dem Reisenden gleich, der sorglos bei einem klaren, vollströmenden Bach vorübergeht und bald in der Sandwüste mit brennendem Durst nach einem trüglichen Schein von Wasser verlangt.

Madhawya.

Ich sehe hier so viele weibliche Figuren in dem Bilde, daß ich die Dame Sakontala nicht wohl unterscheiden kann.

Misrakesi (bei Seite).

Der alte Mann kennt ihre überirdische Schönheit nicht; ihre Augen, die seines Fürsten Seele bezauberten, glänzten ihm vermuthlich noch nie.

Duschmanta.

Welche von diesen Figuren hältst du für die Königin?

Madhawya (besieht das Gemälde).

Sie, glaub' ich, die ein wenig ermattet scheint; die Schnur ihres Kleides etwas gelöst; die zarten Stengel ihrer Arme matt dahinsinkend; einige helle Tropfen auf ihrem Antlitz und einige Blumen herabfallend aus ihrem losgebundenen Haar. Das muß die Königin sein, die übrigen sind vermuthlich ihre Jungfrauen.

Duschmanta.

Du hast recht gerathen; doch meine Liebe fordert noch etwas mehr in diesem Gemälde. Es scheint durch irgend einen Fehler des Pinsels, als rollte eine Thräne auf ihre Wange herab, die sich nicht zu dem Augenblick schickt, in welchem ich sie gemalt sehen wollte. (Zur Jungfrau.) Tschaturika, das Gemälde ist noch nicht fertig: geh in dein Arbeitszimmer und hole dein Kunstgeräth.

Die Jungfrau.

Guter Madhawya, halte das Bild, indeß ich dem König gehorche.

Duschmanta.

Nein, ich wills halten. (Er nimmt das Bild; die Jungfrau geht ab.)

Madhawya.

Was soll sie noch hinzufügen?

Misrakesi (bei Seite).

Ich stelle mir vor, er wird die Abbildung aller Nebenumstände fordern, welche die Lage seiner Geliebten in der Einsiedelei bezeichneten.

Duschmanta.

In dieser Landschaft, mein Freund, wünsche ich den Malinistrom abgebildet zu sehen, mit den verliebten Flamingos an seinem grünen Gestade. Weiter zurück müssen einige Hügel ohnweit des Gebirgs Himalaya erscheinen, mit Heerden von Tschamaras umgeben. Im Vordergrund ein dunkler Baum, mit weit umhergebreiteten Aesten, an denen einige Mäntel von gewebter Rinde im Sonnenschein hängen und trocknen. Ein paar schwarze Antelopen liegen unter seinem Schatten, und das Weibchen reibt sich sanft die Stirne am Horn des Männchens.

Madhawya.

Laß hinzusetzen, was dir gefällt; aber meines Erachtens sollten die leeren Plätze mit alten Einsiedlern besetzt werden, gebückt wie ich gegen die Erde.

Duschmanta (der nicht hört).

Ah! ich vergesse, daß meiner Geliebten selbst noch einige Zierrathe fehlen.

Madhawya.

Welche denn?

Misrakesi (bei Seite).

Ohne Zweifel solche, die sich für die walderzogene Jungfrau schicken.

Duschmanta.

Die Künstlerin hat die Sirischablume vergessen, deren Stengel hinter dem weichen Ohre steckt, und deren Staubfäden zum Theil auf ihrer Wange schweben. Im Busen muß ein Strauß von zarten Fasern, aus den Wasserlilienstengeln, wie Strahlen des herbstlichen Mondes, ruhen.

Madhawya.

Warum bedeckt die Königin, als fürchtete sie sich vor etwas, einen Theil des Gesichts mit den Fingerspitzen, die wie Kuwalayablumen glühen? — Jetzt seh ich die unverschämte

Biene, den Dieb der Wohlgerüche, auf den Honig vom Lotos ihres Mundes erpicht.

Duschmanta.

Eine Biene? Scheuch' es fort, das überlästige Insekt.

Madhawya.

Der König hat die höchste Macht über alle Verbrecher.

Duschmanta.

O Biene! was näherst du dich den lieblichen Bewohnern des Blüthenwalds, und bereitest dir den Schmerz verworfen zu werden? — Sieh, dort sitzt dein Weibchen dürstend auf einer Blume, und wartet auf deine Wiederkehr; ohne dich will sie den Honigsaft nicht kosten.

Misrakesi (bei Seite).

Die Schwärmerei ist wenigstens passend.

Madhawya.

Die Untreue männlicher Bienen ist zum Sprichwort geworden.

Duschmanta (gleichsam zornig).

Berührst du, Biene, die Lippe der Geliebten, roth wie ein zartes Blatt, das noch kein Wind bestrich, die Lippe, von welcher ich Süßigkeit im Fest der Liebe trank, so wirst du, auf meinen Befehl, im Mittelpunkt einer Lotosblume eingeschlossen. — Du gehorchst noch nicht?

Madhawya.

Wie sollte sie nicht gehorchen, wenn du ein so strenges Urtheil sprichst? — (Bei Seite, lachend.) Er ist vor lauter Liebe und Betrübniß rasend, und wenn ich ihm Gesellschaft leiste, werd' ich, ohne beides, so toll wie er. —

Duschmanta.

Wie? du rührst dich nicht, nach meinem ausdrücklichen Befehl?

Misrakesi (bei Seite).

Wie verstellt das Uebermaß der Leidenschaft sogar den Weisen!

Madhawya.

Ei, mein Freund, es ist ja nur eine gemalte Biene.

Misrakesi (bei Seite).

Jetzt merk' ichs erst! sein Irrthum ist ein Beweis für die Vollkommenheit der Kunst. Warum sinnt er noch immer?

Duschmanta.

Welch eine hämische Bemerkung war das? — Ich genieße das Entzücken ihres Anblicks, an welchem meine Seele hängt, und du grausamer Erinnerer mußt mir sagen, daß es nur ein Bild ist? (weint.)

Misrakesi (bei Seite).

Seht da die Leiden des getrennten Liebenden! An allen Seiten verwickelt er sich in seinen Kummer.

Duschmanta.

Warum pflege ich des unablässigen Grams? Die Dauer dieser Unruhe raubt mir den Umgang mit meiner Holden im Traum und meine Thränen lassen mich ihr Bild sogar nicht deutlich sehen.

Misrakesi (bei Seite).

Dieses Leiden beweiset seine Unschuld; er verließ sie gewiß nicht bei gesunden Sinnen.

Die Jungfrau (wiederkommend).

Indem ich mit meinem Farbenkästchen wiederkam, —

Duschmanta (schnell).

Was ist geschehen?

Jungfrau.

Entriß es mir die Königin Wasumati mit Gewalt, indem sie von ihrer Magd Pingalika meinen Auftrag erfahren hatte.

„Ich werde selbst, rief sie, das Kästchen dem Sohn meines Herrn überbringen.“

Madhawya.

Wie kamst du los?

Jungfrau.

Wie das Mädchen den Saum ihres Mantels von einem Dornstrauch losmachte, nahm ich den Zeitpunkt wahr, mich fortzuschleichen.

Duschmanta.

Freund Madhawya, die große Aufmerksamkeit, die ich Wasumati bezeigt habe, macht sie übermüthig; sie wird bald hier sein; dein sei die Sorge, das Gemälde in Sicherheit zu bringen.

Madhawya (für sich).

Ich wollte doch, du verbärgst es selbst. (Nimmt das Gemälde, steht auf und spricht laut.) Ja, wenn du mich aus dem Netz deiner geheimen Zimmer, in welchem ich gefangen bin, loslassen, und mir erlauben willst, auf der Mauer Meghatschhanda, die sie umringt, zu wohnen, so versteck' ich dir das Bild, wo es nur die Tauben zu sehen bekommen sollen.

(Geht ab.)

Misrakesi (bei Seite).

So heilig ehrt er seine früheren Verbindungen, obgleich ein anderer Gegenstand jetzt sein Herz gefesselt hat!

Wächter (tritt herein mit einem Blatt).

Heil dem Könige!

Duschmanta.

Wächter, hast du kürzlich die Königin Wasumati gesehen?

Wächter.

Ich begegnete ihr, mein König, aber da sie das Blatt in meiner Hand erblickte, ging sie zurück.

Duschmanta.

Die Königin weiß die Zeit zu unterscheiden; sie will den Gang der öffentlichen Geschäfte nicht unterbrechen.

Wächter.

Der oberste Minister sendet diese Botschaft: „Ich habe einen Fall, der sich in der Stadt ereignet hat, sorgfältig auseinander gesetzt und genau aufgeschrieben; der König geruhe darüber zu urtheilen."

Duschmanta.

Gib mir das Blatt. (Nimmt und liest.) — „Es werde zu den Füßen des Königs gelegt, daß ein Kaufmann, Namens Dhanawriddhi, der einen großen Seehandel treibt, durch Schiffbruch umgekommen ist. Noch war ihm kein Kind geboren, und er hinterläßt ein Vermögen von vielen Millionen, die, wenn es der König befiehlt, zur königlichen Schatzkammer gehören." — (Traurig.) O wie groß ist das Unglück, kinderlos zu sterben! Bei so großem Reichthum muß er gleichwol viele Frauen gehabt haben. Laß fragen, ob eine von ihnen schwanger sei.

Wächter.

Ich habe gehört, daß seine Frau die Tochter eines rechtschaffenen Mannes, Namens Saketaka, bereits die bei der Schwangerschaft üblichen Ceremonien beobachtet hat.

Duschmanta.

Das Kind, wenn es gleich noch nicht geboren ist, hat ein Recht auf seines Vaters Eigenthum. Geh hin und sage dem Minister, mein Urtheil bekannt zu machen.

Wächter (gehend).

Ich gehorche.

Duschmanta.

Warte noch —

Wächter (wiederkommend).

Hie bin ich.

Duschmanta.

Ob er Leibeserben hinterließ oder nicht, so sollte doch sein Vermögen nicht dem Schatz anheimfallen. — Laß ausrufen, daß, welchen Verwandten auch einer von meinen Unterthanen verlöre, (ausgenommen, wenn Verbrechen die Einziehung der Güter nothwendig machen), Duschmanta mit liebreichem Herzen die Stelle desselben vertreten wolle.

Wächter.

Es soll ausgerufen werden. (Er geht hinaus.)

Duschmanta

(bleibt in Gedanken vertieft).

Wächter (zurückkommend).

Dein Urtheil, o König, welches zu erkennen gibt, daß nach langem Schlummer deine Tugenden wachen, ward mit lautem Beifall bejauchzt.

Duschmanta (mit einem tiefen Seufzer).

Wenn ein berühmter Mann, leider! ohne Erben stirbt, so erhält ein Fremder seine Habe. Das wird das Schicksal aller Schätze sein, die Puru's Söhne häuften.

Wächter.

Der Himmel wende dieses Elend von uns ab!

(Geht ab.)

Duschmanta.

Weh mir! alle meine einst genossene Glückseligkeit ist dahin!

Misrakesi (bei Seite).

Immer beharrt sein Herz auf der Vorstellung seiner Geliebten.

Duschmanta.

Meine rechtmäßige Gattin, die ich unwürdig verließ, thront in meiner Seele; ach, sie wäre der Ruhm meines Hauses gewesen; sie hätte mir vielleicht einen Sohn gegeben, glänzend wie das köstlichste Erzeugniß der fruchtbaren Erde.

Misrakesi (bei Seite).

Noch ist sie nicht von allen verlassen; bald, hoffe ich, wird sie wieder dein.

Jungfrau (bei Seite).

Mit dem argen Blatt, das der Minister schickte, hat der König sich ganz verändert. Er zerfließt in Thränen.

Duschmanta.

Ah! die abgeschiedenen Seelen meiner Vorfahren, die ihren Antheil an dem Begräbnißkuchen fordern, welchen kein Sohn für mich darbringen wird, besorgen schon, daß ihnen ihre Ehre geschmälert werde, wenn Duschmanta nicht mehr auf Erden ist. — Wer wird in unserer Familie die Leichenfeier verrichten, wie der Weda befiehlt? — Statt des reinen Opfertranks müssen meine Voreltern diese Thränenfluth trinken, das einzige Opfer, das der Kinderlose ihnen darbringen kann.

(Weint.)

Misrakesi (bei Seite).

Des Königs Augen trüben sich so, daß es ihn finster dünkt, ohngeachtet jener hellscheinenden Lampe.

Jungfrau.

Betrübe dich nicht zu sehr; unser Herrscher ist jung, und wenn seine andern Königinnen ihm Söhne geben werden, glorreich wie er selbst, dann werden seine Vorfahren erlöset werden von den Vergehungen, die sie hienieden begingen.

Duschmanta (schmerzlich).

Mit mir endigt sich Puru's Stamm, der bisher so fruchtbar und tadellos blieb; wie der Fluß Saraswati sich in einer Gegend verliert, die seiner göttlichen Fluthen unwürdig ist.

(Er sinkt in Ohnmacht.)

Jungfrau (die ihn unterstützt).

Der König fasse Muth —

Misrakesi (bei Seite).

Soll ich ihn wieder zu sich bringen? Nein, bald wird man ihn wecken. Ich hörte die Nymphe Dewa-Dschanani meine Sakontala mit diesen Worten trösten: „Wie die Götter sich ergötzen an ihrem Antheil des Opfers, so wird dich bald die Liebe deines Gemahls erfreuen.“ — Drum gehe ich, ihr Muth einzusprechen und meine Freundin Menaka mit dem Bericht von seinen Tugenden und seiner Liebe froh zu machen.

(Sie steigt empor und verschwindet.)

Hinter der Scene.

Ein Brame darf nicht umgebracht werden! O rettet einem Bramen das Leben!

Duschmanta (sich erholend).

Ha! war das nicht Madhawya's Klagestimme?

Jungfrau.

Vielleicht hat ihn Pingalika sammt den andern Mädchen ergriffen, wie er das Gemälde trug.

Duschmanta.

Geh, Tschaturika, und verweise es der Königin in meinem Namen, daß sie ihre Bedienten nicht besser zurückhält.

Jungfrau.

Wie der König befiehlt. (Geht ab).

Hinter der Scene.

Ich bin ein Brame, ich darf nicht getödtet werden.

Duschmanta.

Es ist offenbar ein Brame in großer Gefahr. — Holla! wer ist da?

Der alte Kämmerer (kommt).

Was ist des Königs Wille?

Duschmanta.

Erkundige dich, warum der feigherzige Madhawya so jämmerlich schreit.

Kämmerer.

Ich will's augenblicklich erfahren.

(Geht hinaus und kommt zitternd wieder.)

Duschmanta.

Gibts was zu besorgen?

Kämmerer.

Zu besorgen genug!

Duschmanta.

Warum zitterst du? — So zittert man im Alter. Die Furcht schüttelt den Körper des alten Mannes, wie der Hauch des Windes die Pippalablätter.

Kämmerer.

O rette deinen Freund!

Duschmanta.

Retten? Wovon?

Kämmerer.

Aus Noth und Gefahr.

Duschmanta.

Sprich deutlicher.

Kämmerer.

Die Mauer, welche nach allen Himmelsgegenden sieht, und von den Wolken, die sie decken, Meghatschhanda heißt —

Duschmanta.

Was von ihr?

Kämmerer.

Von der Höhe dieser Mauer, deren Gipfel kaum die blauhalsigen Tauben erreichen, hat ein böser Geist, menschlichen Augen unsichtbar, den Freund deiner Kindheit mit Gewalt entführt.

Duschmanta (springt hastig auf).

Wie? in meine innersten Zimmer sogar dringen übernatürliche Wesen? — Mühe ist das Loos der Königswürde. Ein König kennt die Uebel nicht einmal, die seine Nachlässigkeit täglich und stündlich veranlaßt; wie sollte er wissen, auf welchem Pfade sein Volk wandelt? Wie sollte er die Sitten des Volks bessern, indeß die seinigen ungebessert bleiben?

Hinter der Scene.

Hülfe! Hülfe! macht mich los!

Duschmanta (horcht und geht).

Fürchte nichts, mein Freund, fürchte nichts —

Hinter der Scene.

Was? nichts fürchten, wenn mich ein Ungeheuer am Genick gepackt hat, und mir den Rückgrat knicken will, wie er ein Zuckerrohr knickt!

Duschmanta (umherspähend).

Meinen Bogen her!

Ein Wächter (bringt des Königs Bogen und Köcher).

Hier sind unsers großen Königs Waffen.

(Duschmanta nimmt den Bogen und einen Pfeil.)

Hinter der Scene.

Hier steh ich; und dürstend nach deinem frischen Blute will ich dich Zappelnden schlachten, wie der Tiger ein Kalb schlachtet. Wo ist er nun, dein Beschützer, Duschmanta, der seinen Bogen faßt zum Schutz der Bedrückten?

Duschmanta (aufgebracht).

Der Dämon nennt mich, bietet mir Trotz. — Bleib, abscheulichstes der Ungeheuer. — Ich bin hier, und du wirst nicht lange mehr sein. — (Hebt seinen Bogen in die Höhe.) Voran, Parwatayana, nach den Stufen der Terrasse.

Kämmerer.

Hierher, großer König — (Alle gehen schnell ab.)

Die Scene verändert sich in eine breite Terrasse.

Duschmanta (kommt und sieht sich um).

Ha! die Stätte ist leer.

Hinter der Scene.

Rette, o rette mich! — Ich sehe dich, mein Freund, aber du kannst mich nicht sehen; wie eine Maus in den Klauen der Katze, habe ich keine Hoffnung des Lebens mehr.

Duschmanta.

Doch wird dieser Pfeil dich von deinem Feinde unterscheiden, trotz des Zaubers, der dich unsichtbar macht. — Madhawya, sei gutes Muths; und du blutdürstiger Molch, wag' es nicht ihn, den ich liebe und beschütze, zu tödten. — Sieh, hier befestige ich den Pfeil, der dich, des Todes Würdigen, durchbohren und einen Bramen retten wird, der langes Leben verdient. So schlürft der himmlische Vogel die Milch und läßt das Wasser übrig, womit sie vermischt gewesen ist.

(Zieht die Bogensehne.)

Matali und Madhawya treten herein.

Matali.

Der Gott Indra hat beschlossen, daß böse Dämonen durch deine Geschosse fallen sollen; gegen sie spanne deinen Bogen, und auf deine Freunde wirf den liebestrahlenden Blick!

Duschmanta (erstaunt, und gibt seine Waffen weg).

Willkommen Matali! Ich grüße den Führer von Indra's Wagen.

Madhawya.

So! der Gurgelschneider wollte mich ums Leben bringen und du grüßest ihn mit freundlichem Willkommen!

Matali (lächelnd).

O König, langes Leben dir und Sieg! Höre die Botschaft, womit mich der Herrscher des Luftkreises sandte.

Duschmanta.

Ich merke auf in Demuth.

Matali.

Es lebt ein Geschlecht der Danawas, die Kinder des Kalanemi, welche schwer zu besiegen sind —

Duschmanta.

Soviel vernahm ich bereits von Nared.

Matali.

Der Gott des hundertfältigen Opfers, der dieses Riesenvolk nicht zu bezwingen vermag, trägt es dir, seinem erprobten Freunde auf, sie in dem vordern Gliede der Schlachtordnung anzugreifen: wie die Sonne mit den sieben Rossen verzweifelt, die finsteren Scharen der Nacht zu besiegen und dem Monde Platz macht, der sie ohne Mühe zerstreuet. So besteige nun mit mir Indra's Wagen, fasse deinen Bogen, und eile zum gewissen Siege.

Duschmanta.

Ich fühle mich durch diesen Vorzug vom Fürsten der guten Geister höchlich geehrt; doch sage mir zuvor, warum hast du meinem armen Freunde Madhawya so übel mitgespielt?

Matali.

Ich merkte, daß du, ich weiß nicht warum, sehr schmerzlich betrübt warst, und wünschte deine Kräfte hervorzurufen, indem ich dich in Harnisch brachte. Das Feuer lodert, wenn man Holz darauf wirft; die gereizte Schlange schießt mit ihrem Kopfe nach dem Widersacher; und der Mann, der Ruhm erringen kann, strengt seine Kräfte an, wenn man seinen Muth aufregt.

Duschmanta (zu Madhawya).

Mein Freund! Diwespetir's Befehle heischen augenblicklichen Gehorsam. Geh also, bringe meinem ersten Minister die Nachricht und sag' ihm in meinem Namen: „Deine Weisheit sichere mein Volk vor Gefahr, während daß dieser gespannte Bogen eine andere Beschäftigung hat."

Madhawya.

Ich gehorche; aber ich hätte doch gewünscht, daß er sich ohne den Beistand meines Schreckens hätte beschäftigen lassen.

(Geht ab.)

Matali.

Besteige den Wagen, großer König!

(Duschmanta steigt ein, und Matali fährt ihn im Wagen ab.)

Siebenter Aufzug.

Duschmanta und Matali im Wagen des Gottes Indra.

(Es wird vorausgesetzt, daß sie über den Wolken sind.)

Duschmanta.

Ich fühle, Matali, daß ich so mit Ehrenbezeugungen nicht überhäuft zu werden verdiente, wenn schon ich Indra's Auftrag erfüllt habe.

Matali.

Ihr seid beide nicht zufrieden. Du hast dem Donnergotte einen so wichtigen Dienst geleistet und hältst ihn nur für einen geringen Beweis deiner Andacht! ihn dünkt alle seine Güte zu gering gegen die Verbindlichkeit, die er dir schuldig ist.

Duschmanta.

Zwischen dem Dienst und der Belohnung war kein Vergleich. Alle meine Erwartungen wurden übertroffen, da er mich, vor meiner Entlassung, auf der Hälfte seines Thrones sitzen hieß und mich über alle Bewohner des Feuerhimmels erhöhte; da er lächelnd sah, daß Dschayanta, sein Sohn, der neben ihm stand, nach dieser Ehre strebte; da er die wohlriechende Essenz des himmlischen Sandelholzes mir in den Busen goß und einen Kranz von Blumen des Paradieses mir um den Hals hing.

Matali.

König, du verdienst jeden erdenklichen Lohn vom Beherrscher der guten Genien; zweimal wurden seine himmlischen Wohnsitze von den Dornen des Geschlechtes Danu losgemacht; einmal durch die Klauen des Löwenmannes, und jetzt durch deine sichertreffenden Geschosse.

Duschmanta.

Was gab mir den Sieg? War es nicht des Gottes Schutz und Schirm? Wie auf Erden die Größe und Herrlichkeit der Herren die Ursache ist, daß ihren Dienern große Unternehmungen glücken. — Könnte wol Arun die Schatten der Nacht zerstreuen, wenn ihn nicht der Gott mit tausend Strahlen vor den Wagen des Tages gesetzt hätte.

Matali.

Das ist freilich ein ähnlicher Fall. (Er fährt langsamer.) Sieh, o König, die ganze Verherrlichung deines Ruhms, der jetzt über den Rücken des Himmels dahinfährt! — Die frohen Genien haben von den Bäumen des Lebens Purpur und Azur gesammelt, womit die himmlischen Jungfrauen ihre schönen Füße färben, und jetzt schreiben sie deine Thaten auf in Versen, würdig des göttlichen Gesangs.

Duschmanta (bescheiden).

In meiner Freude, Matali, nach der Niederlage der Riesen entging meiner Aufmerksamkeit diese wunderbare Stätte. Sage mir, auf welcher Bahn der Winde reisen wir jetzt?

Matali.

Dies ist der Weg, der zum dreifachen Flusse führt, der höchsten Zierde des Himmels, der Weg, der jene Gestirne in Kreisen wälzt, indeß sie ihre Strahlen verbreiten. Es ist die Richtung des sanftwehenden Lüftchens, das die schwebenden Gestalten der Götter emporträgt; dieser Pfad war Wischnu's zweiter Schritt, als er den stolzen Wali zu Schanden machte.

Duschmanta.

Meine innere Seele, die durch äußere Organe wirksam ist, erfüllt dieser Anblick mit heiterem Wohlgefallen. — (Er sieht nach den Rädern.) Jetzt, vermuthe ich, durchschneiden wir die Wolkengegend.

Matali.

Was bringt dich auf die Vermuthung?

Duschmanta.

Der Wagen selbst belehrt mich, daß wir über regenschwangre Wolken rollen; der Umkreis seiner Räder stiebt die hellen Tropfen umher; Indra's Rosse sprühen Blitze, und schon seh ich die zwitschernden Tschattakas, die ihre Nester auf den Gipfeln der Berge verlassen.

Matali.

Es ist, wie du sagst, und der nächste Augenblick bringt dich in das Land, das du beherrschest.

Duschmanta (sieht hinunter).

Schnell, doch unmerklich, wie die himmlischen Rosse hinabziehen, erblick ich der Menschen bestimmten Aufenthalt. — Erstaunende Aussicht! Noch so fern, daß die tiefen Gründe sich mit den Berggipfeln vermischen, die Bäume ihre astreichen Schultern emporstrecken, doch unbelaubt zu sein scheinen, die Flüsse wie glänzende Fäden sich schlängeln, unbemerkbar ihre Fluthen; — und jetzt, jetzt sieht es aus, als schnellte eine ungeheure Kraft den ganzen Erdball empor!

Matali
(blickt mit Ehrfurcht auf die Erde).

Wie reizend ist der Wohnort des Menschengeschlechts! — Du hast recht gesehen, o König!

Duschmanta.

Sage mir, Matali, wie heißt das Gebirge dort, das wie ein Abendgewölk erfrischende Ströme hinabgießt und zwischen den Meeren des Aufgangs und Niedergangs den goldenen Gürtel bildet?

Matali.

Hemakuta heißt es, das Gebirge der Gandharwas; nirgends enthält das Weltall eine schönere Stätte, wo glücklicher Erfolg die Andacht der Frommen krönt. Kasyapa, Vater der Unsterblichen, Herrscher der Menschen, Maritschi's Sohn, der vom Selbstständigen entsprang, — Kasyapa wohnt dort mit Aditi seiner Gemahlin, selig in heiliger Abgeschiedenheit.

Duschmanta (andächtig).

Laß mich diese glückbringende Gelegenheit nicht versäumen; darf ich mich nähern dem Götterpaar, und ihnen huldigen?

Matali.

Allerdings. — Ein vortrefflicher Einfall! Jetzt berühren wir die Erde. —

Duschmanta (erstaunt).

Diese Wagenräder tönen nicht; kein Staub steigt von ihnen auf, und unfühlbar geschah die Berührung der Erde.

Matali.

Das ist der Unterschied zwischen deinem und Indra's Wagen.

Duschmanta.

Wo ist der heilige Aufenthalt des Maritscha?

Matali (hinzeigend).

Ein wenig jenseit des Hains, wo du einen frommen Jogi unbeweglich stehen und sein dickes sträubiges Haar halten siehst, die Augen auf die Sonnenscheibe gerichtet. Gib Acht: sein Leib ist halb bedeckt mit einem Termitengebäude von Thon; eine Schlangenhaut vertritt die Stelle der priesterlichen Schnur und gürtet zum Theil seine Lenden; viele knotige Pflanzen umwinden und verwunden seinen Hals, und ringsum verbergen die Vogelnester seine Schultern.

Duschmanta.

Ich beuge mich vor einem Manne von seiner strengen Andacht.

Matali
(hält den Zügel etwas an).

So weit, und genug. — Jetzt betreten wir das Heiligthum des Herrschers der Welt und die Haine benetzt von himmelentquollenen Strömen.

Duschmanta.

Dieser stille Wohnort ist reizender, als selbst der Aufenthalt der Götter; mir ist als badete ich in Nektar.

Matali (hält den Wagen an).

Der König steige ab.

Duschmanta (springt froh herab).

Wie kannst du den Wagen verlassen?

Matali.

Er bleibt in solchen Fällen stehen; wir können ihn beide verlassen. — Hieher, siegreicher Held, hieher. — Dies ist der Ruheplatz der echten Frommen.

Duschmanta.

Mit gleichem Staunen betrachte ich die Frommen, und ihren ehrwürdigen Aufenthalt. Wohl ziemt rs reinen Geistern von balsamischer Luft sich zu nähren, in dem Walde wo die Bäume des Lebens blühen; sich zu baden in gelben Bächen, die der goldene Lotosstaub färbt, und im geheimnißreichen Bade ihre Tugend zu stärken; zu sinnen in Höhlen, deren Kiesel tadellose Edelsteine sind, und ihren Begierden zu gebieten, wenngleich Nymphen von unvergleichlicher Schönheit sie umgaukeln: in diesem Haine nur erlangt man den Gipfel der wahren Frömmigkeit, nach welchem andere Einsiedler vergeblich streben.

Matali.

In erhabenen Gemüthern wird das Verlangen nach Vollkommenheit unaufhörlich stärker. — (Tritt zur Seite.) Sage mir, Wriddhasakalya, womit beschäftigt sich eben jetzt Maritschi's göttlicher Sohn? — Wie sagst du? — Er sei im

Gespräch mit der Tochter Dakscha, die alle Tugenden einer guten Hausfrau übt, und ihn über Fragen der Sittenlehre um Rath fragt? — So müssen wir seine Muße abwarten. — (Gegen Duschmanta.) Ruhe, o König, unter dem Schatten dieses Asokabaums, indeß ich Indra's Vater deine Ankunft melde.

Duschmanta.

Wie es dich recht dünkt. — (Matali geht ab. Duschmanta fühlt ein Zucken im rechten Arm.) — Ach warum schmeichelst du mir, mein Arm, mit einer eitlen Vorbedeutung? — Mein Glück ist zerstört; mir bleibt nur das Elend.

Hinter der Scene.

Nicht so unbändig! Mußt du immer nur deine Unart zeigen?

Duschmanta (horcht).

Wie? Gewiß, diese Stätte verträgt sich nicht mit bösen Neigungen. — Wem galt dieser Verweis? — (Er sieht und erstaunt.) — Einen Knaben seh ich, doch nicht mit kindischer Miene und Kraft; zwei Einsiedlerinnen streben ihn zurückzuhalten, aber er schleppt mit Gewalt und rauhem Spiel das Junge einer Löwin zu sich, mit zerzäuster Mähne, und wie es scheint, so eben dem noch halbgefüllten Euter seiner Mutter entrissen!

Die Bühne entdeckt einen kleinen Knaben und zwei weibliche Bediente, wie der König sie eben beschrieben hat.

Knabe.

Mach auf den Rachen, du kleiner Löwe, daß ich deine Zähne zählen kann.

Erste Wärterin.

Unbändiges Kind! Was plagst du die wilden Thiere dieses Waldes, die wir pflegen, wie unsere eigenen Kinder? — Du wüthest sogar in deinem Spiel. — Mit Recht haben dich die Einsiedler Serwademana genannt, denn du zähmst alle Geschöpfe.

Duschmanta.

Ah! was soll das sein, daß mein Herz sich zu diesem Knaben neigt, als wäre er mein eigener Sohn? (Nachdenkend.) Weh mir! ich habe keinen Sohn, und dieser Gedanke beugt von neuem mein Herz.

Zweite Wärterin.

Die Löwin wird dich zerreißen, wenn du ihr Junges nicht loslassest.

Knabe (lächelnd).

Ei ja doch, ich fürchte mich auch vor ihr!

(Er beißt sich auf die Lippe, um sie zu necken.)

Duschmanta (bei Seite, erstaunt).

Das Kind hat den Keim des Heldenmuths, und sieht aus wie ein Feuer, das stärker lodert, wenn man trockenes Holz drauf legt.

Erste Wärterin.

Liebstes Kind, laß dem jungen Fürsten der wilden Thiere seine Freiheit, ich gebe dir auch ein schöneres Spielzeug.

Knabe.

Erst gib mir's. Wo ist es? (Streckt die Hand aus).

Duschmanta

(indem er des Kindes Hand betrachtet, bei Seite).

Ists möglich! sogar die hohle Hand des Knaben trägt die Zeichen der Herrschaft, und indem er sie so begierig ausstreckt, offenbaren sich ihre Linien zum köstlichsten Netze verwebt; sie glüht wie ein Lotos, der sich in der frühen Dämmerung öffnet, wenn der röthliche Schimmer seiner Blumenblätter alle andere Farbenschattirungen in Dunkel hüllt.

Zweite Wärterin.

Worte, liebe Suwrita, besänftigen ihn nicht. Ich bitte dich, geh in meine Hütte, dort findest du ein Spielzeug, das für des Einsiedlers Kind, Sankara, gemacht ist, es ist ein Pfau von irdener Waare mit hellen Farben bemalt.

Erste Wärterin.

Ich bring' es gleich. (Geht hinaus.)

Knabe.

Ich spiele so lange mit dem kleinen Löwen.

Zweite Wärterin (lächelt ihm zu).

Ich bitte dich, laß ihn gehn.

Duschmanta (bei Seite).

Ich empfinde die zärtlichste Neigung für den unbändigen Knaben — (Seufzt.) Wie süß ist das Entzücken eines redlichen Vaters, wenn ihm der Staub in den Busen fällt, indem er seine spielenden Kinder zu sich aufhebt! wenn sie mit undeutlichem Lallen ihn erfreuen, und schuldlos lachend bei jedem geringen Anlaß, die weißen Blüthen ihrer Zähnchen zeigen!

Zweite Wärterin (den Finger aufhebend).

Wie? du willst mich gar nicht hören? — (Sieht sich um.) Ist denn von den Einsiedlern keiner in der Nähe? — (Erblickt den König.) O laß mich bitten, edler Fremdling, den kleinen Löwen zu befreien, der sich von der Faust dieses starken Kindes nicht losreißen kann.

Duschmanta.

Ich wills versuchen. (Nähert sich freundlich dem Knaben.) — Du, eines frommen Einsiedlers Sohn, wie kannst du deinen Vater entehren, den deine gute Aufführung beglücken würde; wie die Gerechtsame des heiligen Waldes verletzen? Die schwarze Schlange nur vermag die Zweige des wohlriechenden Sandelbaums zu entweihen. (Der Knabe läßt den Löwen los.)

Zweite Wärterin.

Ich danke dir, gütiger Fremdling. — Aber eines Einsiedlers Sohn ist er nicht.

Duschmanta.

Seine Handlungen, die mit seiner Stärke im Verhältniß stehen, verrathen allerdings einen andern Ursprung; allein die Heiligkeit des Orts veranlaßte meine Meinung. — (Er nimmt den Knaben bei der Hand.) — (Bei Seite.) Ach, macht es mir schon so

viel Freude, blos die Hand dieses Kindes zu berühren, das der hoffnungsvolle Sprosse eines mir fremden Hauses ist, welches Entzücken muß der Glückliche empfinden, von dem er entsprang?

Zweite Wärterin
(blickt wechselsweise beide an).

O wunderbar!

Duschmanta.

Was wunderst du dich?

Zweite Wärterin.

Ueber die erstaunende Aehnlichkeit zwischen dem Knaben und dir, edler Fremdling, mit dem er doch nicht verwandt ist. Auch nahm michs Wunder, daß er mit allen seinen kindischen Launen, ohne dich je zuvor gesehen zu haben, auf dein Zureden sogleich wieder gutartig geworden ist.

Duschmanta
(hebt den Knaben an seine Brust).

Heilige Matrone, wenn er nicht eines Einsiedlers Sohn ist, wie heißt denn seine Familie?

Zweite Wärterin.

Er stammt von Puru.

Duschmanta (bei Seite).

Also daher kommt ohne Zweifel seine Anlage und meine Neigung für ihn. (Setzt ihn nieder, und spricht laut.) Ich weiß, in Puru's Geschlecht ist es üblich, daß die Fürsten anfangs in reichen Palästen mit geglätteten Mauern wohnen, wo sie die Welt beschützen und lieben; erst im abnehmendem Alter suchen sie dann ein geringeres Obdach an den Wurzeln eines ehrwürdigen Baums, wo Einsiedler mit überwundenen Begierden strenge Andacht üben. — Es wundert mich gleichwol, daß dieser Knabe, der wie ein Gott einhertritt, von einem bloßen Sterblichen erzeugt worden ist.

Zweite Wärterin.

Dein Wunder wird aufhören, freundlicher Fremdling, wenn du vernommen hast, daß seine Mutter mit einer Nymphe des

Himmels verwandt ist, und ihn in Kasyapa's heiligem Hain geboren hat.

Duschmanta (bei Seite).

Ich bin außer mir — eine neue Hoffnung geht mir auf. (Laut.) Wer ist der tugendhafte Monarch, der seiner Mutter Hand genommen hat?

Zweite Wärterin.

Ei, ich darf den Namen eines Königs nicht berühmt machen, der seine rechtmäßige Gattin verlassen hat.

Duschmanta (bei Seite).

Ah! sie meint mich. — So will ich jetzt den Namen der holden Mutter erfragen. (Nachdenkend.) — Doch ist es nicht gegen die guten Sitten, nach der Frau eines Andern zu fragen?

Erste Wärterin (mit dem Spielzeug.)

Sieh, Serwademana, sieh diesen schönen Vogel, Sakonta-Lavanyam.

Knabe (sieht sich begierig um).

Sakontala? Wo ist meine liebe Mutter?
(Beide Wärterinnen lachen.)

Erste Wärterin.

Er liebt seine Mutter so sehr, daß ihn der ähnliche Laut der Worte getäuscht hat.

Zweite Wärterin.

Mein Kind, sie meinte nur die schöne Gestalt und Farbe dieses Pfaus.

Duschmanta (bei Seite).

Ist in der That meine Sakontala seine Mutter? Oder trägt noch ein anderes Weib den theuren Namen? — O diese Unterredung ist wie der trügliche Anschein von Wasser in der Wüste, der dem lechzenden Hirsch zur bittern Täuschung gereicht.

Knabe.

Den Pfau werde ich wol mögen, wenn er laufen und fliegen kann; sonst nicht. (Er nimmt ihn.)

Erste Wärterin (sich ängstlich umsehend).

Ach das Kind hat sein Amulet vom Arm verloren.

Duschmanta.

Sei ruhig; er ließ es fallen, als er vorhin mit dem Löwen spielte. Ich seh es und werde es in deine Hände liefern.

Beide Wärterinnen.

Daß du es ja nicht berührst!

Erste Wärterin.

Ach! er hat es aufgehoben! (Sie sehen einander verwundert an.)

Duschmanta.

Hier ist es; aber warum wolltet ihr mich abhalten den glänzenden Stein zu berühren?

Zweite Wärterin.

Erhabener Monarch! dieses göttliche Amulet ist gerüstet mit Wunderkraft; Maritschi's Sohn gab es dem Kinde, sobald die heiligen Ceremonien nach seiner Geburt verrichtet waren: wenn es auf die Erde fiel, konnte es kein Mensch, außer dem Vater oder der Mutter dieses Kindes, ohne Schaden berühren.

Duschmanta.

Und hätte es ein Fremdrr genommen?

Erste Wärterin.

So hätte es sich in eine Schlange verwandelt und ihn verwundet.

Duschmanta.

Habt ihr dies schon bei einem ähnlichen Falle wahrgenommen?

Beide.

Oft.

Duschmanta (entzückt).

Nun endlich darf ich frohlocken, daß mein heißer Wunsch mir gewährt ist. (Er umarmt das Kind.)

Zweite Wärterin.

Komm, Suwrita; diese freudige Nachricht muß Sakontala hören, die so lang unter der strengen Pflicht des geschiedenen Weibes gelitten hat. (Die Wärterinnen gehen ab.)

Knabe.

Leb wohl; ich muß zu meiner Mutter gehn.

Duschmanta.

Mein Sohn, mein Liebling, du wirst sie glücklich machen, wenn du mit mir zu ihr gehst.

Knabe.

Duschmanta ist mein Vater, und du bist nicht Duschmanta.

Duschmanta.

Es entzückt mich sogar, daß du mich verleugnest.

Sakontala
(tritt herein in Trauerkleidern; ihr langes Haar hängt in einer einfachen Flechte längs dem Rücken hinab).

(Bei Seite.) Meines Sohnes Amulet hat seine göttliche Kraft bewährt; nun müßte ich an allem Glück verzweifeln, oder was Misrakesi mir voraussagte, ist wirklich geschehen. (Tritt vor.)

Duschmanta (zwischen Freude und Wehmuth).

Ach! erblick' ich die unvergleichliche Sakontala im unscheinbaren Trauergewand? — Ihr abgehärmtes Gesicht trägt die Spur von strenger Büßung; vereinzelt fällt die geflochtene Haarlocke über ihre Schulter, und mit vollkommen reinem Gemüthe erträgt sie die lange Abwesenheit ihres Gatten, dessen Unfreundlichkeit alle Grenzen überstieg.

Sakontala (die ihn sieht und noch zweifelt).

Ist das der Sohn meines Herrn, dem Reue und Leid die Wange bleichen? — Wo nicht, wer ists, der mit seiner Berührung die Hand meines Kindes besudelt, wofür sein Amulet es bewahrt haben sollte?

Knabe (läuft auf sie zu).

Mutter, hier ist ein Fremder, der nennt mich seinen Sohn.

Duschmanta.

O Geliebteste, ich habe dich grausam mißhandelt; allein die zärtlichste Liebe hat meine Grausamkeit verdrängt; ich flehe dich an um Erinnerung und Verzeihung.

Sakontala (bei Seite).

Getrost, mein Herz! — (Laut.) Ich werde mich höchst glücklich schätzen, wenn des Königs Zorn vorüber ist. — (bei Seite.) Es muß der Sohn meines Herrn sein.

Duschmanta.

Des Himmels Güte, du liebenswürdigste deines Geschlechts, läßt dich wieder vor mir stehen, dem des Zaubers Finsternisse das Gedächtniß verdunkelten; wie der Stern Rohini, am Ende der Mondfinsterniß sich wieder zu seinem geliebten Monde gesellt.

Sakontala.

Der König sei — (Sie bricht in Thränen aus.)

Duschmanta.

O Theure, wenn gleich Thränen das Wort „siegreich" ersticken, so ist dennoch mein der Sieg, weil ich dich wiedersehe, wenngleich mit blassen Lippen und ungeschmückt.

Knabe.

Mutter, wer ist der Mann?

Sakontala.

Holdes Kind, frage die Gottheit, die über unser beider Schicksal wacht. (Sie weint.)

Duschmanta.

Verbanne, Einziggeliebte, aus deinem Gemüthe das Andenken meiner hartherzigen That. Ein schrecklicher Wahnsinn hatte sich meiner Seele bemächtigt; mit der besten Absicht handelt man so, wenn finstre Täuschung die Oberhand behält: wie der Blinde, wenn ein Freund sein Haupt mit einem Blumenkranz schmückt, ihn für eine Schlange hält und thörig von sich wirft. (Er fällt ihr zu Füßen.)

Sakontala.

Steh auf, mein Gemahl. — Mein Glück ward auf lange

Zeit unterbrochen; doch jetzt folgt auf Betrübniß Freude, denn meines Herrn Sohn liebt mich noch. — (Er steht auf.) Wie ward das Andenken der Unglücklichen dem Sohne meines Herrn wiedergegeben?

Duschmanta.

Wenn der Pfeil des Jammers ganz aus meiner Brust gezogen ist, will ich dir alles erzählen; jetzt ist der Seelenschmerz zum Theil besänftigt, drum laß mich erst die Thräne wegwischen, die von deiner zarten Wimper fällt, und mit ihr das Andenken an alle Thränen, die du über meinen Wahnsinn vergossen hast. (Er streckt seine Hand aus.)

Sakontala
(trocknet ihre Thränen und erblickt den Ring an seinem Finger).

Ach! ist das der entscheidende Ring?

Duschmanta.

Er ists, und als ich ihn wunderbarlich wieder erhielt, kehrte mein Gedächtniß zurück.

Sakontala.

Mächtig ist in der That sein Einfluß, daß er mir das verlorne Zutrauen meines Gatten wiederbringt.

Duschmanta.

So nimm ihn, wie eine schöne Pflanze von der wiederkehrenden Jahreszeit der Freude eine Blume empfängt.

Sakontala.

Ich kann ihm nicht wieder trauen, laß den Sohn meines Herrn ihn tragen.

Matali (kommt herein).

Durch den Willen des Himmels hat der König sein geliebtes Weib glücklich wiedergefunden und das Antlitz seines kleinen Sohns gesehen.

Duschmanta.

Die Gesellschaft meines Freundes hat meinen Wunsch zur Reife gebracht. — Doch sprich, wußte nicht Indra im voraus um dieses Glück?

Matali (lächelnd).

Was ist den Göttern unbekannt? — Jetzt komm; der göttliche Maritscha wünscht dich zu sehen.

Duschmanta.

Liebe, führe unsern Sohn an der Hand, daß ich euch beide dem Vater der Unsterblichen darstelle.

Sakontala.

Ich fühle mich schüchtern, selbst in deiner Gegenwart, mich den Göttern zu nähern.

Duschmanta.

Bei dieser glücklichen Veranlassung ziemt es sich; ich bitte dich, komm! (Sie gehen alle.)

Die Scene wird weggezogen, und man erblickt auf einem Throne Kasyapa in Unterredung mit Aditi.

Kasyapa (zeigt ihr den König).

Tochter Dakscha's, dort steht der Held, der die Scharen deines Sohns zur Schlacht anführte, ein Herrscher der Erde, Duschmanta, durch dessen Bogen jetzt Indra's Donnerkeil, nach gänzlich vollendeter Arbeit, ein bloßer Schmuck seines himmlischen Palasts geworden ist.

Aditi.

Seine Gestalt hat alle Kennzeichen der höchsten Majestät.

Matali (zu Duschmanta).

Die Eltern der zwölf Adityas schauen herab auf dich, o König, wie auf ihre eigenen Kinder, mit Augen der Liebe. — Tritt heran zu ihnen, glorreicher Fürst!

Duschmanta.

Sind sie das, o Matali, das Götterpaar, von Maritschi und Dakscha entsprossen? — Sind sie's, die Großkinder Brahma's, denen der Selbständige im Anbeginn das Dasein gab? Sie, die begeisterte Sterbliche den Quell des Ruhms nennen, sichtbar in Gestalt der zwölf Sonnen? Sie, die meinen Wohl=

thäter erzeugten, den Herrn des hundertfältigen Opfers, und dreier Welten Herrscher?

Matali.

Sie sinds. — (Er wirft sich mit Duschmanta nieder.) Erhabene Wesen, der König Duschmanta, der die Befehle eures Sohnes Wasawa ausgerichtet hat, beugt sich in Demuth vor eurem Thron.

Kasyapa.

Beherrsche hinfort noch lange die Welt!

Aditi.

Sei lang ein Krieger, deß Wagen unzerschmettert bleibe im Treffen! (Sakontala mit ihrem Sohn fällt vor ihnen nieder.)

Kasyapa.

Tochter! Dein Gemahl sei wie Indra! Dein Sohn gleiche Dschayanta! Und du selbst, (kein Segen ist dir angemessener) sei beglückt wie die Tochter Puloman's!

Aditi.

Lebe, mein Kind, in steter Einigkeit mit deinem Herrn! und dieser Knabe sei in einer langen Reihe von Jahren euer beider Zierde und Freude! — Jetzt setzt euch bei uns.

(Alle setzen sich.)

Kasyapa
(sieht bald den einen bald den andern an).

Sakontala ist das Muster vortrefflicher Weiber; ihr Sohn ist gehorsam; du, o König! besitzest drei seltene Vorzüge: echte Frömmigkeit, überschwänglichen Reichthum und thätige Tugend.

Duschmanta.

O göttliches Wesen, nun ich das vorige Ziel meiner heißesten Wünsche erlangt habe, stehe ich durch deine Gnade auf dem Gipfel irdischer Glückseligkeit, und dein Segen sichert ihre Dauer. — Zuerst erscheint die Blume, darnach die Frucht; zuerst sammeln sich die Wolken, dann fällt der Regen; dies ist die stete Ordnung der Ursachen und Wirkungen. So auch, wenn deine Güte vorangeht, folgt ihr Glückseligkeit nach.

Matali.

Fürwahr, o König, groß war die Güte der ursprünglichen Bramen.

Duschmanta.

Maritschi's hehrer Sohn, diese, deine Handmagd heirathete ich nach der Ordnung Gandharwa's, und nach einiger Zeit führten sie einige ihrer Angehörigen nach meinem Palast; allein ein Wahnsinn raubte mir mein Gedächtniß; ich verstieß sie und beleidigte dadurch den ehrwürdigen Kanna, der zu deiner göttlichen Nachkommenschaft gehört. Späterhin, da ich diesen entscheidenden Ring erblickte, entsann ich mich meiner Liebe und meiner Heirath; allein noch erfüllt mich der ganze Vorgang mit Verwunderung. Eine seltsame Unwissenheit verfinsterte meine Sinne und verwirrte meine Seele; als wenn Jemand einen Elephanten vor sich gehen sähe und doch fragen müßte, was es wol für ein Thier sei, bis er an der Spur seiner großen Füße den Elephanten erkannt hätte.

Kasyapa.

Klage dich nicht länger eines Verbrechens an, mein Sohn, welches du unwissend, mithin schuldlos begingst. — Jetzt höre mich —

Duschmanta.

Ich merke auf in Andacht.

Kasyapa.

Die Nymphe Menaka führte Sakontala von der Stätte weg, wo du sie verlassen und betrübt hattest, und brachte sie in Aditi's Palast. Da erkannte ich durch die Kraft des Nachsinnens über das höchste Wesen, daß deine Vergessenheit von dem Fluche des Durwasas herrührte, und daß der Zauber sich mit dem Anblick deines Ringes endigen würde.

Duschmanta (für sich).

So ist mein Name rein von Schande.

Sakontala.

Ich Glückliche! daß meines Herrn Sohn, der mich jetzt

anerkennt, mich unwissend und nicht aus Abneigung verleugnete. — Den furchtbaren Fluch haben vermuthlich meine beiden lieben Freundinnen gehört, indeß mein Gemüth mit einem andern Gegenstande beschäftigt war. Sie verbargen ihn mir im Uebermaß ihrer Liebe, um meiner zu schonen; doch ertheilten sie mir den Rath den Ring vorzuzeigen, wenn mein Gemahl mich vergessen haben sollte.

Kasyapa (zur Sakontala).

Du weißt die ganze Wahrheit, meine Tochter. Zürne nicht länger deinem Herrn. Er verwarf dich, als die Macht des Zaubers sein Gedächtniß geschwächt hatte, und sobald die Finsterniß zerstreut war, erwachte seine eheliche Liebe. So der Spiegel, dessen Oberfläche verunreinigt wird; er wirft kein Bild zurück: gibt man ihm aber seinen Glanz wieder, so zeigt er vollkommen ähnliche Züge.

Duschmanta.

Diese Bewandniß hatte es wirklich mit mir.

Kasyapa.

Mein Sohn Duschmanta, hast du dein Kind umarmt, das dir Sakontala gegeben hat, und bei dessen Geburt ich selbst die Ceremonien verrichtet habe, die im Weda vorgeschrieben sind?

Duschmanta.

Heiliger Maritschi, er ist der Ruhm meines Hauses.

Kasyapa.

Wisse auch, daß ihn seine Heldentugend zur Herrschaft erhöhen wird, von einem Meere zum andern. Ehe er über den Ocean des sterblichen Lebens hinwegschifft, wird er herrschen, ohne Gleichen in der Schlacht, über diese Erde mit ihren sieben Halbinseln; und wie er jetzt Serwademana heißt, weil er schon in seiner Kindheit die reißendsten Thiere zähmt, so wird er in reiferen Jahren den Namen Bhereta erlangen, denn er wird die Welt erhalten und ernähren.

Duschmanta.

Ein Knabe, von Maritschi's Sohn erzogen, muß den Gipfel der Größe erklimmen.

Aditi.

Jetzt soll Sakontala, die Wiederbeglückte, von allen diesen Ereignissen Nachricht an Kanna senden; Menaka, ihre Mutter, ist meine Hausgenossin, und weiß alles, was vorgegangen ist.

Sakontala.

Die Göttin nennt meinen ernstlichsten Wunsch.

Kasyapa.

Durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird der ganze Auftritt dem Gemüthe Kanna's gegenwärtig sein.

Duschmanta.

Der fromme Weise muß noch über meine wahnsinnige Handlung zürnen.

Kasyapa (nachsinnend).

Ich will ihm die entzückende Botschaft senden, daß der zärtliche Gemahl sein Pflegekind aufgenommen hat, und beide glücklich sind, mit dem von ihnen entsprossenen kleinen Krieger. — Hola! wer wartet?

Schüler (hereintretend).

Großes Wesen, hier bin ich.

Kasyapa.

Eile, Golawa, durch die leichte Luft, und melde dem ehrwürdigen Kanna in meinem Namen: „Sakontala hat einen reizenden Sohn von Duschmanta, dessen Liebe mit seinem Gedächtniß wiederkehrte, sobald der Zauber des zornigen Durwasas ein Ende nahm."

Schüler.

Wie die Gottheit befiehlt. (Er geht ab.)

Kasyapa.

Mein Sohn, besteige nun wieder Indra's Wagen mit Gattin und Kind; kehret beglückt nach eurem königlichen Wohnsitz zurück.

Duschmanta.

Es geschehe, wie Maritschi befiehlt.

Kasyapa.

In Zukunft möge der Gott des Luftkreises in reichlichen Regenschauern Ueberfluß herabsenden auf dein liebendes Volk! Mögen vielfältige Opfer dir des Donnerers Freundschaft erhalten! Durch unzählig gewechselte Dienstleistungen zwischen euch beiden, werde den Einwohnern beider Welten gegenseitiges Glück zu Theil!

Duschmanta.

Mächtiges Wesen, ich will mich bestreben, so viel ich vermag, dieses Glück zu erlangen.

Kasyapa.

Welche fernere Gunst kann ich dir noch erzeigen?

Duschmanta.

Gibt es noch Gnade, die diese übertrifft? — Ein jeder König strebe nach dem Wohl seines Volks! Sereswati, die Göttin freier Künste, werde von allen Lesern des Weda verehrt; und Siwa mit blauem Halse und röthlichen Locken, ewig mächtig und selbständig, wende ab von mir den Schmerz einer abermaligen Geburt in dieser vergänglichen Welt, dem Schauplatz der Verbrechen und Strafen!

(Alle gehen ab.)

Erläuterungen.

Die Bequemlichkeit der Leser schien es zu erfordern, daß die in der Sakontala vorkommenden fremden Worte, so viel es die Umstände, und insbesondere die eingeschränkte Kenntniß des deutschen Uebersetzers, erlaubten, einigermaßen erläutert würden, und damit die Aufsuchung dieser an sich nur wenig bedeutenden Hülfe nicht unnütz erschwert würde, ist die alphabetische Stellung der Worte gewählt worden.

Unter den Hülfsmitteln zur Entwickelung der immer wichtiger werdenden Literatur der Indier wäre keines unentbehrlicher, als ein sanskritanisches Wörterbuch, welches aber von dem Eifer und dem Fleiße der in Bengalen errichteten asiatischen Gesellschaft der Wissenschaften noch erwartet werden muß. Dem Mangel eines solchen Werks muß man es zuschreiben, daß in unserer Erläuterung so manche Lücke geblieben ist, und daß vorzüglich die Benennungen, welche in die Naturgeschichte und Botanik einschlagen, fast gar nicht auf bekanntere systematische Namen haben bezogen werden können.

Indessen wird man es doch diesem Register ansehen, daß es nicht ohne den Wunsch etwas Befriedigendes und Brauchbares zu liefern und eine verhältnißmäßige Anstrengung so weit gediehen ist. Da es der englischen Uebersetzung an diesem Commentar gänzlich fehlte, sah man sich genöthigt, zu den wenigen bereits vorhandenen Werken, welche die neueste Literatur über Indien geliefert hat, seine Zuflucht zu nehmen, und außer diesen Quellen schöpfte der deutsche Uebersetzer noch einigen Unter-

richt aus den gütigen Mittheilungen seines Freundes, Herrn William Marsden, Mitglieds der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, und Verfassers der schätzbaren Geschichte von Sumatra, der ihm seine Abhandlung über die indischen Zeitrechnungen vor ihrer öffentlichen Bekanntmachung zuschickte. Die Werke, deren man sich hier bediente, sind folgende:

(Nathaniel Brassey Halhed's) Code of Gentoo Laws, or ordinations of the Pundits. London. 8. 1777.

The New Asiatic Miscellany. No. 1 & 2. Calcutta. 4. 1789.

The Bhagvat-geeta, or Dialogues of Kreeshna and Arjoon. By Charles Wilkins. London. 4. 1795.

The Heetopades of Veeshno-Sarma. By Charles Wilkins. Bath. 8. 1787.

Asiatick Researches: or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the history and antiquities, the arts, sciences and literature of Asia. Vol. I. Calcutta. 4. 1788.

(Quintin Crawford's) Sketches chiefly relating to the history, religion, learning and manners of the Hindoos. London. 8. 1790.

Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. II. Edinburgh. 4. 1790. (No. XIII. of Part II. Remarks on the Astronomy of the Brahmins. By Mr. John Playfair.)

On the Chronology of the Hindoos. By William Marsden Esq. F. R. S. 4. 1790. (from the Philosophical Transactions for 1790.)

Die Vergleichung der indischen Ausdrücke und Bilder mit den bereits bekannteren, die in anderen Sprachen des Orients vorkommen, und selbst mit griechischen und römischen Dichterideen hätte hier zu weit geführt, und man hat sich daher begnügt, nur mit ein paar Worten darauf hinzudeuten.

Die Uebersetzung selbst endlich bleibt immer nur ein schwacher Abdruck der sanskritanischen Urschrift; weil sie nicht unmittelbar aus derselben, sondern aus der englischen Uebersetzung, diese letztere aber in Prosa verfertigt ist, obgleich der indische Dichter sein Schauspiel großentheils in Versen schrieb. Man begreift, wie viel auf diesem Wege von der Energie der Sprache

und von der Eigenthümlichkeit ihres Ausdrucks verloren gehen mußte, zumal da die englische Sprache beinah keine Zusammensetzungen leidet, wozu sich die unsrige schon ungleich mehr bequemt, die sanskritanische hingegen vor allen andern geschickt ist, da es in derselben gestattet wird, eine ungeheure Menge Worte miteinander zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verbinden, und man in einigen indischen Urkunden Beispiele von einem hundert und zweiundfunfzigsylbigen Worte nachweisen kann. (Asiatick Res. I. p. 360) Wenn unsere Sakontala unter diesen nachtheiligen Umständen dennoch ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt, wie wir es wenigstens nicht bezweifeln können, so wird man desto unbedingter zugeben müssen, daß wir ihrem innern Gehalt allein diese Wirkung schuldig sind.

Sir William Jones hat zwar in seiner Vorrede angemerkt, daß die Frauenzimmer in dem Stücke Prakrit, die Vornehmen und Gelehrten Sanskrit und die geringeren Personen Provinzialmundarten sprechen; daß Prosa und Verse nach Maßgabe des Schwungs, den die Unterredung nimmt, mit einander wechseln; allein in seiner Uebersetzung ist von dem allen keine Spur zu merken, und man durfte es nicht wagen, von ihr abzugehen. Auch müssen wir noch anzeigen, daß im Englischen der Dialog fast immer you (Ihr oder Sie) und nur selten thou (Du) hat; allein hier mußten wir, um das Ohr durch eine Umstimmung zu unserm Conversationston, die uns in einem solchen Drama anstößig wäre, nicht zu beleidigen, eine Gleichförmigkeit einführen und das Du überall an die Stelle jenes fatalen you setzen. Jede Sprache hat ihre Eigenheiten; wir können nicht, wie im Holländischen, Cäsar und Antonius einander Mynheer nennen lassen. Daß indessen den indischen Sitten jene Zierlichkeit, in der zweiten oder dritten Person der mehrern Zahl mit Personen von Stande zu reden, schon damals eigenthümlich war, ist mehr als bloße Muthmaßung.

Die Schreibart der fremden Namen mußte nach unserer Aussprache abgeändert werden. Dies konnte auch mit gutem Gewissen geschehen; denn die bekannte Verkehrtheit der englischen Aussprache hatte schon den englischen Uebersetzer, Sir William Jones, selbst gezwungen, den Buchstaben, deren er sich bediente, einen ganz andern Werth, als den gewöhnlichen, beizulegen, und sich darüber in einer sehr ausführlichen, sehr gelehrten Abhandlung (As. Res. I. p. 1—56) zu erklären. Die

Accente haben wir in der deutschen Uebersetzung weggelassen; in den meisten Fällen sind sie überflüssig, und in ein paar andern können wir ohne Uebellaut nicht der indischen Mensur getreu bleiben. Damit man aber doch sehe, wie Alles in der englischen Uebersetzung bezeichnet war, sind die Worte aus derselben mit ihren Accenten in diesem Register, wo es nöthig war, hinter den deutschen beigefügt.

A.

Aditi, Seite 297 u. f. Ein mythologisches Wesen, die Gattin der Gottheit Kasyapa. S. dieses Wort.

Aditya, S. 308. Die Kinder des Kasyapa und der Aditi, oder die zwölf Sonnen, die über die zwölf Monate den Vorsitz führen; mithin allegorisch die zwölf verschiedenen Standpunkte der Sonne in ihrem scheinbaren Lauf durch den Thierkreis. S. Kasyapa.

Amara, (Vorrede). Ein indischer Dichter.

Amra, S. 181. Ein schöner blühender Baum, der besonders durch das Beiwort, der Bräutigam, S. 240, bezeichnet wird. Seine wohlriechenden Blüthen werden für köstlicher als die der Wasserlilie gehalten S. 249. Sie sind dem Liebesgott der Indier, Kamadewa, geweiht S. 269, der seine Pfeile damit spitzt S. 273. Bei dem Bräutigam erinnert man sich leicht an Horazen's altas maritat populos, nur daß die schlanke, sich anschmiegende Madhawiwinde (Ipomoea Quamoclit), dem hohen Amra als Gattin niedlicher noch zugeordnet wird.

Antelope, S. 174. Diese schöne Thiergattung ist nunmehr unseren Naturforschern hinlänglich bekannt, doch welche besondere Art hier gemeint sei, läßt sich mit völliger Gewißheit nicht bestimmen. Hier ist von einer schwarzen Antelope die Rede, und da die Scene im Norden von Indien gegen Kaschmir zu liegt, so könnte es die sogenannte blaue Kuh oder Nil-Ghaa der Indier sein, ein großes Thier, von der Höhe eines kleinen Pferdes, von schwarzgrauer Farbe, mit weißen Flecken an den Füßen und Ohren, dessen Bernier als ein

Jagdthier erwähnt. Ob die Wildkälber und jungen Rehe (fawns, roes) S. 178. 241 wirklich in das Geschlecht der Thiere mit zackigem Geweih gehören, oder ob damit junge Antelopen gemeint sind, läßt sich nicht ausmachen. Das erstere ist freilich wahrscheinlich, sobald man voraussetzt, daß Sir William Jones in der Naturkunde hinlänglich bewandert ist, um keinen Ausdruck unrichtig anzuwenden. Die schöne, schlanke Form der Antelope bewundert der Indier mit uns S. 232. Ein liebliches Bild von den Sitten dieses Thieres steht S. 281.

Anusuya, Anusúyá, S. 179. Eine von den Gespielinnen der Sakontala. Lesen S. 190, Schreiben S. 214, und Zeichnen S. 237 gehörte schon damals zu der Bildung eines Mädchens vom Bramenstamm.

Apsarastirtha, Apsarastirt'ha, S. 263. Eine Stätte, wo man die Nymphen verehrt. Vielleicht bedeutet das Wort den Teich der Nymphen S. 268.

Armband, S. 211. 212. 214. 222. Die Armspange des Königs ist von Gold, die seiner Geliebten nur von Lotosstengeln. Was hier aber eigentlich bemerkt zu werden verdient, ist das schnelle, sichtbare Abhärmen der Verliebten, welches auch im Theokrit vorkommt. Id. XI. 69: *αμαρ επ' αμαρ ορευσα με λεπτον εοντα.*

Arun, S. 232. Der Wagenführer der Sonne. Die indische Mythologie weicht hier merklich von der griechischen ab. Helios und hernach Phöbus lenken selbst ihren Wagen, und Aurora (*Hως*), eine Titanide, zieht vor dem Wagen her. Hier hingegen sitzt Arun als Lenker der sieben Rosse vor dem Sonnengott Surya, und nicht in eigner Macht, sondern durch die Kraft des Gottes (S. 295) zerstreut er die Schatten der Nacht. Man kann in der Erklärung dieser Allegorien nicht zu behutsam sein, denn nur zu leicht wird man hingerissen, mehr als sie ursprünglich enthielten, hineinzulegen; allein hier kann man sich doch nicht entbrechen, den verschiedenen Gang der Phantasie mit den verschiedenen Erscheinungen der Natur zusammenzustellen. In Indiens Dichtungen mußte die Sonne unmittelbarer als in den griechischen, auf den Tagesanbruch oder das Morgenroth folgen; denn die Dämmerung dauert in heißen Ländern nur wenige Augenblicke.

Akosabaum, S. 299. Ist nicht bekannt.

Ayodhya, (Vorrede). Dies ist der alte Name der Provinz Aud, welche den Theil des Ganges von Delhy bis Benares angrenzt.

B.

Barawafeuer, S. 210. Eine Erfindung, die dem griechischen Feuer ähnlich sein mußte, weil es, wie der Beisatz lautet, unter den Fluthen brennt. Hier bestätigt sich, was schon Halhed in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des indischen Gesetzbuchs erinnert hat, daß nämlich allerlei Feuergewehre den Indiern bereits im hohen Alterthum bekannt gewesen sein müssen, indem jene in der Einleitung dieses Gesetzbuchs, S. CXIII ausdrücklich verboten werden. In den Puran-Sastras, oder mythologischen Erzählungen, werden Werkzeuge, wie Kanonen, erwähnt, die ein gewisser Künstler, Bischukerma oder Wisuakarman für die guten Geister (oder Dewta), die im ersten Zeitalter einen hundertjährigen Krieg gegen die bösen (oder Assur) führten, verfertigt haben soll. Die Phantasie der Bramen nahm also, was diesen Punkt betrifft, ganz dieselbe Richtung, wie Milton's seine, der auch die höllischen und die himmlischen Heerscharen ihren Krieg mit Feuerschlünden führen läßt! — Noch jetzt ist eine Art von Racketen im indischen Kriege gebräuchlich, eine eiserne Röhre nämlich, die etwa acht Zoll lang, anderthalb Zoll dick und an einem Ende verschlossen ist, und an ein Bambusrohr von vier Fuß befestigt wird, dessen mit Eisen beschlagene Spitze, durch die in Brand gesteckte Füllung der Rackete gegen den Feind getrieben wird. Der Gebrauch des Schießpulvers, zu Feuerwerken, Lichtkugeln u. dergl. verliert sich bei den Indiern und Chinesen in die ältesten Zeiten der Geschichte, nur muß man darunter nicht genau die europäische Art es zu verfertigen verstehen; genug daß sie früher als wir eine Mischung kannten, bei deren Entzündung sich eine Luft entwickelte, welche die Bewegung des Stoßes erzeugen konnte. In ihren Festungen fand man Höhlungen in den Felsen gehauen, aus welchen wahrscheinlich Steine auf die Belagerer vermittelst dieser Mischung geschleudert wurden, wie wir Bomben aus dem Mörser werfen. (Sketches p. 293 u. f.)

Bhadrasena, Bhadraséna, S. 198. Duschmanta's Feldherr.

Bharata oder Bheret, (Vorr.). Ein indischer Weiser, der angebliche Erfinder der dramatischen Dichtkunst.

Bharat, Bheret oder Bhereta, (Vorr.) S. 311. Duschmanta's Sohn, einer der berühmtesten Könige von Indien, nach dessen Namen Indien in den Sanskrit-Büchern immer Bheretkhant oder Bheret-wersch, das Land Bheret's, genannt wird. Von ihm stammen zwei Branchen, die Kurus und die Pandus, die einen langen Krieg mit einander führten, dessen Begebenheiten, mit vielem mythologischem Apparat, wie im Homer, verwebt, den Gegenstand des großen epischen Gedichts Maha-Bharat ausmachen, (Maha bedeutet groß), welches dem Ramayan in Ansehung seines Alterthums und Ruhms das nächste ist. Das von Wilkins herausgegebene Bhagvat-Geeta ist eine Episode dieses Gedichts. Vom Bharat heißt es in den Geschichtbüchern der Indier, daß er noch acht Brüder hatte.

Biene, S. 183—185. Die Biene gibt dem indischen Dichter Stoff zu einigen der naivesten Stellen in seinem Drama. Sie ist ihm Bild des Liebhabers, indem sie von Blume zu Blume irrt. Unnachahmlich ist die Wahrheit der Natur in der Stelle S. 256, und die Benutzung der zuerst erschienenen Biene gegen das Ende des Stücks S. 282—283, ist in der That ein feiner und künstlicher Zug, wobei noch zu erinnern ist, daß diese letzten Stellen wahrscheinlich in der Uebersetzung durch den Umstand etwas verlieren, daß die Sanskritsprache für das männliche und weibliche Geschlecht der meisten Thierarten besondere Benennungen hat, die uns nur bei den größeren Thieren und insbesondere den Hausthieren, geläufig sind. Hätten wir auch statt männliche Biene, Thräne oder Drohne gesetzt, so würden wir doch den Leser durch die Nebenbegriffe nur irre gemacht haben.

Bimba, S. 259. Eine rothe Frucht.

Blatt, S. 284. 285. Bekanntlich wird in Indien auf Palmblätter geschrieben; man nennt sie Ollesblätter.

Blume der Nacht, S. 232. 261. Ist die Lotusblume oder Wasserlilie (Nymphaea Nelumbo. Linn. Heetopades p. 334). Aus Versehen ist S. 216 dafür die Tuberose genannt worden. Die Phantasie der Indier spielt mit ihr sehr zart und lieblich, läßt den Mond sie öffnen, den Mond ihre

Wohlgerüche hervorlocken, und die Sonne sie unterdrücken; sie ist die Buhlerin des Mondes und der Nacht.

Brahma, Brahmà, (Vorr.) S. 201. Die Gottheit, in ihrer schaffenden Eigenschaft. Daß die gelehrten Indier, nach Anleitung ihrer heiligen Bücher, nur ein höchstes Wesen anerkennen, hat Sir W. Jones neulich wieder behauptet (As. Res. I. 224). Sie nennen es Brahme, oder das Große (als Neutrum), dessen Wesen allem Begriff, außer seinem eignem, weit entrückt ist. In der Aeußerung seiner Schöpferkraft, wird es ihnen Brahma (männlichen Geschlechts); seine Kraft selbst, seinen göttlichen Geist, nennen sie den Durchdringer, Wischnu, oder den auf dem Wasser Gehenden, Narayan (Nara, die Gewässer, ayana, Bewegung), und als Zerstörer, oder eigentlich Verwandler der Gestalten hat er unzählige Namen, von denen Siwa, Issa, Iswara, Rudra, Hara, Sambhu, Mahedewa oder Mahesa die gewöhnlichsten sind. — Hier wird Brahma's Macht als unwiderstehlich beschrieben S. 258. 273. 277. Er ist der Schöpfer des Körpers S. 269, und der Großvater der Gottheiten Kasyapa und Aditi, S. 308. — Das Eigenthümliche der indischen Vorstellungsart in dieser Mischung von metaphysischen Begriffen mit den historischen, hat immer eine gewisse Analogie mit der griechischen, welche wenigstens beweisen kann, daß in dem Gange der Einbildungskraft, auch da, wo sie am ungebundensten scheint, weniger Willkürliches liegt, als man erwarten konnte. Nur daß der Anthropomorphismus der Griechen einfacher, folglich zuletzt reiner und schöner war, und den Idealen der Kunst das Dasein gab, nur dies unterscheidet ihn von dem indischen, der immer an dem fruchtlosen Bemühen scheitert, transcendente Begriffe anschaulich zu machen. Allein Griechenlands Heroen stammen von seinen Göttern, wie Indiens Könige und Priester von den seinigen; mit dem Unterschiede, daß in Indien der Priesterstand ein furchtbares Gebäude des hierarchischen Despotismus aufführen konnte, dessen gigantische Trümmer noch stehen, indeß die schnelle Entwickelung der Griechen, bei denen das philosophisch-ästhetische Zeitalter dem heroischen auf dem Fuße folgte, eine solche Priesterherrschaft unmöglich machen mußte.

Bramen (Braminen), S. 183. Der Vornehmste unter den vier Hauptstämmen der Indier, zu welchem die Priester

gehören. Nicht alle Bramen sind Priester; aber von gewissen Arten von Thieren dürfen sie alle nicht essen und kein Blut vergießen. Diejenigen unter ihnen, welche weltliche Geschäfte treiben, Schreiber oder sogar Minister der indischen (und in späteren Zeiteen auch der mohamedanischen) Fürsten werden, können das Priesterthum nicht erlangen. Merkwürdig ist es, daß in diesem alten Gedicht die ehrwürdigsten und heiligsten Bramen als einfache, von der Welt abgeschiedene Einsiedler vorgestellt werden, die in geheiligten Hainen leben und daselbst ihre Opfer auf einem kunstlosen Heerde bringen, ohne daß irgendwo von dem Prunk des neueren indischen Gottesdienstes die Rede wäre. Duschmanta hat seinen eignen Priester und auch seine Opferstätte, einen erhabenen Heerd, auf welchen ihn bei einer besondern Veranlassung seine Leute heben S. 251. Die guten Einsiedler lassen den Thieren ihres Waldes Schutz angedeihen, ziehen sie zahm und pflegen ihrer S. 175. 178. 198. 232. 241. Sie rühmen sich ihrer weltlichen Armuth und ihres Reichthums an geistlichen Gütern, auch wol daneben ihrer Weltkenntniß S. 176. 242. 243. Sie stammen sogar von den Göttern S. 310, und die Gottheiten Kasyapa und Aditi werden selbst uranfängliche (primeval) Bramen genannt S. 310. Daher schreibt auch Sir William Jones, nach der sanskritanischen Urschrift Brâhmen, welches der alten Aussprache in Brachmanes, bis auf die etwas stärkere Aspiration gleichkommt.

Buddha, (Vorr.). Einer von den Vorfahren des Königs Duschmanta. Buddha, sagen die Indier, heirathete eine Tochter des frommen Königs Menu (der nach Satjawrata und Waiwaswata, Sohn der Sonne heißt), den Wischnu von der allgemeinen Ueberschwemmung in einem Kasten (ark) errettete. Im fünften Gliede von ihm stammte Puru, dessen in der Sakontala so oft als Duschmanta's Ahnherrn mit Ruhm gedacht wird S. 176. 184. 205. 221. 257. 259. 260. 286. 302. Aus der Vergleichung verschiedener Stellen in den Aufsätzen der neueren Forscher der indischen Geschichte und Alterthümer läßt es sich mit hinreichender Gewißheit entwickeln, daß dieser Buddha nicht derselbe ist, der als Religionsverbesserer in Indien und Religionsstifter in Ceilon, Siam, Tunkin, Tibet, China und Japan, eine so wichtige

Rolle gespielt hat. Sir William Jones in der Vorrede zur Sakontala vergleicht ihn mit dem Merkur. Dieser Vergleich beruht freilich nur auf dem Umstande, daß der vierte Tag in der Woche, (Mittwoche) durch ganz Indien Buddha-wara heißt, wie er bei den Römern nach dem Merkur und bei den nordischen Völkern nach dem Wodan benannt wurde. Die neunte Menschwerdung des Wischnu erkennen selbst die Bramen für die in der Person des zweiten Buddha, wiewol sein System von ihnen verworfen und aus der indischen Halbinsel vertrieben worden ist. Die gigantischen, zum Theil von der See verschlungenen Trümmer von Gebäuden und Bildhauerei, zu Mawalipuram an der Küste Malabar, die Statue von Granit des Buddha auf der Ebene Wirapatnam bei Pondicheri, die le Gentil beschreibt, die Kupferplatte worauf eine Schenkung vom Jahre 23 vor Christi Geb. gegraben ist, (A. R. I. 123) und viele andere Denkmäler beweisen, daß Buddha und seine Nachkommenschaft lange die Halbinsel Indiens beherrschten, und daß sein Religionssystem daselbst tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Aus den von Renaudot übersetzten Nachrichten arabischer Reisenden erhellt es sogar, daß Buddha's Statuen noch im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Indien verehrt wurden. Nach dem zwölften Jahrhundert aber verschwinden seine Anhänger auf dem festen Lande diesseits des Ganges. (La Croze Hist. du Christianisme des Indes. II. p. 329. 339.) Nach Wilkins lebte Buddha zu Kikat in der Provinz Bahar um das Jahr 1000 der Zeitrechnung Kali-yug, oder 2101 vor Chr. Geb., Jones hingegen bestimmt seine Menschwerdung auf das Jahr 1014 vor Chr. Geb. (A. R. 425). Dies alles ist aber offenbar nicht von dem ersten Buddha, dem Zeitgenossen und Schwiegersohn des in der Arche geretteten Menu, sondern von dem zweiten zu verstehen.

Büffel, S. 198. Diese Thiere werden hier sehr gut charakterisirt, wie sie sich gern im seichten Wasser aufhalten und darin wälzen.

D.

Dakscha, Dacsha, Mutter der Aditi.

Dämonen gehören zur Maschinerie dieses Schauspiels und

haben überhaupt eine große Rolle in den Mythen der Indier. Sie stören die frommen Einsiedler und Bramen beim Opfer S. 204. 227. Sie greifen sogar den Gott Indra in seiner himmlischen Wohnung an, S. 295, und in beiden Fällen ist Duschmanta ihr Bezwinger S. 209. 292. Diese bösen Geister, Daityas, Danawas oder Assur, wie sie in den Puranas heißen, werden in mehre Geschlechter getheilt; hier z. B. werden mit Namen erwähnt die Kalanemi S. 292. Sie hatten eine Zeitlang den Gott Indra aus seinem Reich vertrieben (As. Res. I. 133). Es ist auch hier eine allegorische Anspielung, wie in der ältesten griechischen Götterlehre, auf die Sichtbarwerdung des Weltalls, auf den Kampf zwischen Tag und Nacht, zwischen Ordnung und Chaos. Diti, die Nacht, ist die Mutter der Daityas, der nächtlichen, finstern Dämonen, die bräunlich im Schatten der Wolken einherziehen S. 227. Aditi, das ursprüngliche Licht des Tages, oder die gebährende Energie (Gattin) des Himmels, ist Mutter der zwölf Sonnen, Aditya, (Vorr.). Man bemerkt hier wieder mit Vergnügen die Analogie und zugleich die Verschiedenheit der griechischen und indischen Systeme. Den Griechen gebar die Erde (*Γαια*) den Himmel (*Ουρανος*) und dieser zeugte wieder mit der Erde nicht nur Titanen und Titaniden, sondern auch Cyklopen, Centimanen, Giganten, Erinnyen u. s. f.

Danawas, S. 292, oder Kinder Danu, S. 295. S. Dämonen.

Danu, S. 295. Vater eines Dämonengeschlechts.

Datteln, S. 200, werden hier den Tamarinden vorgezogen.

Dewa Dschanani, S. 288. Eine Nymphe. Dewa bezeichnet die Gottheit oder das Göttliche.

Dhanawriddhi, S. 285. Ein auf der See verunglückter Kaufmann, Duschmanta's Unterthan.

Dhanik, (Vorr.). Ein indischer Dichter.

Diti, (Vorr.) die Nacht, Kasyapa's andre Gemahlin. S. Dämonen.

Diwespetir, S. 293. Einer von den Namen des Gottes Indra, worin Sir William Jones die Aehnlichkeit mit dem römischen Diespiter bewundert. Diwespetir bedeutet Herr des Luftkreises (Lord of the sky), As. Res. I. 241.

Dschaluka, S. 265. Ein Polizeidiener.

Dschayanta, Jayánta, S. 294. 309. Indra's Sohn.

Durwasas, S. 229. 230. Ein indischer Heiliger, der hier als jähzornig geschildert wird und dessen Fluch den Knoten des Schauspiels schürzen hilft. Seine rauhe Gemüthsart scheint ihn besonders ausgezeichnet zu haben, da unter den Nataks oder indischen Schauspielen auch eines unter dem Titel: Die Zähmung des Durwasas (Durvásas) vorkommt. (Vorrede.)

Duschmanta, S. 174. König oder Kaiser von Indien, der Hauptcharakter dieses Stücks. Einer von den Nachkommen des in den indischen Geschichten so berühmten Puru. S. oben Buddha. Obgleich die dramatische Kunst, was die Charakterzeichnung betrifft, bei den Indiern nur in ihrer Kindheit stehen geblieben ist und alles wol erwogen auch nicht weiter gehen konnte, ist es doch äußerst interessant, die Bemühungen dieses speculativen und zartempfindenden Volks auch auf dieser Stufe zu beobachten. Der Dichter hat seinem König zwar keinen entschiedenen Charakter zugeeignet, — und wie viele Despoten mögen wol einen haben? — allein er beschenkt ihn dafür mit Attributen, die ihn hinlänglich vor der Menge auszeichnen. Seine Majestät und Würde strahlen überall hervor S. 186. 198. 203. 209. 252, auch wenn ihn der Kummer entstellt hat S. 272, seine Frömmigkeit ist sein höchstes Lob S. 203, nur unwissend, unter dem Einfluß des Zaubers, weigert er sich den Bramen aus der Einsiedelei Folge zu leisten, und will von ihrer Botschaft nichts wissen S. 255, doch auch alsdann begegnet er ihnen noch ehrerbietig und ruhig, indeß sie hitzig und beleidigend werden S. 256. 257. 260. Seine Phantasie ist bilderreich und schnell, und es ist sehr viel Zartheit in seinen Antworten und Bemerkungen S. 180. 181. 184. 219—225, auch macht er einen Vers aus dem Stegreif S. 216. Gegen alles Frauenzimmer ist sein Betragen fein und musterhaft S. 184—192. 216. 284, nur als man ihm eine Frau zuführen will, die er nicht wiederkennt, kommt die allgemeine indische Vorstellung von der Treulosigkeit des Geschlechts, die zumal in den Hitopadesa des Bramen Wischnusarma (oder den sogenannten Fabeln des Pilpai) fast auf jeder Seite gerügt wird, in einem etwas anzüglichen Gleichniß zum Vorschein S. 258. 259. Seine Gerechtigkeit stellt der Dichter in ein helles Licht durch die

aufgehobene fiskalische Beerbung der Kinderlosen S. 285. 286 und die Verwaltung seines Richteramtes nach orientalischer Weise, wofür ihm auch ein Loblied gesungen wird S. 248. Reife der Beobachtung und Selbstkenntniß sind ebenfalls auszeichnende Züge dieses Fürsten S. 184. 250. 298. Bescheidenheit, indem er die Unterredung von sich auf einen andern Gegenstand lenkt S. 217. 295, Muth S. 290 und natürliches Ascendant S. 301 gehören noch zu diesem Charakter, den der Verfasser, in den verschiedenen Verhältnissen eines angehenden, glücklichen, verzweifelnden und bis zum Wahnsinn reuigen und betrübten Liebhabers S. 181. 219. 220. 224. 225. 195. 209. 210. 226. 227. 272—283 vollendet. Der höchste Ehrenname, den er ihm gibt, ist der des Weisen S. 203. 204, den er aber auch geltend zu machen weiß.

E.

Eber, S. 194. 199. Die Jagd erwähnt schon Curtius als Lieblingsbeschäftigung der indischen Könige: Venatus maximus labor est. l. VIII. c. 9.

Einkünfte des Königs. An zwei Stellen, S. 203. 248, werden sie auf den sechsten Theil des Ertrags des Bodens bestimmt.

Einsiedler. S. Bramen.

Elephanten, werden wüthend, wenn sie die Jäger aufscheuchen S. 191. 192. Ihre Heerden haben einen aus ihrer Mitte zum Anführer S. 247. Ob man zu Duschmanta's Zeiten schon Staatselephanten hatte, müßte wol durch ein gültigeres Zeugniß als dieses S. 267 erhärtet werden. Die Indier nennen dieses Thier muthwillig und wollüstig. As. Res. I. 134. New. As. Miscellany No I. p. 62.

Erde, des Oceans dunkle Grenze, S. 204. Mit diesem Ausdruck und mit der seeumgürteten Erde des indischen Dichters S. 218 kommt überein, *ἁλιερκεα χωραν*. Pindar. Ol. VIII. 34. *ἁλιερκεα ισθμον δειρασα*, Isthm. I. 10. und *ἁλιερκεες οχθαι*, Pyth. I. 34. So heißt sie auch S. 245 die fruchtbare Erde, wie bei griechischen Dichtern *φερεκαρπος*, und ihr Erzeugniß ist S. 286 köstlich und glänzend. Sie ist endlich auch in Indien wie beim Homer und Orpheus eine Göttin S. 262, in deren milden Schooß Sakontala zu versin-

ken wünscht. Auch in den Hitopadesa heißt Wasudha (die Erde) eine Göttin, Heetopad. p. 41, ja sogar die ewig anzubetende, mit dem Beinamen Surabhi, Kuh des Ueberflusses. Ebend. p. 110.

F.

Fächer von Lotosblättern, S. 211. 220 gehören nur in die Einsiedelei, denn vornehme Leute hatten Wedel von Pfauenfedern oder von den langgeschweiften Ochsen (Bos grunniens Linn.) Heetopad. p. 97.

Feuer, ist bei den indischen Opfern gebräuchlich S. 234. Das Wandeln um das Opferfeuer S. 238 ist sehr theatralisch, und mußte auf ein indisches Auditorium große Wirkung thun; auch scheint der Gedanke, daß so etwas vorzustellen eine Profanation sei, einem so ceremoniensüchtigen Volk nicht nahe zu liegen. Duschmanta hat in seiner Residenzstadt ebenfalls einen Heerd des geheiligten Feuers.

Flamingos. (Phoenicopterus ruber Linn.) Die schönen rothen Sumpfvögel, deren Zungen den römischen Prassern so gut schmeckten, erhalten hier den Beinamen der verliebten S. 281. Der Flamingo oder Hansé ist es auch, auf dem Brahma reitet, wenn er auf Reisen geht, und deswegen findet man ihn auch neben den Statuen dieses Gottes abgebildet. (Sketches p. 150.)

Führer, S. 174. Einen Wagenlenker haben die indischen Helden und Götter vor sich sitzen. S. Arun und Matali.

Füße drücken, S. 220. Dieser Liebesdienst ist in heißen Ländern gewöhnlich, bis nach O-Taheiti hin. Die angenehme, belebende Empfindung, die das sanfte Drücken der Muskeln verursacht, macht diese Operation selbst den dort sich aufhaltenden Europäern angenehm. Es ist eine etwas handgreiflichere Art zu magnetisiren.

G.

Gandharwa, S. 221. 228. 310. Die Indier haben acht verschiedene Arten von Heirathen: Berameh, Diib, Arsa, Gandherp oder Gandharwa, Peradschaput, Aschore, Rachus und Peischach. Die vierte Art, von welcher hier die Rede

ist, erheischt nur die gegenseitige Einwilligung der contrahirenden Parteien, ohne alles Ceremoniel. Sie können ganz allein sein, ihre Halsbänder oder Blumenkränze austauschen, und es ist hinreichend, wenn das Frauenzimmer sagt: ich bin dein Weib geworden, daß der Mann antworte: es ist wahr. Code of gentoo Laws, p. 40.

Gandharwas, S. 297. Eine Benennung der himmlischen Heerscharen oder der guten Geister, die sonst Dewta heißen, und auf dem Gebirge Hemakuta wohnen. Kasyapa und Aditi (der Himmel und der Tag) wohnen auch daselbst und vielleicht werden sie selbst zu diesen Gandharwas gezählt. Es ist daher auch wol möglich, daß die vorhin erwähnte Heirath Gandharwa, die ohne alle Umstände, in paradiesischer Unschuld vollzogen wird, ihren Namen von diesen Gandharwas hat, die hier ein goldenes Zeitalter auf Erden zurückbringen, welches Duschmanta S. 298 so idyllenmäßig schildert. Auch die Griechen ließen ihre ältesten Götter so auf Erden wohnen und über eine Unschuldswelt mit mildem Zepter herrschen. Diese Blumen der Phantasie sind wenigstens lieblich, wenn sie auch nicht aus ursprünglichen Sagen vom ersten Zustande des Menschengeschlechts geschöpft sein sollten.

Gastfreiheit, S. 185, ist die heiligste Pflicht der orientalischen Völker, sie war es auch den mit ihnen verwandten Nationen des südlichen Europa. Durwasas fordert sie, als ein Recht S. 230, und der härteste Fluch folgt auf eine bloße Vernachlässigung. Barbaren und Wilde erweisen auch wol Gastfreiheit; allein sie steht blos in ihrer Willkür, sie ist nicht geboten und hängt von barbarischen Launen ab. In Indien wäscht man des Fremdlings Füße, und setzt ihm Erfrischungen vor, ohne zu fragen, wer er sei, genau wie es im Homer die Griechen thun, Odyss. IV. 60. Dies sind Erscheinungen der milderen Sitten, die das Ackerleben, zumal in einem so ergibigen Lande, wie Indien, hervorbringt. Auch die Hirtenvölker kennen Gastfreundschaft; aber da sie fast immer bewaffnet sind, kommen sie selten in den Fall diese Tugend an Fremdlingen auszuüben, weil in der Wüste ihre Hand ist wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider sie. 1 Mose XVI. 12.

Gautami, S. 226. Eine alte Frau vom Geschlecht des Bramen und Einsiedlers Kanna.

Gazelle. S. Antelope.

Gazellenauge, S. 181. Der gewöhnliche orientalische Vergleich mit den schönen, großen, schwarzen, lebendigen, und doch sanften Augen dieses Thiers, ist aus den arabischen und hebräischen Dichtern schon bekannt genug. Hätte man in Griechenland dieses schöne Thier mit seinem schwarzen Augenglanz (wie Duschmanta sich ausdrückt S. 189) gekannt, so würde man nicht an das Ochsenauge gedacht haben, wiewol hier die Größe in Betrachtung kam, und mit derselben als Nebenidee der weite, umfassende Blick, so daß *βοωπις* bald nur schönäugig schlechtweg bedeutete.

Genien, S. 295, sind die guten Geister (Dewta), deren Fürst Indra, der Herr des Luftkreises ist. Hier verdient angemerkt zu werden, daß außer der obersten Gottheit in ihren drei großen Modificationen, als schaffendes, erhaltendes und veränderndes Wesen, (Brahmà, Wischnu und Siwa) nebst ihren Gemahlinnen die eigentlich die ihnen inwohnenden Kräfte bedeuten, alle übrigen Gottheiten der Indier nur zu den Dewta oder Gandharwas gehören, und schlechterdings mit jener Trias nicht in Vergleich kommen können. Die Lehre von den Genien ist durch ganz Asien verbreitet und sogar in das mohamedanische Religionssystem aufgenommen worden, wie so manches liebliche, phantastische Mährchen von den Diws und ihrem Dschinnistan darüber Zeugniß gibt.

Ghih, S. 178. Dies ist das gewöhnliche Opfer der Bramen und besteht aus rein ausgeschmolzener Butter, welche auf die Flamme geworfen wird. Daß dabei gute und üble Vorbedeutuugen statt haben können, so wie bei den römischen Extispicien, erhellt aus S. 234, wo der Umstand, daß ein Brame mit dem Ghih genau den Mittelpunkt der heiligen Flamme trifft, die Abreise der Sakontala zu ihrem Gemahl entscheidet.

Golawa, S. 312. Ein Bote, den Kasyapa durch die leichte Luft zu Kanna sendet.

Goratschana, S. 235. Ist vermuthlich etwas krauses Haar von der Stirne einer geweihten Kuh, zur Verfertigung eines Amulets.

Götter von Swerga, sind die Genien unter Indra's Zepter. Sie werden nicht immer zu ihrem Vortheil erwähnt: bald bedürfen sie menschlicher Hülfe, sich gegen die bösen Geister

in ihren Wohnsitzen zu erhalten S. 292. 295, bald sind sie neidisch auf menschliche Vollkommenheit S. 188, und wollen den König Trisanku nicht in den Himmel steigen lassen, ob es gleich die frommnen Männer wünschen S. 206.

Göttinnen, S. 229. 239. Die Nymphen gehören zum Reich Indra's, des Fürsten guter Genien S. 188. Sie heißen auch Waldgöttinnen S. 239, und bei der überschwänglichen Zärtlichkeit, womit Sakontala die Pflanzen um ihre Hütte liebt S. 240, und sie ihre Schwestern nennt S. 179. 183, geräth man auf Vermuthungen, die in Kanna's Anrede an die Bäume S. 239 vollkommene Bestätigung erhalten, wo er ausdrücklich sagt, „ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen." Also dachte sich die kindliche Phantasie der Indier die ganze Natur und selbst die Pflanzen beseelt, und auch ihnen waren die belebenden Kräfte der Bäume göttliche Wesen, wie den Griechen. Homer. Hymn. in Ven. 258—272. Orph. Hymn. L. Sakontala steht unter dem besondern Schutz der Nymphen, denn sie pflegt und wartet ihrer Bäume und Blüthensträuche und bricht nicht einmal eines ihrer Blättchen. Dagegen strafen bei den Griechen die Hamadryaden diejenigen, die wider ihren Willen Bäume fällen. Apoll. Rhod. L. II. 479—485. Die Vorstellungen der Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Wälder und Haine, in welchen sich die Begünstigten der Götter aufhalten, und ihres Dienstes pflegen, ist hiermit genau verbunden S. 176—178. Schon Curtius schrieb: arbores violare capitale est. VIII. 9.

H.

Haine. S. Göttinnen.

Hansamati, eine von Duschmanta's Königinnen, S. 249. Vermuthlich ist eine Anspielung auf den Pfau (Hansa) in dem Namen.

Hanumat (Vorr.) war der Feldherr des Rama, als er Indien eroberte. Sein Vater hieß Pawan, der indische Gott der Winde. Hanumat bedeutet: mit hohen Jochbeinen. Seine Truppen waren Satyrs oder große Pawiane, (As. Researches I. 257) vielleicht nur Bergbewohner, denen ihre tatarische Häßlichkeit diese Vergleichung zuzog. Hanumat war ein

Dichter und Tonkünstler und noch jetzt wird eins von den vier indischen Musiksystemen nach ihm benannt. (As. Res. I. 258.) Die Affen, die in Indien um die Pagoden (Dawulas) geduldet und gefüttert werden, haben einen alten, starken Affen zum Anführer ihrer Truppe, der noch jetzt Hanumat oder Anumant genannt wird.

Hara, S. 210. 223, ist einer von den vielen Namen der zerstörenden Gottheit Siwa.

Harita, der Name eines Schülers von Kanna, S. 236.

Hastinapura, Hastinápura, die Hauptstadt von Duschmanta's Reichen, ward späterhin Delhy genannt und von Schach Jehan Schach=Jehan=Abad S. 228. 235. (Heetopades p. 320.)

Hemakuta: das Gebirge der Gandharwas, das zwischen den Meeren des Aufgangs und Niedergangs den goldenen Gürtel bildet S. 296. 297, ist wahrscheinlich die große asiatische Höhe, von welcher alle orientalischen Völker ihren Ursprung herleiten.

Himalaya, Himálaya, S. 281, oder Malaya, S. 243, ist ein Gebirge im Norden von Indien, vermuthlich eine Kette, die an das Hemakutagebirge anschließt, und dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Hirsch, S. 303. Auch in Indien ist das Bild des lechzenden Hirsches bekannt, wie in Palästina. Ps. XLII.

Hitopadesa (Vorr.) bedeutet die zuträgliche Nachricht, oder den nützlichen Unterricht, und enthält die Sittenlehre der Indier in Gestalt der ältesten Apologen oder Fabeln, die zuerst im sechsten Jahrhundert von Busertschumihr, dem Leibarzt und hernachmaligen Vezir des großen Königs Anuschirwan, aus dem Sanskrit ins Pehlvi übersetzt worden sind. Der zweite abassidische Kaliphe ließ das Buch ins Arabische übersetzen; Sultan Mahmud Ghazi versificirte es, und hernach ward es aus dem Arabischen ins Persische und im Jahr 1540 ins Türkische übersetzt. Die französische Uebersetzung von 1709 war aus dem Persischen; die von Galland 1724 angefangene aus dem Türkischen, und aus eben dieser Quelle die von Cardonne 1778. Die Benennungen, die man diesem Buche in verschiedenen Uebersetzungen gegeben hat, sind: Kulila Dumna (eine Corruption von Kurtuk Dumnik im gewöhnlichen Indischen und Karattaka Damanaka im Sanskrit, ei=

ner Episode der Hitopadesa), Anuar Soheli, Ayar Danish, Conseils et Maximes de Pilpay, Contes et Fables Indiennes de Bidpay & de Lokman. Allein sein ursprünglicher Verfasser war der Brame Wischnu-Sarman, der es für die Söhne eines Radscha (Raja) von Patna geschrieben hat. As. Res. I. 429.

Homa ist das Opfer von Ghih, welches täglich zu gesetzten Zeiten dem Feuer dargebracht wird S. 233. As. Researches I. 227.

J.

Jahreszeit, S. 182. 269. Die Indier haben eigentlich sechs Jahreszeiten oder Ritu:

Sisar,	die Jahreszeit	des Thaues.
Himant,	= =	der Kälte.
Wassant,	= =	der Blüthe. (Frühling.)
Grischma,	= =	der Hitze.
Warsa,	= =	des Regens.
Sarat,	= =	des Aufbruchs.

Wassant, die milde Jahreszeit, auch Kassumakara, die Blüthenzeit genannt, fällt zwischen die Mitten der Monate März und Mai.

Indra, (Kasyapa's und Aditi's Sohn,) ist der gewöhnliche Name einer indischen Gottheit, welche zwar nur zur zweiten Klasse gehört, wie es aber mit subalternen Gottheiten immer der Fall ist, den Menschen mehr zu schaffen macht, als das Wesen, von welchem sie sich durch eine unermeßliche, dem Begriff unüberschreitbare Kluft abgesondert fühlen. Indra, welches eigentlich König bedeutet, wie die Griechen auch so gern ihren Göttern diesen Namen, ἄναξ, beilegen, (S. vom Eros Orph. Hymn. V. vom Apoll. Hymn. XXXIII. vom Zeus Il. π. 233. vom Hades Il. υ. 61. 62) ist der Fürst der Dewta oder Genien, der guten Geister, die in Swerga (Sorgon, Dewelogon, dem überirdischen Paradiese) oder dem Luftkreise wohnen; daher heißt er auch Diwespetir, Herr des Luftkreises S. 293. 313, und der vornehmste der zwölf Aditya. Der Donnerkeil (Wadschra) ist sein Attribut S. 204. 308, und er selbst wird S. 294. 313 der Donnerer ge-

nannt. Ein anderer von seinen Namen ist Wasawa S. 309, auch heißt er der Gott des hundertfältigen Opfers S. 292. 309, und dreier Welten Herrscher S. 309. Sein Wagen berührt die Erde unmerklich leise S. 297. Er weiß Alles S. 307. 308, und sieht mit tausend Augen. Bhagvat-Geeta p. 143. Unter seinen Verehrern ist die Heirath nach der Art Gandharwas üblich S. 221. Seine Gemahlin heißt Satschi, sein Sohn Dschayanta; er wohnt auf dem Berge Meru d. i. im Norden oder am Nordpol, den sich die Indier als einen Berg von Gold und Edelsteinen denken; seine himmlische Stadt heißt Amarawati, sein Palast Waidschayanta, sein Garten Nandana (Ort des Ergötzens), sein erster Elephant Airàwat, und sein Wagenführer Mattali. Er gebietet über Wind und Regen, und der Osten ist unter seiner besondern Aufsicht. (A. R. I. 241.)

Ingudi, Ingudì, S. 178. 201. 241. Höchst wahrscheinlich die Sesampflanze (Sesamum orientale Linn.), weil diese die gemeinste Art Oel gibt, und die Bauern davon glänzen.

Jogi, S. 297. Die indischen Büßenden sind zu bekannt, als daß wir hier ausführlich zu sein brauchen. Sie werden unterschieden in Fromme, Jogis, und der Welt Abgestorbene, Saniassis, wiewol der Unterschied nicht bedeutend ist. Nach dem Bhagwat-Ghita (S. 62—68), ist es offenbar, daß auf die strengen Büßungen kein besonderer Werth gesetzt wird, und daß sie vermuthlich einigen mißverstandenen Stellen der heiligen Bücher ihr Entstehen verdanken. Hier scheint nur von geistigen Büßungen und geistiger Enthaltsamkeit die Rede zu sein, an deren Stelle die Büßer eine machinalische, körperliche Selbstpeinigung gesetzt haben. Der Jogi, wie ihn der Dichter der Sakontala schildert, ist aber das non plus ultra von Strenge in der Abgeschiedenheit; das Bild ist wirklich schön in seiner Riesengröße.

Issa, (Prolog). Issa ist einer von den Namen des Gottes Siwa, oder der verändernden Form der indischen Trias. Das schöne Denkmal von altindischer Vorstellungsart, welches in diesen Versen aufbewahrt wird, ist für den Forscher der Religionsbegriffe und des verschiedenen Ganges der Phantasie bei den uralten Völkern Asiens von unschätzbarem Werthe. Unter Issa (Herrscher) dachten sich demzufolge die Indier die ewigen Kräfte der Natur, durch welche alles besteht, alles

erhalten, das aufgelösete ersetzt und in einer andern Gestalt wieder hergestellt wird, oder auch in gewisser Hinsicht das Schicksal, Fatum. Die Gottheit wird dem Menschen in acht Gestalten sichtbar, im Wasser, im Feuer, im Opfer, in Sonne und Mond, im Aether, in der Erde und in der Luft. Sehr natürlich und philosophisch zugleich ist es, die Urkraft des All in den Elementen und da wo sie am wirksamsten erscheint, in den großen Weltkörpern, anzuerkennen. Aber desto merkwürdiger, daß man auch noch den Schritt wagte, im reinen Opfer (Ghih) die göttliche Kraft vorauszusetzen, und mit einer Subtilität, die man mehre tausend Jahre später auf ein anderes System angewendet hat, die Gottheit sich selbst wieder darzubringen. Ob aber J'suara (I'swara) und Jssa (oder Jssi) wie Sir William Jones meint, geradezu die Worte und Begriffe sind, aus denen man die ägyptischen Gottheiten Osiris (Oeishiri) und Jsis gebildet hat (As. Res. I. 253), lassen wir billig dahingestellt sein. Beides sind Namen des Siwa.

Jugend, S. 227. Die Vergänglichkeit der Jugendfreuden bezeichnet Theokrit fast mit denselben Worten wie Kalidas: *ταχα γαρ σε παρερχεται, ὡς οναρ, ἡβη.* XXVII. 8.

Jungfrau, S. 185. Im Englischen steht damsel.

K.

Kalanemi, S. Dämonen.

Kalidas, (Vorr.) der Verfasser dieses Gedichts; im gemeinen Dialekt Kaldoß. Er war einer von den berühmtesten Gelehrten und Weltweisen, am Hofe des Königs Bikkermadschit oder (im Sanskrit) Wikramaditya, dessen Zeitrechnung im Jahre 56 vor Chr. Geb. anfängt. Solcher gelehrten Männer hatte Wikramaditya neun oder nach andern vierzehn aus verschiedenen Gegenden seines Reichs zu sich geboten. Kalidas sammelte auf sein Verlangen die einzelnen Gesänge des großen epischen Gedichts der Indier, Ramayan, wie Lykurg die Rhapsodien Homer's.

Kama oder Kamadewa, wörtlich: Gott der Begierde; der Liebesgott der Indier, der auf einem Papagai reitet, fünf oder sechs mit würzhaften Blüthen gespitzte Pfeile, einen Bogen von Zuckerrohr mit der Bogensehne von Bienen, und ei-

nen Fisch im rothen Panier hat S. 210. 269. — Er gehört zu den Gandharwas, und ist nach der Mythologie, die in Kaschmir angenommen wird, der Sohn des Himmels und der Täuschung (Kasyapa und Maia), eine so zarte, ätherische Dichtung, daß nur die Liebe selbst dazu begeistern konnte. Man nennt ihn Smara (den Glänzenden?) S. 270, Ananga (den Stolzen? Sketches p. 165) Kandarpaketu und Makaraketu Heetopades p. 43. 129) auch den herzgebohrnen, den unkörperlichen und den rastlosen Gott S. 210. 217. 273. — Retti oder die Zärtlichkeit ist seine Gattin; und Wassant, der Frühling, sein unzertrennlicher Freund, füllt beständig seinen Köcher mit frischen Blüthen des Amra S. 273, des Nagakesar, des Tschampa, des Kitikum, und des Belabaums. (Jones Hymn. to Cama.) Sein Lieblingsaufenthalt ist die Gegend um Agra, insbesondere die Ebene Matra, wo auch Krischen mit den neun Milchmädchen (Gopia) die Nächte hindurch tanzen und singen. Durch Hara's Feuer verbrannte er zu Asche; die Götter träufelten Nektar drauf und der Liebesgott ging neubelebt hervor S. 210. 223.

Kamalata. S. Lotos.

Kämmerer. Es kommen deren mehre vor S. 197. 272. 273. 291.

Kanna, der Pflegevater der Sakontala, ein heiliger Brame, der in der Abgeschiedenheit einer Einsiedelei am Fuß der Schneegebirge des Norden (Himalaya) wohnt, und vertrauten Umgangs mit den Göttern pflegt; ist ein Charakter, den Kalidas mit vieler Kunst behandelt zu haben scheint. Er läßt durch drei Akte von ihm sprechen, auf seine Heiligkeit, Frömmigkeit, Weisheit und einnehmende Güte aufmerksam machen, und zeigt ihn im vierten ganz den Erwartungen gemäß, die er erregt hat, ohne ihn in den drei folgenden wieder auftreten, aber auch ohne ihn ganz aus dem Gedächtniß fahren zu lassen. Alle nennen ihn Vater, Heiliger, Weiser S. 176. 182. 187. 209. 228. 238. 241. 242., und seine väterliche Zärtlichkeit S. 237. 238. 240. 241. 245, sein göttlicher Ernst S. 238, sein ergreifender Enthusiasmus S. 239 und sein ruhiger, fester, sich selbst und die Dinge dieser Erde richtig fassender Blick S. 241 — 246 verdienen diese Namen.

Karabba, ein Bote aus der Residenz, S. 206.

Karfunkel, S. 199. So wie die Wirkung der Sonnenstrahlen hier erzählt wird, ist wol Uebertreibung darin.

Karkandhu, eine rothe Frucht, S. 279.

Kasyapa. Sir W. Jones hat uns in seiner Vorrede die Genealogie dieser Gottheit mitgetheilt, wie er sie in den indischen Büchern gefunden hat. Brahmà, die Gottheit als Schöpfer, schuf Maritschi (Marìchi) oder das Licht, das zarte Flüssige, das vor seinem Gefäß oder Behälter, der Sonne, geschaffen ward, wie das Wasser vor dem Meere (oder ehe es sich im Meere sammelte). Von diesem Maritschi ist Kasyapa entsprossen, eine Personification des unendlichen Raums, unzählige Welten in sich fassend, oder etwa, was die griechischen Mythen Ουρανος, Uranos, den unendlichen gestaltlosen Himmel nannten. Mit der Aditi, dem ursprünglichen Tage oder seiner eignen gebährenden Kraft, zeugte Kasyapa den Indra, König des Luftkreises, oder wenn man will, das sichtbare Firmament selbst, und die übrigen Aditya, oder monatlich einen andern Platz am Himmel einnehmenden Sonnen. Diti, die Nacht, wird auch als seine Gattin angegeben, und Maia, die Täuschung, ward durch ihn die Mutter des Liebesgottes Kama. So weit ist alles Allegorie. Allein an diese ketten sich Spuren von alter Menschengeschichte, welche sich unmöglich davon absondern und auf einen reinen Ertrag von Thatsachen zurückführen lassen. Ohngefähr dasselbe gilt von allen Göttersystemen in der ganzen Welt, von den neuen wie von den alten; ja, diese innige Verwebung des historisch und natürlich Wahren mit dem metaphysisch und hyperphysisch Ersonnenen oder Geahneten ist die wesentliche Bedingniß einer jeden Religion. Sie interessirt das Herz und den Verstand zugleich durch die Einbildungskraft; verschließt man ihr diesen Weg, so kann wol eine vernünftige Sittenlehre noch Eingang finden, aber der Geist der Religion bleibt ausgeschlossen. — Insofern Kasyapa ein Ahnherr des Bramenstammes ist, und der ursprüngliche Brame selbst genannt wird S. 310, zu dessen Geschlecht Kanna, der Einsiedler, gehört S. 310, insofern scheint die älteste Geschichte von Indien von diesen Mythen unzertrennlich zu sein; die Assur, oder bösen Geister, die eine Zeitlang das Reich des Indra wie die Dornen gefangen halten, bedeuten etwa nur gewisse barbarische Völker des Norden, und die Genien, die

durch Menschenhülfe wieder in ihre Herrschaft eingesetzt werden, könnten leicht auch nur Menschen sein, deren höherer Grad der Geistesbildung ihnen von Lehrbegierigen Verehrung und Beistand erwarb, ohne sie gegen die Uebermacht von rohen ungelehrigen Wilden zu sichern. Die merkwürdige Analogie dieser Mythen mit denen eines ganz verschiedenen Volks, der Javaner, im Sadjara Rajah Djawa, wovon die Gesellschaft der Wissenschaften zu Batavia (in ihren Verhandelingen. I. Deel) einige Bruchstücke geliefert hat, könnte uns die Möglichkeit dieses Ursprungs durch ein übrigens ohne alle nähere Uebereinstimmung scheinendes Beispiel nahe legen. Noch ist es indessen nicht Zeit an diese Auseinandersetzung zu denken; sondern die indischen Dichtungen müssen wir einstweilen nehmen, wie sie sind; sie mögen sich alsdenn durch ihren inneren Gehalt zu näherer Untersuchung legitimiren. — Der dichterischen Darstellung ist es nachtheilig, daß Kanna, Sakontala und Duschmanta schon mit allen großen Zügen ausgeschmückt worden sind, ehe die Götter auf ihren Thronen S. 308 erscheinen, daher sie auch einem europäischen Geschmack insipid bleiben müssen. Für einen Indier hat diese Scene wenigstens einen konventionellen Werth.

Kausika, ein König, der zugleich als Weiser berühmt ist, S. 187.

Kokila, S. 239. 259. 269. 270. Ein in Indien sehr häufiger schwarzer Vogel, der sich des Nachts hören läßt, und wie die Nachtigall sehr viel Abwechselung und Melodie in seinem Gesange hat, dabei aber viel lauter singt. Heetop. p. 79. 306. Was Duschmanta den Hennen dieser Vogelgattung vorwirft, gibt ihr eine Aehnlichkeit mit unserm Kukuk, die sich bis auf die Namen erstreckt.

König. Der Hof eines orientalischen Despoten wird in diesem Schauspiel ziemlich anschaulich gemacht; der König (oder Kaiser, wie ihn Sir W. Jones an einer Stelle nennt) findet überall Schmeichler, aber auch hie und dort Sittenrichter S. 174. 197 u. f. Die gewöhnlichen Redensarten, womit man ihn anredet: „wie der König befiehlt; langes Leben — Sieg dem Könige!" S. 175. 177. 250 können mit biblischen und anderen orientalischen Parallelstellen belegt werden. Der Wunsch der Einsiedler S. 176 hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem 17. Vers des XLV. Psalms:

Gleich deinen Vätern sein deine Kinder!
Setze zu Fürsten sie auf der ganzen Erde!

S. Eichhorn's allg. bibl. Biblioth. II. B. S. 64. — Doch scheint es fast, der Dichter habe den König und seinen Hof schon ein wenig nach den Sitten seines eigenen Zeitalters modernisirt.

Krischen oder Krischna wird in diesen Erläuterungen zu oft erwähnt, um nicht selbst einer bestimmteren Erwähnung zu bedürfen, ob er gleich im Gedichte der Sakontala nicht vorkommt. Seine Erscheinung ist zweihundert Jahre älter, als die des zweiten Buddha und fällt also um 1200 vor Chr. Geb. Sie ist eine der berühmtesten Menschwerdungen (Awatárs) des Wischnu. Er ward von Wasudewa und Dewaki gezeugt, allein aus Furcht vor dem Tyrannen Kansa, dem es prophezeiht worden war, daß dieses Kind ihn überwältigen würde, verbarg man ihn in Mathurà (sonst Matra) einer Ebene in der Gegend von Agra bei einem ehrlichen Schäfer Namens Ananda (dem Glücklichen), dessen liebenswürdige Frau, Yasoda, sich beständig mit ihren Wiesen und ihrer Milchstube (dairy) beschäftigte. Zu ihrem Haushalt gehörten viele junge Kühhirten (Gopa) und schöne Milchmädchen (Gopi), die Gespielen von Krischna's Kindheit. In seiner früheren Jugend wählte er sich neun von diesen Mädchen, zu seinen Favoritinnen, mit denen er die frohen Stunden bei Tanz und Flötenspiel in ländlichen Lustbarkeiten durchlebte. Die Prinzessinnen liebten ihn mit Leidenschaft wie diese Milchmädchen, und Krischna ist noch jetzt die Lieblingsgottheit der indischen Weiber. Er war auch nicht nur reizend, sondern tapfer, und tödtete schon als Kind die furchtbare Schlange Kaliya, nebst vielen Riesen und Ungeheuern. Seinen besondern Schutz verlieh er dem in der indischen Geschichte so berühmten König Judischthir und den übrigen Kindern Pandu, die von Kuru's Abkömmlingen und ihrem tyrannischen Oberhaupt, Duryodhan, (A. R. 234) sehr unterdrückt worden waren. Den Krieg, den er gegen diese Unterdrücker führte, ist der Inhalt des Gedichts Maha-Bharat, und nach dessen Beendigung kehrte er in seine ewige Wohnung, Waikontha, (das höhere Paradies des Wischnu) zurück. Eine besonders merkwürdige Vorstellung von Krischna, der auf einem aus neun in einander künstlich geschlungenen Mädchen zusammen-

gesetzten Elephanten reitet, gibt Anlaß, die Zahl seiner Gespielinnen auf neun festzusetzen, welches sonst aus dem Sanskritverse, worin sie erwähnt werden, nicht mit gehöriger Zuverlässigkeit geschehen könnte, weil das Wort Nawa nicht nur die Zahl neun, sondern auch neu oder jung bedeutet. Er heißt Késawa, oder mit schönem Haar, Gówinda, der Schäfer, Krischna, der Schwarzblaue. Sonnerat und nach ihm Jones, denken hier an den Hirten Apoll, der Admet's Heerden hütete, und den Python erschlug, an den schönen, jungen, heldenmäßigen Gott der Griechen. As. Res. 259—262.

Kschetra, S. 183. 256. Das Wort wird verschiedentlich Tschetri, Khetri, Xatri, geschrieben. Es bedeutet den Stamm (Kaste) der Krieger, wozu die Könige und Fürsten mit ihrer Nachkommenschaft gehören. Dieser Stamm ist der Zweite, und darf sich mit dem Ersten (dem Stamm der Bramen) durch Heirathen nicht verbinden.

Kuh, S. 140. Die heilige Kuh gibt vermuthlich die Milch, aus welcher das Ghih, oder die Opferbutter bereitet wird.

Kumara, (Vorr.). Der indische Kriegesgott.

Kumbhilaka, S. 264. Zur Erläuterung dessen, was hier vom Fischen gesagt wird, muß man wissen, daß die Fischer nicht nur Suderas sind, oder zur vierten und letzten Kaste gehören, sondern auch unter dieser eine der verachtetsten Unterabtheilungen ausmachen.

Kuru, (Vorr.). Ein Nachkömmling von Bheret, dem Sohne Duschmanta's

Kuruwaka, S. 192. 193. 221. 270. Ein blühender Strauch, der nicht näher bekannt ist.

Kusa, S. 187. Eine Familie von indischen Radjahs oder Fürsten.

Kussagras, das heilige Opfer, S. 178. 192. 235. Es muß immer frisch gestreut werden S. 209. 238.

Kuwalaya, S. 281. Diese Pflanze, deren Blüthen die Fingerspitzen der Sakontala verglichen werden, ist die Avali von Rheede, Hort Malab. und Convolvulus paniculatus Linn.

L.

Lakscha, S. 237. Dies ist wahrscheinlich die Henna der

Araber, welche im gemeinen indischen Dialekt Mindi heißt, (Lawsonia inermis Linn.) wenngleich der Name eine Aehnlichkeit mit dem Lak zu haben scheint, welches aber ein rother Saft aus dem Thierreich ist.

Lanka, (Vorr.). Eine von den Benennungen der Insel Ceilon, die sonst im Sanskrit auch Sinhala-Dwipa, die Insel der löwenähnlichen Männer heißt.

Lesen, Schreiben und Zeichnen S. 190. 214. 237 sind nach unserm Dichter Fertigkeiten, die auch die Mädchen im Hain der Einsiedler erlangt haben müssen.

Liebesgott. S. Kama.

Lichtstrahl des Ruhms, S. 234. So hat Pindar Pyth. IV. 454: ἀκτῖνας ὄλβου.

Lied. Es sind mehre lyrische Stellen diesem Drama einverleibt; im Prolog das Liedchen der Schauspielerin; Priyamwada's Anspielung auf das Wanadosini S. 128.; das Improvisiren von Duschmanta, als Sakontala ihren Vers gemacht hatte S. 216; die Stimme vom Himmel an Kanna S. 234; der Chor der Waldnymphen S. 239; die Lobgesänge auf den König S. 248; und das Lied der Königin Hansamati S. 249.

Locke, (die ergriffene) ein in der Vorrede erwähntes indisches Schauspiel. (The feizure of the Lock.) Unwillkürlich denkt man dabei an den Lockenraub von Pope, wiewol Lock auch das Schloß an einer Thüre bedeuten kann.

Lotos. Es gibt in Indien zwei Blumenarten aus der Gattung der Wasserlilien, Nymphaea Lotus und Nymphaea Nelumbo Linn. Jenes ist die in Aegypten ehedem den Göttern geweihte Pflanze; allein aus einem Umstande scheint es fast, daß die andere in Indien den Vorzug hat, in der Mythologie ihre Rolle zu spielen, nämlich weil ihre groben, rauhen Stengel erwähnt werden S. 181. 222 und N. Nelumbo wirklich rauhe mit Knoten besäete Stengel hat. Zudem ist ihre Blume auch prachtvoller; indessen wage ich hier nichts zu entscheiden, da ich kein botanisches Urtheil vor mir habe. Die Lotosblume mußte wegen ihrer ausnehmenden Schönheit und Größe die Aufmerksamkeit der Indier auf sich ziehen; ihre Blumen glühen mit mancherlei Farbenschattirungen, vorzüglich aber ihre reiche Blumenkrone mit einem rothen Schimmer S. 300. Duschmanta verwechselt diese

Blume sogar mit dem Auge seiner Geliebten S. 225. Ihr goldner Staub färbt die Bäche um Kasyapa's Wohnung S. 298, ihre Staubfäden schweben auf Sakontala's Wange S. 281, ihr Kelch soll einer strafbaren Biene zum Kerker werden S. 282, ihre weichen, blauen Blätter S. 180 sind Fächer S. 211. 220, und Priyamwada will Liebesbriefe darauf schreiben S. 216, ihre Stengel werden zu Armspangen geflochten S. 211. 212. 222, ein Strauß von den Fasern dieser Stengel ruht in Sakontala's Busen S. 281 (vermuthlich mit dem Balsam der Usira getränkt), und der Vogel Tschakrawaka pflückt sie ab S. 242. Ihre jungen Sprossen werden den Armen eines schönen Frauenzimmers verglichen S. 223. Auch das mußte die Lotosblume den Indiern wichtig machen, daß nirgends deutlicher die Bildung der Pflanze schon im Samenkorn sichtbar ist, Asiatik Res. I. 261. Auf einem Lotosblatt schwimmt Brahma über den Abgrund, As. Res. I. 243, in einer Lotosblume segelt Lakschmi, die Göttin des Ueberflusses, die Tochter des Oceans und der Nacht, New As. Miscell. No. I. p. 5. Lotosäugig wird Wischnu genannt As. Res. I. 232. Lauter Beweggründe für den Indier dieser Pflanze Verehrung zu weihen, worin die Tibetaner und Einwohner von Nepal mit ihm übereinkommen. Ein Mann von Nepal trat bei Sir W. Jones ins Studirzimmer, und als er die Lotosblume daliegen sah, warf er sich vor ihr zur Erde nieder As. R. I. 243. Pedma, Kamalà, Kamalata S. 223, Sirischa, im Prolog S. 222. 281, und Tamala S. 210, sind ihre Namen; sie ist die Blume der Nacht, „die kühlende Blume, die sich ängstet, wenn der Tag erscheint, die sich fürchtet vor den Sternen," die nur dem Monde sich öffnet, ihm allein duftet, und ihr Haupt herabsenkt vor dem Strahl der Sonne S. 216. 232. 261.

Löwenmann, S. 295. Die vierte Menschwerdnng (Awatàr) des Wischnu, da er aus einer Marmorsäule hervorsprang und einen lästernden Fürsten zerriß. As. Res. I. 235. In der Sakontala wird ihm auch die Wiedereinsetzung des Indra zugeschrieben, den die bösen Geister aus seinem Reich vertrieben hatten.

M.

Madhawa, (Vorr.). Ein Gedicht.

Madhawi, eine von Sakontala vorzüglich geliebte Pflanze, mit schlängelndem Stamm (a creeper) und glühendrothen Blumen, ist die in Indien gewöhnliche Ipomoea Quamoclit Linn. Sakontala nennt diese Pflanze ihre Schwester, empfiehlt sie beim Abschied von ihrem Pflegevater seiner Vorsorge und umfaßt sie mit einer wahren Rührung S. 182. 183. 212. 240. 274.

Madhawya ist einer der sonderbarsten Charaktere im ganzen Stück; aus dem Bramenstamm, mit Duschmanta erzogen, doch wie es scheint viel älter, und ein Mittelding zwischen Hofnarr und Busenfreund des Monarchen. Wollte Kalidas etwa zu verstehen geben, daß man nur als Narr Königen die Wahrheit sagen dürfe, oder liegt das in der Natur der Sache und nahm es der Dichter also nur, wie er es fand? Für das Letztere stimmt die Entstehung und lange Beibehaltung der Hofnarren, die man gewiß noch jetzt manchem Herrscher wünschen möchte, wenn sie ihn wie Madhawya zugleich die Herzlichkeit der Freundschaft kosten, und bei vorkommenden Fällen die Strenge des Tadels empfinden ließen. Doch ist es auch in unserm Drama offenbar, daß Anhänglichkeit, Herzlichkeit, Vertrauen und Liebe auf Duschmanta's Seite gesucht werden müssen, weil das Bedürfniß auf seiner Seite ist; Madhawya empfindet das Lästige dieser Verbindung mit einer Majestät viel zu lebhaft, um ganz zufrieden und ganz aufrichtig zu sein, obgleich Duschmanta weder exigeant ist, noch die Fehler seines Jugendfreundes verkennt. Merkwürdig ist es, daß Madhawya S. 194 vom Wildpretessen spricht, welches zu beweisen scheint, daß damals diese Art Fleisch einem Bramen nicht verboten war, und fast eben so merkwürdig, daß der Dichter, der doch ohne allen Zweifel zum Bramenstamm gehörte, über die Furchtsamkeit der Bramen, die er in Madhawya anschaulich macht, bei jeder Gelegenheit spöttelt S. 205. 207. 250. 290.

Madhukarika, der Name eines Mädchens, das dem Dienste Kama's geweiht ist; ihr Name bedeutet Kokilahenne S. 269.

Mahabharat, das große Gedicht von Bharata's Thaten. (Vorrede.)

Mahesa, S. 174. Einer von den Namen des Gottes Siwa. S. Brahma.

Malati und Madhawa, (Vorr.). Ein indisches Gedicht unter dieser Aufschrift.

Malati, S. 200. Eine der schönsten indischen Blumen, Nyctanthes Sambac Linn. wird hier zu einem schönen Bilde.

Malaya, S. Himalaya.

Malini, Malinì, ein Fluß, der von den Schneegebirgen Himalaya herabkommt, S. 176. 210. 237. 281.

Mallika. S. 179. 180. Eine Blume, die nicht näher bezeichnet wird.

Mantel. Die Einfalt der Einsiedlersitten wird geschildert, indem Sakontala nur einen groben Mantel von gewebter Rinde, oder, wie es an einem andern Orte heißt, von geflochtenen Fasern, (also eine Art von Matte) trägt S. 180. Ich würde die Stelle beim Curtius: corpora usque pedes carbaso velant, l. VIII. c. 9. von dieser gröberen Kleidung verstehen, da die Dichter carbasus für Segeltuch brauchen, und die Stelle im Arrian Peripl. Maris Erythr. ausdrücklich hinzusetzt, daß gemeines grobes Tuch (χυδαιον) daraus gemacht wird.

Maritscha, der von Maritschi entsprossene Kasyapa, S. 297.

Maritschi, (Vorr.) S. 298. Das Urlicht, von Brahma geschaffen, aus welchem Kasyapa entsproßte. Doch wird auch Kasyapa selbst Maritschi genannt. Solche Namenverwechselungen sind in den indischen Büchern und doch auch in den griechischen, nicht ungewöhnlich.

Matali, Màtali, der Wagenführer Indra's, S. 291.

Meghatsch-handa, die Ringmauer des Palasts, S. 284. 289. Sie hat ihren Namen von den Wolken, die sie decken, sagt der Kämmerer; eine etwas starke orientalische Hyperbel.

Menaka, eine Nymphe des Swerga oder niedern Himmels S. 188, verführt einen frommen König, sich mit ihr zu vereinigen. Wenn die Bramen von den Göttern stammen, so war das Vergehen groß, daß ein Krieger (Kschetra) eine Nymphe zur Mutter machte. Sie ist Sakontala's Mutter, und wohnt in Aditi's Palast S. 312, wohin sie auch ihre beleidigte Tochter entführt S. 310.

Menu, (Vorr.). Die Indier haben ein altes Buch, das von den Gesetzen handelt, unter dem Titel: Swayambhuwa Menu,

welches älter ist als das Bhagawat, und wovon wir eine Uebersetzung aus der Feder des Sir William Jones zu erwarten haben. Nicht Menu selbst ist der angebliche Verfasser dieses Buchs, sondern Bhrigu, ein heiliger Mann, oder Halbgott, der den Menschen offenbarte, was Menu ihm und andern Heiligen und Patriarchen auf ihre Bitten erzählt hat. As. Res. I. 238. Menu ist übrigens in den indischen Mythen ein berühmter Name, der zugleich mit ihrer mystischen Zeitrechnung innig verwebt ist, indem die Menschwerdungen (Awatars) der Gottheit nach den vier Zeitaltern abnehmen, so daß deren vier in die erste, drei in die zweite, zwei in die dritte, und eine (die noch erwartet wird) in die vierte Epoche fallen. Diese vier Epochen, die auch in Ansehung ihrer Anzahl Jahre geometrisch im Verhältniß von 4. 3. 2. 1. kleiner werden, fassen die ungeheure Summe von 4,300,000 Jahren in sich. Multiplicirt man diese Summe mit 72, so hat man die Regierungszeit eines Menu, deren 14 nur einen Tag des Brahma ausmachen: aber seit Erschaffung der Welt sind 50 solcher Tage schon verflossen. Das wären also 217,728 Millionen Jahre. Nach dem Bhagvat-Geeta besteht ein Tag des Brahma aus 1000 Umwälzungen aller Yugs (oder Epochen), das ist, aus 4320 Millionen Jahren, und die Nacht des Brahma ist eben so lang; dies gibt ein etwas verschiedenes Facit. Man merkt wol, daß die Zahlen den indischen Chronologen nichts kosten; allein man sieht zugleich recht anschaulich das fruchtlose Bemühen, Zeit und Ewigkeit in eine Aequation zu bringen, oder unsere auf Einschränkung gegründete Form der Anschauung einem Wesen unterzulegen, welches keine Schranken hat, und durch keine Form gefesselt ist. Diese Berechnung hat indessen noch eine andere als die mythische Seite; sie hat wahrscheinlich in astronomischen Verhältnissen ihren Grund, und das übrige ist Spiel der Einbildungskraft, die in Indien einen besondern Charakter der Subtilität zu haben scheint. Der siebente Menu, der Gesetzgeber Indiens, sagen die Bramen, war ein Waiwaswata (Sohn der Sonne), mit dem Zunamen Satyawrata, und zu seiner Zeit ereignete sich die große Ueberschwemmung. Das erste Purana, welches Bhagawat heißt, enthält die ausführliche aber mit Fabel ausgeschmückte Erzählung dieses Ereignisses. Daß hierbei dem exegetischen Alterthumsforscher,

Sir W. Jones, der Name Nuh oder Noah einfiel, ist wol zu entschuldigen. Ist das Factum einer allgemeinen asiatischen Ueberschwemmung richtig, so mag sich leicht der Name des Geretteten im westlichen und südlichen Asien zugleich erhalten haben. As. Res. I. 229—240.

Merkur. S. Buddha.

Misra, eine schwer zu erläuternde Benennung, so gewöhnlich sie in Indien noch jetzt den Namen einzelner Menschen angehängt ist. Watschespeti und andere indische Schriftsteller, insbesondere die berühmtesten Rechtsgelehrten (Pandits) der Indier, auch zwei ihrer besten Schauspieldichter, trugen diesen Namen. Der Brame Mahesa hat Herrn Jones versichert, er könne abgeleitet werden von einem Stammwort, welches mischen bedeutet, weil die Schriftsteller, denen man ihn beilegt, Miscellaneen, oder vermischte wissenschaftliche und theologische Aufsätze geschrieben haben. Allein Misr, der Name, womit der ganze Orient von alten Zeiten her Aegypten bezeichnet, soll auch nach desselben Bramen Aussage einem gebirgigten Bezirk nordwärts von Ayodya oder Aud gegeben werden, und in allen Sastras und Puranas (heiligen Büchern) vorkommen. As. Res. I. 269. 270. In der Sakontala heißen die beiden Boten Sarngarawa und Saraduata, die Kanna mit seiner Pflegetochter schickt, Misras S. 235.

Misrakesi, S. 268 u. f. Eine Nymphe, die eine ziemlich langweilige Rolle spielt. Kalidas ist mit dem Beiseite ohnedies freigebig, mehr als recht ist; allein in dieser Rolle wird es peinlich.

Mitrawassu, Gouverneur einer Provinz, S. 270.

Mond. Zuerst S. 181. 210 von seinen thautriefenden Strahlen, die wir in Virgils roscida Luna wieder finden. Georgic. III. — S. 224 eine ganz neue Art, die Hörner des Neumonds als Bild zu gebrauchen. S. 215 wird ihm eine kühlende Kraft zugeschrieben, S. 210 aber abgeleugnet. S. 232 zündet er Blüthen an, die, wenn er verschwindet, welken, er steigt herab in sein abendliches Bett, ebend. Sein Zug am Himmel wird prächtig beschrieben S. 232. Sakontala wird dem Stern Rohini und Duschmanta dem Monde S. 306 verglichen, denn der Mond ist bei den Indiern, wie bei uns, männlichen Geschlechts. Tschandra und

Soma sind seine indischen Namen. Marsden Chron. of the Hindoos p. 21.

Mondskinder, eine Dynastie von indischen Königen unter denen Duschmanta vorkommt. (Vorr.)

N.

Nagakesar, Prolog und S. 235. Eine schöne Frühlingsblüthe, deren wohlriechenden Blumenstaub man einsammelt, und die auch dem Liebesgott oder Kama heilig ist. Vielleicht ist es Pandanus odoratissima Linn.

Nared oder Nareda, S. 292. Brahma's Sohn, ein weiser Gesetzgeber, groß in den Waffen und in den Künsten des Friedens, ein beredter Bote der Götter, ein Tonkünstler von unvergleichlicher Geschicklichkeit und Erfinder des Wina, eines Instruments, welches eine Art Laute ist, die schon vom bloßen Winde, wie die Aeolsharfe tönte, ein mythologisches Wesen also, das viele Aehnlichkeiten mit dem griechischen Hermes hat. As. Res. I. 265. Er ist noch beständig auf der Wanderschaft hienieden begriffen. Bhagvat-Geeta p. 144. Sein Name ist zusammengesetzt aus Nara, ein Faden, oder eine Vorschrift, und Da, der Geber (Gesetzgeber.)

Natak, (Nàtac) sind die Schauspiele der Indier. (Vorr.)

Nymphen. S. Göttinnen.

O.

Ocean, S. 204, von der Erde begrenzt. S. Erde.

Oschaddi, eine Art Blumen, die sich bei Mondenschein öffnen, S. 232.

P.

Pandits, (Vorr.). Die gelehrten Braminen tragen diesen Ehrentitel.

Pandu stammt von Bheret. (Vorr.)

Papagaien füttern ihre Jungen im hangenden Nest, S. 178.

Parabhritika, S. 268. Eine Jungfrau, dem Kama geweiht.

Parwatayana, einer von Duschmantas Kämmerern, S. 273. 290.

Pawan. S. Hanumat.

Pedma. S. Lotos.

Pfau, ein friedlicher Bewohner des Hains, ruht des Nachts auf den Dächern der Einsiedlerhütten, S. 232. Pfauhennen werden S. 218. 240 erwähnt, und fast möchte man glauben, daß es zur Sittsamkeit des indischen Frauenzimmers gehört, daß Mädchen nur von weiblichen und von jungen Thieren sprechen.

Pinaka, (Pináca) der Bogen des Gottes Mahesa, S. 174. So heißt auch Narayan's (Wischnu's) Schwert im Mahabharat Tschakra. Bhagvat-Geeta p. 149. Diese Namen, die den Waffen gegeben werden, sind auch unter den Arabern üblich; so hieß Ali's Schwert Zulfekar. Unsere Ritter hatten ebenfalls diese Sitte; wem fällt nicht Roland's Durindana hier ein?

Pingalika, die Magd der Königin Wasumati, S. 283. 288. Das Wort drückt die Farbe des Löwen aus. Heetopad. p. 309.

Pippala, S. 289. Der heilige Feigenbaum, Ficus religiosa Linn., dessen Blätter, wie bei uns die Pappelblätter vom leisesten Winde zittern. In der Sanskritsprache heißt er sonst noch Asmattha.

Prakrit, (Vorr.). Die Mundart der Weiber.

Priyamwada, Priyámwada. Eine der Gespielinnen Sakontala's. Ihr Name bedeutet die Freundlichsprechende S. 181. Pindar und Horaz haben μελιφθογγος und dulce loquens, aber nicht als Namen, sondern nur als Beiwort.

Puloman, Pulóman. Wer Puloman, und wer seine Tochter sei S. 309, kann ich nicht finden.

Puru, der berühmteste Vorfahr des Königs Duschmanta, stammte im fünften Gliede von Buddha (S. dieses Wort) dem Aelteren. Wie schwer es hält, die indischen historischen Erzählungen einer chronologischen Berechnung zu unterwerfen, erhellt schon aus dem, was bei Gelegenheit des Buddha gesagt worden ist. Unstreitig wurden die astronomischen Cycli erst ziemlich spät erfunden, und man rechnete nun zurück, rechnete zum Theil falsch, und setzte auch die Begebenheiten willkürlich an, wo wirkliche Denkmäler und Beobachtungen nichts bestimmten. Soviel ist indessen gewiß: wenn der zweite Buddha im J. 1014 vor Christi Geburt gelebt hat,

wie es aus Couplets, Des Guignes, Giorgis und Baillis verglichenen und übereinstimmenden Berechnungen der chinesischen und tibetanischen Angaben erhellt, und wenn nach den Kaschmiriern die Erscheinung des Krischen 200 Jahre älter ist, — so verliert sich Puru's Epoche in die dunkelsten Zeiten der Geschichte nach der Sündfluth. Denn Krischen (oder Wischnu in seiner achten Verwandlung) verlieh einem der späten Nachkommen Duschmanta's, dem Ardschun, den Besitz von Indien, nachdem die Kinder Kuru und Pandu lange blutige Kriege um diese Herrschaft geführt hatten. Es sollen sich allerdings auch Nachrichten von einem oder mehren viel späteren Kriegen mit den Persern erhalten haben. In dem letzten ward der indische König gefangen nach Persien geführt und den dortigen Herrschern zinsbar gemacht. Einer von seinen Nachkommen, den die Nachricht Phur nennt, weigerte den Tribut, und veranlaßte dadurch den Zug Alexander's nach Indien. Die indischen Schriftsteller sollen nicht nur das Andenken von Alexander's Sieg über ihren König Phur aufbehalten haben, sondern auch hinzufügen, daß ein Aufruhr im Lager den Sieger gezwungen habe, Indien wieder zu verlassen. Sketches p. 78. Die Zeit wird vielleicht in dieser Geschichte mehr Licht verschaffen; denn Marsden urtheilt sehr richtig, daß es vielleicht weit bessere Annalisten von Indien gibt, als die bisher bekannten, die aber gerade, weil ihnen das Wunderbare fehlen mochte, jetzt bei diesem wundersüchtigen Volk in keinem Ansehen stehen. Chronology of the Hindoos p. 2.

R.

Raiwataka, S. 197. Duschmanta's Kämmerer.

Rama, (Vorr.). Eine von den wichtigsten Menschwerdungen des Wischnu. Rama ward geboren in der uralten Stadt Ayodhya, die nach einer braminischen Uebertreibung sich in einer Linie von zehn Yodschans oder 40 englischen Meilen erstreckte. Er war ein großer Eroberer, und unterjochte ganz Indien nebst Lanka oder der Insel Ceilon, mit Hülfe eines Heers von Satyrn oder Pawianen, (S. Hanumat) die ihm eine Brücke von Felsen über das Meer zwischen Ceilon und der Spitze der Halbinsel bauten, wovon die Trümmer noch

übrig sind, und Rama's (nicht wie die Mahomedaner und Portugiesen es ungeschickt verstümmeln, Adam's) Brücke heißen. Diese Kriege hat Walmik in seinem gepriesenen epischen Gedichte Ramáyan besungen, welches mit den Dionysiacis des Nonnus eine so auffallende Aehnlichkeit haben soll, daß Sir William Jones den darin besungenen Dionysos für eine Copie des Rama zu halten scheint. As. Researches I. 257. 258.

Ramalotschan, (Vorr.). Name eines Bramen.

Ramayan, Ramáyan, (Vorr.) Walmik's Gedicht von den Zügen des Rama.

Radschayukta, S. 266. Der Polizeiaufseher in Hastinapura. Diese Sittenschilderung ist sehr belehrend, wenn man die Zeit bedenkt, da dieses Schauspiel geschrieben ward, ich will nicht sagen, die, wohin es die Scene verlegt.

Rehkalb, S. 241. 258. Diese Stellen haben eine Zartheit und Fülle der Empfindung, die uns mit dem Geist des Dichters versöhnen müssen.

Reise. Kanna nennt den Abschied aus dieser Welt mit einem mildernden Ausdruck die letzte Reise S. 245.

Retti, S. 268. Die Zärtlichkeit, Kama's Gemahlin. S. Kama.

Rhadakant, ein gelehrter Brame, (Vorr.).

Ring. Der entscheidende Ring des Königs, der den Knoten des Stücks zu schürzen scheint, S. 190. 231. 257. 264—266. 276 u. fg. 307. Daß Ringe im Orient oft Talismane sind, und wichtige Rollen in orientalischen Mährchen spielen, wird wol Jedem noch aus Tausend und einer Nacht im Andenken sein.

Rohini, S. 307. Der Name eines Sterns.

Rohita, S. 205. Eine Art Fische.

S.

Saketaka, der Name eines Kaufmanns, S. 285.

Sakontala, Sacontalà. Alle weibliche Charaktere dieses Stücks haben die größte Simplicität, und Sakontala, die Hauptperson, interessirt blos durch diese einfache, kindliche Naivetät, durch die Zartheit ihres schwärmerischen Gefühls, und was Duschmanta selbst an ihr lobt, die gänzliche Abwesenheit aller anmaßenden Absicht in dem, was sie thut, sagt oder

denkt. Die ausnehmende Reizbarkeit ihres Körperbaues gegen die klimatische Hitze gibt ihr eine liebenswürdige Schwäche und Hülfsbedürftigkeit, die der feine, höfliche Indier ehrt; denn die Gesetze der Bramen fordern die billigste Rücksicht gegen die untergeordneten Kräfte des andern Geschlechts. (Code of Gentoo Laws.) Ihre Liebe für Pflanzen und Thiere S. 183. 240 u. fg., ihr Glaube an Vorbedeutungen S. 252. 307, die Aufwallungen von Unwillen S. 189. 191. 259, die unwillkürliche Aeußerung ihrer Neigung S. 185, ihre unverholene Liebe S. 216. 221. 222 u. fg., ihr Scherz S. 224 u. fg., ihr sanftes Leiden und ihre Hingebung beim Abschied S. 236. 241. 243 u. fg., sind ursprüngliche, ihrer Seele eigenthümliche Naturempfindungen, nichts Erlerntes, nichts von Aussen Hineingebrachtes, Künstliches oder ihrem Wesen Fremdes, und gehen still und ohne Anstrengung hervor, wie äußere Veranlassungen sie hervorlocken; das schönbesaitete Instrument tönt bei der leisesten Berührung, wie bei der heftigsten, nur sanfte Harmonien.

Sakonta-Lawanyam. Durch die Aehnlichkeit dieses Worts mit dem Namen Sakontala, wird ihr Sohn veranlaßt, nach ihr zu fragen S. 303. Ich finde in den Hitopades p. 160, daß Sekandi wahrscheinlich Pfau, und p. 78 daß Lawanyawati schön bedeutet. Vermuthlich ist also das obige Wort, ein schöner Pfau, und von einem gemalten, aus Thon geformten Pfau wird es auch gebraucht.

Sakrawatara, der Aufenthalt des Fischers, S. 264.

Sami, ein hartes Holz S. 180. geschwängert mit geheimnißreichem Feuer S. 234, welches vermuthlich so beschrieben wird, weil man es zum Anzünden des Opferfeuers braucht, und durch Reiben in Brand stecken kann.

Sandelbaum S. 243 und wohlriechendes Sandelholz (Santalum album Linn.) S. 294 sind bekannt und dieses Wohlgeruchs wegen von Madagaskar bis Otaheiti geschätzt. Die Indier, so oft sie sich im Ganges waschen, zeichnen sich Brust und Arme mit einer Farbe, die aus weißem Sandelholz mit Wasser angemacht ist, und lassen sie antrocknen. Heetopad. p. 332.

Sankara, eines Einsiedlers Kind, S. 300.

Sankha, ein indischer Dichter, (Vorr.).

Sanskrit. Die Griechen, die mit Alexander nach Indien

kamen und hernach unter den Fürsten von Baktriana dieses große Land besuchten, haben uns nichts von der damaligen Sprache aufbewahrt. Die Mahomedaner fanden und bemerkten eine besonders gebildete Sprache, deren reinste Mundart um Agra, hauptsächlich auf dem dichterischen Boden von Matra, gesprochen ward, und gewöhnlich der Dialekt Wradscha genannt wird, wovon fünf Sechstheile wenigstens mit dem Sanskrit oder der Sprache der heiligen Bücher übereinstimmen. Von beiden Sprachen ist das Hindustanische in der Wurzel und in Absicht der Beugungen der Zeitwörter gänzlich verschieden, und höchst wahrscheinlich die ältere, im oberen Indien ursprüngliche Sprache gewesen. Eroberer haben vermuthlich das Sanskrit und Wradscha daselbst eingeführt, wie man aus denen, dem Hindustani beigemischten Wörtern schließen kann. Soviel ist wenigstens gewiß, daß man so lange Brahma's Religion in Indien die herrschende war, die Sprache der Wedas (oder heiligen Bücher) in einem großen Theil dieses Landes gesprochen hat. Der Ursprung des Sanskrit bleibe so dunkel, wie er uns jetzt noch ist, so können wir doch nicht umhin, die Organisation dieser Sprache zu bewundern, die nach dem Ausspruch eines der gelehrtesten Sprachkenner, vollkommner als die griechische und wortreicher als die lateinische ist. (Sir William Jones in As. Researches p. 422.) Sie ist überdies zu einer weit höheren philosophischen Politur und Verfeinerung als beide gelangt, und hat gleichwol mit beiden in den Wurzeln der Zeitwörter und in den grammatikalischen Formen, eine bewundernswürdige, keinem bloßen Zufall mögliche Uebereinstimmung, die kein Philolog untersuchen kann, ohne die feste Ueberzeugung davonzutragen, daß alle drei von einer gemeinschaftlichen, (vermuthlich nicht mehr vorhandenen) Quelle hergeleitet sind, zu welcher sich ebenfalls die gothischen und celtischen Mundarten, wovon die letztere zwar durch eine ganz verschiedene Sprache entstellt ist, und endlich auch das alte Persische zurück verfolgen lassen. (A. R. p. 423.) Jetzt wird das Sanskrit nur noch in Büchern angetroffen, worin es jene hohe grammatikalische Ausbildung hat, die den Namen Sanskrit, die Vollendete (Sam, oder in Zusammensetzungen, San, völlig; und skrita, geendigt, gemacht, gethan) verdient. Die Schriftzüge, womit diese Sprache und

alle indische Mundarten ausgedrückt werden, heißen Nágari (von Nagar oder Nagara, eine Stadt), und zuweilen wird noch Dewa vorgesetzt, weil die Gottheit selbst sie gelehrt und ihre jetzige künstliche Ordnung vorgeschrieben haben soll. Ganz deutlich erkennt man ihre Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit dem Kufischen, und der viereckigen chaldäischen Schrift, deren sich die Hebräer bedienten, und die nebst der phönizischen, (der Mutter der griechischen und römischen Alphabete) und äthiopischen, alle aus einer gemeinschaftlichen Urform entstanden sind. Die ältesten indischen Schriftzüge findet man in den Höhlen von Dscharasandha; aber die Inschriften zu Kanárah scheinen aus Nágari und äthiopischen Buchstaben zusammengesetzt zu sein. As. Res. I. 423. Alle diese Bezeichnungen der Sprachlaute waren vermuthlich bei ihrer ersten Entstehung rohe Versuche, die Sprachorgane in ihrer verschiedenen Wirkung abzubilden; dahingegen die Bezeichnung der Begriffe, deren sich einst die Aegyptier bedienten, und die jetzt in China und Japan noch üblich ist, nothwendig einen ganz verschiedenen Ursprung haben mußte, wiewol die Laute in der chinesischen und tibetanischen Grammatik beinah in eben der Ordnung wie die angeblich von der Gottheit vorgeschriebenen indischen auf einander folgen. Wie viel Wichtiges, die Aufmerksamkeit Reizendes, liegt nicht für den philosophischen Forscher der Menschengeschichte in diesen aus der Tiefe des Alterthums herstammenden Uebereinstimmungen? S. As. Researches I. 424.

Saraduata, einer von den beiden Misras. S. Misra.

Saraswati, auch Sereswati. Einer von den drei Flüssen, die zu Prayaga oder Triweni (die drei Haarflechten) zusammenfließen; die beiden andern sind die Gangá (Ganges), und die Yamuná (Yumna). Die meisten indischen Flüsse sind weiblichen Geschlechts und zugleich Göttinnen. Nur Brahmaputra (Brahma's Sohn) ist ein männlicher Fluß. Als Fluß wird Saraswati hier S. 287 erwähnt, wobei zugleich der Volksglaube vorkommt, daß sie unter der Erde sich verliert, — um sich, wie die Sage weiter lautet, mit ihrer Geliebten Ganga zu Hugli, wo es noch ein anderes Triweni gibt, wieder zu vereinigen. Als Göttin der Wissenschaften und Künste nennt sie Kalidas sehr schicklich in einem Werk der Kunst S 313.

Sarmischta, S. 238. Wahrscheinlich die Gemahlin eines indischen Fürsten.

Sarngarawa, ein Misra, den Kanna mit seiner Pflegetochter zum Könige schickt. Er ist rauh und zornig; Saraduata mildert ein paar Mal, was er im Unwillen ausstößt S. 256 u. f. 261.

Satschitirtha, S. 258. 277. Ein Teich, wo Sakontala ihren Ring verliert. Tirtha scheint einen Teich zu bedeuten. Satschi ist Indra's Gemahlin.

Schakal, der gefräßige, heulende, scharenweis des Nachts auf den Raub ausgehende wilde Hund, S. 198. 266.

Schauspielerin (im Prolog). Hier schien es mir schicklich und der Verfeinerung an Wikramaditya's glänzendem Hofe gemäß, die Redenden einander Sie nennen zu lassen; nur einmal, und zwar in einem verliebten Kompliment, sagt ihr der Theaterdirektor Du.

Schlange. Das Gift der Schlangen hat im Orient durchgehends auf die Vorstellung geführt, diese Thiere für böse, unrein, verabscheuungswürdig, und durch eine leichte Metaphrase für böse Geister zu halten S. 301.

Schlangenfürst, Ananta, die unsterbliche Schlange, auf welcher Wischnu schläft, und die in vielen indischen Mythen, besonders im Kriege der guten und bösen Geister über das Amrita (das Unsterbliche) oder indische Ambrosia, im Maha-Bharat eine große Rolle spielt S. 248. Sie ist die Stütze der Erde, als Symbol des Erhalters Wischnu.

Schneegebirge, S. 250. S. Himalaya.

Schnelligkeit. Die Griechen haben kein so schönes und philosophisches Bild, als Duschmanta's anschauliche, wahre Darstellung der Schnelligkeit S. 175.

Schnur. Die priesterliche oder heilige Schnur, Sennara, wird aus einer besondern Art perennirender Baumwolle (Nerma) gemacht, und besteht aus einer gewissen Anzahl Fäden von bestimmter Länge. Die Bramen haben in der ihrigen die meisten Fäden, die Kschetris (Krieger) wenigere, die Wisyas (Kaufleute) die wenigsten. Die Suderas dürfen gar keine Schnur tragen. Sie hängt über der linken Schulter und geht um den Leib. Der Büßende hier in Kasyapa's Einsiedelei hat gar eine Schlangenhaut statt dieser Schnur S. 297. Sketches p. 283.

Schreiben. S. Lesen.

Schüler, S. 232 u. a. a. O. Die Heiligkeit, nach welcher ein Brame streben muß, wird nur stufenweis erlangt. Die älteren, weiseren Bramen dienen den jüngeren zum Muster, sind ihre Lehrer und Meister, und fordern Gehorsam von ihnen. Erst wenn ein Brame den Grad der Vollkommenheit erreicht hat, welcher Gnan, inspirirte Weisheit genannt wird, und eine Kenntniß von der Natur der Gottheit voraussetzt, wird ihm der Ehrenname Pandit beigelegt. Bhagvat-Geeta p. 140. 141.

Seele, S. 244. So viele Sekten es auch unter den Indiern gibt, so übereinstimmend hängen sie doch an den Hauptlehren ihres Glaubenssystems, die ihnen aus der ältesten Zeit her in ihren Religionsbüchern aufbewahrt worden sind. Dahin gehört die Lehre vom Brahme als dem alleinigen höchsten Wesen; von der Unsterblichkeit der Seele und einem zukünftigen Zustande von Belohnung oder von Strafe; von der Seelenwanderung und von der Göttlichkeit der Wedas, welche das Gesetz und die Religionsvorschriften enthalten. Kanna lehrt hier seine Pflegetochter mit Zuversicht glauben, daß Seele und Leib geschieden werden müssen, und Duschmanta beschließt das ganze Stück mit dem frommen Wunsch, nicht abermals geboren zu werden, sondern sogleich seine Stelle in einem der Paradiese einzunehmen S. 313.

Septaperna, S. 185. Blätter eines Baums, womit man einen ländlichen Sitz bereitet.

Sereswati. S. Saraswati.

Serwademana, S. 299. 311. Duschmanta's und Sakontala's Sohn, (Löwenbändiger,) in der Folge als Bharat oder Bhereta der berühmte Herrscher Indiens, von dem es seinen Namen Bheretkhant erlangte. Der Muthwille des unbändigen Knaben ist von S. 299 — 303 gut geschildert.

Sesam ist vermuthlich Ingudi, S. 201. S. dieses Wort.

Sklavinnensohn, S. 194. 198. Ein verächtlicher Ausdruck, den auch wir ohne Commentar verstehen, der aber noch weit mehr Nachdruck hat, wo so viel auf Abstamm ankommt, wie in Indien. Gleichwol hindert nichts, daß talentvolle Sklavinnensöhne an den Höfen indischer Fürsten zu den höchsten Würden und Bedienungen gelangen können, indeß die edelgebohrnen Nachkommen eines Fürsten, wenn die

Imbecillität des Harems ihnen anklebt, keine Achtung einflößen und auch keine erhalten.

Sirischa, S. Lotos.

Siwa. S. Issa. Seinen blauen Hals S. 313. hat er von einem entsetzlichen Gift, welches er auf Brahma's Geheiß verschlang, damit es die Welt nicht vernichtete. Vid. Bhagvat-Geeta p. 149. Daher heißt er Nilkant, Blauhals.

Smara. S. Kama.

Sohn, S. 244. Das Glück einen Sohn zu gebären, ist der Stolz der Weiber des ganzen Orients.

Sohn meines Herrn, S. 223. 206, erklärt Duschmanta selbst, als die Redensart, deren sich nur eine Gattin gegen ihren Gemahl bedient. Sie ist mehrern orientalischen Völkern gemein.

Somarata, S. 250. Duschmanta's Hofpriester.

Somatirtha, S. 177, wohin Kanna wallfahrtet, ist aus Soma (Mond) und Tirtha (wahrscheinlich Teich?) zusammengesetzt.

Sonne. Nichts ist natürlicher als die Verehrung, die ein ungebildetes Volk der allbelebenden Sonne als einem göttlichen Wesen bezeigt; erst nach einer langen Reihe von Jahren und gesammelten übereinstimmenden Beobachtungen der merkwürdigsten immer wiederkehrenden Phänomene, lernte der Mensch das geringschätzen, was er nun besser zu kennen glaubte, und schuf sich unsichtbare, metaphysische Götter. Es scheint uns wahrscheinlich genug, daß auch in Indien die drei Kräfte ihrer göttlichen Trias, nämlich die hervorbringende, erhaltende und zerstörende Kraft (Brahma, Wischnu und Siwa) anfänglich nur Wärme, Licht und Flamme waren, die sie an dem ewigen Wunder der Natur, der Sonne, wahrgenommen hatten. Als man endlich dahin gelangte, das Erschaffene vom Schöpfer, die Wirkung von der Ursache und vor allem das Körperliche vom Geistigen zu unterscheiden, wurden zwar jene drei Kräfte zu Eigenschaften der Gottheit erhöht; allein der Grund zur Volksreligion war gelegt und hatte schon zu tiefe Wurzeln geschlagen; die einmal verehrten Götter ließen sich nicht verdrängen, und es blieb nichts anders übrig, als sie durch Mittelbegriffe mit dem neuen metaphysischen System in Verbindung zu bringen. Der Phantasie standen hier alle Wege offen, und daher kam es auch,

daß man sich oft an einem nicht begnügte. Die Sonne ist nicht nur eine von den acht Formen, in welchen Siwa oder Issa, der Gott der Natur, sichtbar wird (Prolog), sondern man betet sie auch besonders, als einen himmlischen Genius (Aditya) unter ihrem eigenen Namen Surya an. Surya fährt in einem mit sieben grünen Rossen bespannten Wagen, von Arun geführt S. 232. 292, mit tausend Genien in seinem Gefolge, die ihn anbeten und ihm Loblieder singen. Oft hat es ihm gefallen, von seinem Wagen herabzusteigen auf die Erde, und ein Heldengeschlecht, von ihm entsprossen, daselbst zu hinterlassen. Er hat viele Namen, und vorzüglich zwölf, die seine verschiednen Kräfte in jedem Monat bezeichnen, und die zwölf Adityas heißen; sie folgen auf einander in dieser Ordnung: Waruna, Surya, Wedang, Bhanu, Indra, Rawi, Gabasti, Yama, Swarna-reta, Diwakar, Mitra und Wischnu (welches hier den Durchdringenden bedeutet). Bhagvat-geeta p. 144. Asiat. Researches I. 262.

Sonnenkinder, Suryawangas, heißt eine Dynastie von indischen Königen, (Vorr.) wie Mondskinder, Tschandrawangas, eine andere, unter denen sich Duschmanta befindet.

Stämme. Es ist bekannt, daß die Indier sich in vier Hauptstämme theilen. 1) Bramen. (Brahmana, von Brahma, die Gottheit, bedeutet göttlich.) 2) Kschetra, Fürsten und alle Krieger. (Kschetra bedeutet einen Landbesitzer.) 3) Wisya, Kaufleute, Ackersleute, Handwerker und Hirten; und 4) Sudera, Knechte. Außer diesen gibt es noch einen verachteten Auswurf der Gesellschaft, mit dem keiner der vier Stämme etwas gemein haben will, die Tschandalas, die alle unreine Arbeiten verrichten, und nicht einmal Yogis oder fromme Büßer werden dürfen. Sketches p. 121. Auf der Küste Malabar heißen sie Parias, und sind größtentheils nur Verstoßene aus den vier Stämmen. Die Bramen allein dürfen die Wedas lesen; ein Kschetri darf sie vorlesen hören, die beiden andern Stämme (oder Kasten) dürfen nur gewisse Sastras oder Auslegungen des Weda lesen. Die Tschandalas dürfen in keinen Tempel kommen und an keinem Gottesdienst Theil nehmen. Kein Indier berührt Früchte, die ein Tschandala gezogen hat. In Absicht der Vermischung der Stämme ist festgesetzt, daß ein Brame sowol eine Frau aus seinem eignen als aus dem zweiten und dritten Stamme hei-

rathen kann; hingegen darf kein Kschetra eine Bramentochter heirathen S. 183.

Sterndeuter, S. 262. Die Schwachheit des Orients, und lange Zeit auch die unsrige. Kein Indier nimmt noch jetzt etwas Wichtiges vor, ohne seinen Sterndeuter, der allemal ein Brame ist, um Rath zu fragen. Heetop. p. 324.

Sumeru oder auch schlechtweg Meru ist ein fabelhafter Berg, den die Götter und Genien bewohnen, und den die Indier nach Norden, oder gar an den Pol verlegen. Er starrt von Gold und Juwelen. S. 232.

Sundar, (Vorr.). Ein Dichter.

Sutschaka, Súchaca, S. 265. Ein Polizeidiener.

Suwrita, Suwritá, S. 300. Eine Wärterin des Serwademana.

Swerga, das untere Paradies, der niedere Himmel, das Firmament, der Aufenthalt der Genien, S. 188. u. f.

Syamakakörner, S. 241, sind mir unbekannt.

T.

Tamalas. S. Lotos.

Tamarinden, S. 200. Die sauren Schoten, die wir als Purgirmittel brauchen.

Tauben, S. 284. 289, nisten auf den Zinnen des Palasts.

Teiche, S. 178. 242 u. a. a. O. sind den Indiern wegen ihrer Reinlichkeit und ihren gesetzmäßigen Ablutionen nothwendig und werden heilig gehalten. Tempel und Ruheplätze sind gewöhnlich an solchen Teichen erbaut.

Termiten. Eine besondere Gattung von Insekten, die den Ameisen am nächsten verwandt sind, und in heißen Ländern große, manchmal mehr als mannshohe Gebäude von Thon aufführen, worin sie gesellschaftlich leben, ihre Eier legen und ihre Jungen groß ziehen. Sie gehören zu den verheerendsten Plagen heißer Länder. Hier haben sie ihren Bau gar an einen Baumstamm angeklebt S. 297.

Theaterdirektor muß man wol das englische Manager übersetzen, obgleich sich fragen läßt, wie es auf eine indische Bühne anwendbar ist. (Prolog.)

Trisanku, ein indischer Fürst, von dem eine Geschichte S. 206. erzählt wird.

Tschakrawaka, ein Wasservogel, eine Art Gänse, die von

den Engländern in Bengalen gewöhnlich die Bramengans (Brahmanee-goose) genannt wird, und wie ein ungeschmiertes Rad knarrt. Heetop. p. 321. — Hier stört ihr Ruf die Liebenden S. 225, und S. 242. empfindet der Vogel traurend den Abschied der Sakontala, wie beim Theokrit die ganze Natur den Tod des Daphnis, Id. ά. 70. u. f.

Tschamaras, S. 281. Die tibetanischen Kühe mit langbehaarten Schwänzen, die wie Roßschweife aussehen, Bos grunniens Linn. S. 192. Heetopades p. 309.

Tschatak, ein mythologischer Vogel, S. 216.

Tschattakas, eine Art zwitschernde Vögel, S. 296.

Tuberose steht S. 216 unrichtig für die Blume der Nacht, die Lotosblume.

U.

Urwasi, Urvasì, (Vorr.). Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Kalidas.

Uscha's Entführung, ein indisches Schauspiel. (Vorr.)

Usira, Usíra, eine wohlriechende, Balsam enthaltende Wurzel S. 209. 211. 222.

V.

Vogel, der himmlische, vermuthlich wieder der Tschatak, S. 291. 296.

Vorbedeutungen. Es zuckt in Duschmanta's rechtem Arm S. 197. 299 beidemal, ehe er Sakontala erblickt. Sakontala's rechtes Auge zittert, als sie vor den König treten soll, der sie verleugnet. Diese Deutung der zufälligen Bewegungen ist mehren Völkern eigen. Sie beweiset aber doch eine durch Uebung erlangte Fertigkeit, auf die kleinsten Veränderungen Acht zu geben und sich ihrer ganz bewußt zu sein. Die Folgerung beruht auf der Vorstellungsart, daß alles Unwillkürliche in uns, einen höheren Zusammenhang hat. Wo die Ursache gewisser Wirkungen nicht offenbar am Tage lag, mußte man sich etwas Göttliches, Uebernatürliches im Spiele denken.

W.

Wächter (im Englischen Wardour). Die eigentlichen Verhältnisse dieser Schloßbeamten, deren mehre um die Person des Königs sind, lassen sich nicht wohl bestimmen. S. 251. u. f.

Waitana, eine Ceremonie, in welcher man Wasser weiht, S. 209.

Wali, der Riese, den Wischnu erschlug, S. 295.

Walmik oder Walmiki, der älteste indische Dichter, Verfasser des epischen Gedichts Ramayan. (Vorr.)

Wanadosini. Hier ist man von der indischen Accentuation abgegangen, denn im Original lautet es Vanàdósinì, S. 181. Wanadosini bedeutet das Ergötzen des Hains. Man weiß, wie sehr es der orientalischen Phantasie eigen ist, in Beinamen zu spielen; die Araber haben, zum Beispiel, hundert verschiedene Benennungen, um ein Schwert zu bezeichnen. Aber auch die Beinamen, die Anakreon der Rose gibt, *θεων αημα, βροτων χαρμα, χαρισιν αγαλμα, Αφροδισιον αθυρμα*, Od. 52. zeugen von einer ähnlichen Stimmung der Phantasie.

Wasserlilie. S. Lotos.

Wasumati, eine von Duschmanta's Königinnen, S. 283.

Wata ist der indische Feigenbaum mit wurzeltreibenden Zweigen, Ficus indica Linn.

Weda, S. 186. 250. 287. 311. 313. Dies sind die heiligen Bücher der Indier, die in Bengalen Beds und von den Tallingas und den Tamulen oder Malabaren, Wedam oder Wedang genannt werden. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß in der gewöhnlichen Mundart B statt W gesetzt wird, und das letzte a weggelassen wird, auf welchesnim Sanskrit sich eine sehr große Menge Sylben und Wörter endigen. — Die Weda bestehen in vier Büchern, welche ach dem unbedingt angenommenen Glauben von Gott selbst offenbart worden sind. Man nennt sie mit einem Wort Rigyadschusamatharwa oder einzeln Rig, Yadschusch, Saman und Atharwan. Herr Sonnerat hat vorgegeben, daß diese Bücher verloren gegangen wären; allein die Nachforschungen der Engländer haben das Gegentheil unwidersprechlich dargethan, und der um indische Literatur so verdiente Herr Oberst Polier hat das Glück gehabt, ein vollständiges Exemplar in

eilf Bänden zu bekommen, welches ich im Jahre 1790 im brittischen Museum zu London aufbewahrt gesehen habe. — Wyasa war es, der die vorhin unzähligen Weda auf diese vier Bücher zurückbrachte. Die drei ersten Bücher erläutern in methodischer Ordnung die menschlichen Pflichten: das vierte enthält die göttlichen Gesetze, und ist unstreitig aus einer späteren Zeit, wie der Dialekt, worin es geschrieben ist, offenbar zu erkennen gibt, indem er leicht verstanden wird, dahingegen die drei ersten Bücher nur von wenigen Bramen ausgelegt werden können. — Der Widerspruch, den man bisher zwischen dem was Hollwell von den heiligen Büchern der Indier schrieb, und den Nachrichten anderer Reisenden bemerkte, ist nunmehr durch einen genaueren und vertrauteren Umgang mit den Bramen, und durch das von Wilkins, Halhed und Jones angefangene Studium der Sanskritsprache völlig gehoben. Es ist ganz richtig, daß die Indier sechs heilige Sammlungen von Schriften unter dem gemeinschaftlichen Namen Sastras (gemeinhin auch Schastras) besitzen. Die erste dieser Sammlungen sind keine andere, als die vier Bücher des Weda; die zweite heißt Upaweda, und besteht auch in vier Büchern, worin Chirurgie und Medizin, Musik, Tanzkunst, Kriegskunst, Architektur und die übrigen mechanischen Künste gelehrt werden. (Upaweda könnte man die Unter=Weda übersetzen.) Die dritte Sammlung des Sastra wird Anga oder Wedanga genannt, und faßt in sich Sprachkunde oder Grammatik, Rituale des Gottesdienstes, Astronomie und Auslegungen schwer zu verstehender Worte des Weda. Die vierte besteht aus den achtzehn Purànas oder mythologischen Erzählungen; die fünfte heißt Dherma oder Menu=Smriti (was man sich von Menu erinnert) und umfaßt in achtzehn Büchern die Rechtsgelehrsamkeit; und die sechste, oder Dersana, die aus Nyaya und Mimansa besteht, ist der Inbegriff der Philosophie der sechs indischen Schulen. Diese drei letzten Sammlungen faßt man auch unter der gemeinschaftlichen Benennung: Upanga (Unter=Anga) zusammen, und zählt alsdann nur vier Sastras. Das Bharata und das Ramayana, die beiden großen epischen Gedichte, werden zu der vierten Sammlung gezählt. Die Kommentarien über alle diese Werke gehen ins Unendliche, und würden eine große Bibliothek ausmachen, da sie das ganze Feld der Wissenschaf=

ten umfassen. Die Suderas oder vierte Klasse der Indier dürfen in keinem der sechs Sastras lesen noch davon vorlesen hören; hingegen gibt es für sie eine Menge profane Bücher, die aus den Sastras gezogen, und reich an Schönheiten sind. Sir William Jones behauptet auch, daß die indischen Aerzte (aus dieser Klasse?) oft gelehrter als die Bramen sind, ohne ihren Stolz zu besitzen, und die liebenswürdigsten und tugendhaftesten Menschen unter diesem Volk ausmachen. Die Suderas studiren ihre Arzneikunde aus den Büchern, welche Waidya genannt werden; die Sittenlehre aus dem Radschaniti (Fürstenlehre) und Nitisastra. Die Gedichte Sahitia und Kawya vertreten ihnen die Stelle der Puranas, u. s. f. Will man von dem Umfang dieser Literatur urtheilen, so erwäge man, daß die Wedabücher aus mehr als tausend Unterabtheilungen bestehen, die Puranas über fünfmalhunderttausend Versabschnitte oder Stanzen enthalten, das Mahabharat oder Bharata deren allein mehr als hunderttausend in sich faßt, und alles andere nach Verhältniß ins Unendliche geht. Diese Quelle öffnen jetzt die Engländer zur Beschäftigung des folgenden Jahrhunderts, wie die Holländer uns den Zugang zur arabischen und die Franzosen zur chinesischen Literatur geöffnet haben. Uebereinstimmungen, mit dem was andere Völker gedacht und geschrieben haben, die bald zu erkennen geben, daß die Vernunft überall analogisch, nach gleichförmigen Gesetzen wirkt, bald aber auch noch etwas mehr nämlich eine wahrscheinliche Uebertragung der Begriffe von einem Volk auf das andere, vermuthen lassen, die einst durch anhaltendes Studium zur höheren Gewißheit gebracht werden kann, machen diese Untersuchungen dem Menschenforscher wichtig. Was ich hier in die Kürze gezogen habe, findet sich in mehren Aufsätzen des Sir William Jones zerstreut. S. Asiatick Researches I. p. 340—355. und 415—431.

Weiser. Die gewöhnliche Anrede an den heiligen Bramen Kanna S. 238. Den Weisen ist nichts verborgen S. 243, denn sie erkennen Alles durch die Kraft der Meditation über das höchste Wesen S. 310. 312. Der höchste Ehrenname, den man einem Könige geben kann, ist der des Weisen S. 203 u. f. Kausika wird S. 187 auch so genannt, im Sanskrit mit Einem Worte Radscharschi (von Radscha, Fürst, und Rischi, ein Heiliger). Bhagvat-Geeta p. 144.

Welt. Nach dem indischen Lehrbegriff, wie nach vielen andern, ist die Welt ein Prüfungsort S. 313.

Wetas, S. 196. Wetasas, Vétas, Vétasas, schlängelnde Sträuche, die zu Lauben S. 226 angepflanzt werden, oder auch ganze Wäldchen bilden S. 258.

Widerbha, eine mystische Art der Verbindung zwischen der Dichtkunst und einem Dichter (Vorr.).

Wikramaditya, Vicramáditya, ist zusammengesetzt aus Wikrama, Vícrama, Sieg, und Aditya, Aditya, Genius, und bedeutet folglich den siegreichen Fürsten, oder den göttlichen Sieger. Er ist einer der berühmtesten Könige der Indier, und lebte etwa hundert Jahre vor Chr. Geb. Sein Erbreich war Malwa, und seine Hauptstadt Udschein (Ougein). Er führte Krieg mit Saka, dem König von Delhy, der vielleicht sein Oberlehnsherr war, überwand und tödtete ihn, und herrschte nun über die größten und schönsten Länder Indiens. Wie lange er noch regiert habe, ist ungewiß; allein die Geschichte sagt, er sei in einer Schlacht geblieben, worin ein König der südlichen Provinzen (Dekan) die Oberhand behielt. Dieses unglücklichen Ausgangs unerachtet, lebt sein Andenken bei den Indiern, seine Abenteuer sind in ihrem Munde, und was das Wichtigste ist, eine noch übliche Zeitrechnung führt seinen Namen, ohne daß man weiß, ob sie von seiner Thronbesteigung oder von seinem Tode an gerechnet wird. Ihr Anfang fällt genau in das Jahr 56 vor Chr. Geb. Wikramaditya oder Bikkermadschit hielt eine glänzende Hofstatt, und versammelte Alles, was berühmt und gelehrt war, um sich her. Seine neun Kleinode, neun gelehrte Männer, sind bekannt, und unter diesen war der Dichter der Sakontala, Kalidas, der ausgezeichnetste. (Vorr.) S. Marsden Chron. p. 11.

Wilde, savages, nennt Sir William Jones die mogolischen Völker, die Indien erobert haben. (Vorr.)

Wina, S. 249, Nareda's Laute. S. Nared.

Wratati, eine Pflanze mit schlängelnden Stengeln, S. 192.

Wriddhasakalya, Vriddhasácalya, S. 298, ist Jemand, den Matali in Kasyapa's Hain anredet.

Wyasa, Vyása, oder eigentlich Krischna-Dwapayen-Wyassa, der Verfasser des Bharata, sammelte die vielen Wedas in drei oder vier Büchern, und schrieb außer seinem großen Ge-

dichte verschiedene, (einige sagen gar alle) Puranas, nebst anderen Traktaten und Auslegungen der Sastras Bhagvat-Geeta p. 26. As. Res. I. 342. 351.

Y.

Yama, S. 267, ist ein Waiwaswata, Sonnensohn, und wird auch Dherma=radscha, König der Gerechtigkeit, Pitripeti, Fürst der Patriarchen, und Sraddhadewa, Gott der Obsequien, genannt. Er ist der Richter der abgeschiedenen Seelen, die gleich nach dem Tode sich in Yama's Stadt oder Wohnung, Yamapur begeben, von ihm ein gerechtes Urtheil empfangen, und demzufolge entweder in den ersten Himmel Swerga aufsteigen oder in das Narak, die Region der Schlangen hinuntergetrieben, oder auch nach den Stufen ihrer Verbrechen, auf Erden in ein Thier, eine Pflanze oder gar einen Stein eingekerkert werden. Noch einer seiner Namen ist Kala, die Zeit. Man hält ihn für einerlei mit Menu. S. dieses Wort. As. Res. I. 239.

Yayati, ein indischer Fürst, S. 238.

Z.

Zauber. S. 235. 236. Eine Art Teig aus verschiedenen Ingredienzien, will Anusuya der Sakontala als Amulet anbinden. Das Verschwinden der Sakontala nennt der König S. 263. Zauberei, und Kasyapa nennt Durwasa's Fluch einen Zauber S. 311.

Zeichen, S. 183. Alles Ungewöhnliche, wie schon unter dem Worte Vorbedeutungen erinnert worden ist, fällt in der Kindheit der Vernunft als etwas Bedeutendes auf; so hier, wenn eine Pflanze unzeitig blüht, bedeutet es einen Gemahl. Hier ist auch der Ort zu erinnern, daß die physiognomische Bezeichnung in Indien auf gewisse allgemeine Grundregeln gebracht sein mußte, als Priyamwada ihr Urtheil über den ihr noch nicht bekannten König fällt S. 186, der Priester Somarata die Prophezeihung wegen Duschmanta's Sohn erwähnt S. 262, und Duschmanta ohne ihn zu kennen S. 300 die Zeichen der Herrschaft in seinen Händen erblickt. Bei uns treiben die Zigeuner Chiromantie, und die Zigeuner

sind, wie es Herr Professor Grellmann sehr wahrscheinlich gemacht hat, indischen Ursprungs.

Zeichnen. S. Lesen.

Zeitrechnung. Um diesen Erläuterungen noch einige Vollständigkeit zu geben, folgt hier dieser Artikel, wenngleich in dem vorhergehenden Schauspiel nichts darauf bezogen werden kann, zur Ergänzung dessen, was bereits unter dem Worte Menu vorgekommen ist. Die indischen Epochen, die sich bis in die Millionen Jahre versteigen, sind augenscheinlich auf irgend eine vorausgesetzte Uebereinkunft verschiedener astronomischer Revolutionen gegründet, und eben so wenig für wirklich verflossene Zeiten zu halten, als die in dem Fragment des Manetho vorkommenden Regierungsperioden der Gestirne in Aegypten. Die Bramen nennen die Schöpfung Kalpa, und behaupten, daß am Schluß einer jeden Schöpfung Alles wieder in das Wesen der Gottheit verschlungen wird. In dem Zwischenraum zwischen zwei Schöpfungen ruht Brahma auf der Schlange Sescha (Dauer), die auch Ananta (die Unendliche) heißt. Jede Schöpfung dauert einen Tag Brahma's, oder tausend Revolutionen der vier Perioden, Yugs oder Yogs (Verbindungen oder Vereinigungen; daher vielleicht Yogi, ein mit Gott Vereinigter, ein Frommer). Sie heißen Satya-Yug, Treta-Yug, Dwàpar-Yug und Kali-Yug. Die Dauer des ersten wird auf 3,200,000, des zweiten auf 2,400,000, des dritten auf 1,600,000 und des vierten auf 400,000 Jahre bestimmt. Andere Nachrichten geben diese Zahlen anders an. (S. le Gentil, Voyage dans les mers de l'Inde, I. 235. Sonnerat's Reise, I. 245.) Dies ist für itzt, bis wir der Entstehung dieser Perioden näher auf die Spur kommen, gleichgültig. Desto merkwürdiger aber ist es, daß nach der Rechnung der Bramen jetzt 1791, nur erst 4892 Jahre des Kali-Yug oder des vierten Zeitalters verflossen sind, woraus erhellt, daß das Jahr 1 der christlichen Aera das Jahr 3101 der indischen gewesen ist, da beide Arten von Jahren ziemlich von gleicher Länge sind. Allein es folgt nun keineswegs, daß darum diese Art zu rechnen wirklich schon so lange Zeit bestanden und als eine übliche Form gangbar gewesen sei. Im Gegentheil, da es ausgemacht ist, daß Buddha etwa 1000 Jahre vor Chr. Geb. gelebt hat, und die Indier selbst bekennen, daß Krischna's Er-

scheinung nur um 200 Jahre älter ist, ob sie gleich den Anfang des Kali-Yug mit ihm gleichzeitig machen, so ist ganz unläugbar, daß diese Epoche erst im 13. Jahrhundert vor Chr. Geb. erfunden und eingeführt worden sei. Man hat aber, nach den astronomischen Beobachtungen, die damals schon vorhanden waren, rückwärts gerechnet, und einen Zeitpunkt bestimmt, in welchem das Kali-Yug seinen Anfang genommen haben sollte, und dieser Punkt war, wie es die Tabellen der Bramen ausweisen, derjenige, wo alle Planeten zugleich miteinander in Conjunction waren. Er fällt nach ihren Berechnungen noch um 1900 Jahre früher als die chronologisch bestimmte Erscheinung des Krischna, und man sieht also, daß die Indier von der Vereinigung der Chronologie und Astronomie keinen richtigen Begriff haben, indem sie die Erfindung ihrer Zeitrechnung mit dem ersten Jahr derselben verwechseln. Das ist ungefähr so arg, als wenn man die Geburt Cäsar's in das Jahr 1 der Julianischen Periode setzen wollte. Daß übrigens die Rechnung selbst, die um das Jahr 1200 vor Chr. Geb. gemacht worden ist, nicht richtig sei, und daß die Planeten im Jahr 1 des Kali-Yug unmöglich in allgemeiner Conjunction gewesen sein können, hat Marsden in seinem vortrefflichen Aufsatz on the Chronology of the Hindoos zur Gnüge dargethan. — Wenn wir solchergestalt die schönen Träume eines Hollwell, Brydone, Voltaire, Halhed und Bailly von dem erweislichen hohen Alter der Erde und des Menschengeschlechts wieder zerstören, so muß man gleichwol nicht vergessen, daß eine Zeitrechnung, die im 12. oder 13. Jahrhundert vor Chr. Geb. erfunden ward, und eine von eben der Zeit her aufbewahrte, mit unseren Rechnungen fast wunderähnlich zutreffende Länge des Jahrs, ältere genaue Kenntnisse des gestirnten Himmels voraussetzt, die kein anderes Volk der Erde aufweisen kann, und die einen mit der Sündfluth gleichzeitigen, vielleicht über denselben hinausgehenden Anfang der Kultur voraussetzen. Es ist hier nicht der Ort sich auf die Auseinandersetzung dieser für jeden Forscher so einleuchtenden Wahrheit einzulassen, und eben so wenig die späteren Zeitrechnungen des Wikramaditya, des Saliwaganam (oder Salaban) und den sechzigjährigen jetzt in Indien üblichen Cyklus zu berühren. Hierüber verweisen wir an Playfair's Remarks on the Astro-

nomy of the Brahmins, und Marsden's mehrerwähnte Schrift on the Chronology of the Hindoos.

Zeremonien heischt keine Religion in größerer Anzahl und Verschiedenheit als die indische. Die Waitana S. 209. ist eine Weihe des Wassers. Bei der Schwangerschaft sind die Weiber zu gewissen Zeremonien verpflichtet S. 285. Bei der Todtenfeier finden vielerlei Gebräuche statt, die zum Theil fortgesetzt werden müssen. Die Indier müssen den Geistern ihrer Vorfahren bis ins dritte Glied hinaufwärts den Kuchen Pinda an jedem Neumond opfern, und ihnen täglich das Tarpan (die Besänftigung), d. i. eine Libation von Wasser darbringen. Die Seelen derer, die Kinder hinterlassen, begeben sich sogleich in das Pitrilog, den Limbus der Väter, und bleiben dort, wenn das Opfer nicht unterlassen wird; sonst stürzen sie in das Narak (Nareka, Nark), und kommen wieder als Seelen unreiner Thiere auf die Welt, bis ihre Sünden durch wiederholte Wiedergeburt sich zum Mukti, der ewigen Seligkeit, qualificirt haben, die in einer Aufnahme in das Wesen der Gottheit, in das Brahm, besteht. Bhagvat-Geeta p. 139. Diese Opfergebräuche bei den Obsequien heißen Sraddha, und etwas Aehnliches findet man bei den meisten Völkern der Erde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.